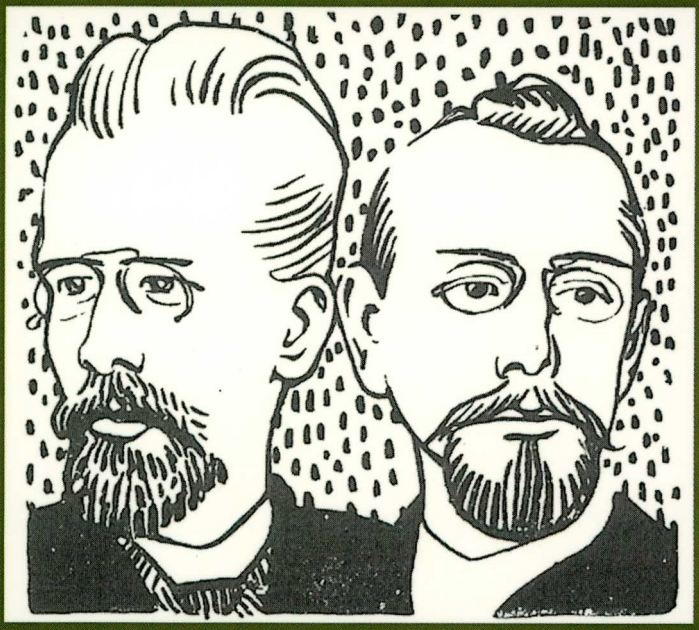
Literaturkommission für Westfalen – Reihe *Texte* Band 5



Heinrich Hart / Julius Hart
Lebenserinnerungen

Rückblicke auf die Frühzeit der literarischen Moderne (1880-1900)

Herausgegeben und kommentiert von
Wolfgang Bunzel

AISTHESIS VERLAG

AV

Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen

Band 18

Reihe *Texte* Band 5

Herausgegeben
von der Literaturkommission für Westfalen

Heinrich Hart / Julius Hart

Lebenserinnerungen

Rückblicke auf die Frühzeit der literarischen Moderne (1880-1900)

Herausgegeben und kommentiert von
Wolfgang Bunzel

AISTHESIS VERLAG
Bielefeld 2006

Abbildung auf dem Umschlag:
Heinrich und Julius Hart (Bruno Paul); abgedruckt in: [Otto Julius Bierbaum:] Steckbriefe erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler 1900; Reprint: München: Heimeran 1960 (= Heimeran Neudrucke), S. 63.

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Landschaftsverband Westfalen-Lippe www.lwl.org

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2006
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-553-6
www.aisthesis.de

Inhalt

Heinrich Hart: Literarische Erinnerungen 7

Julius Hart: [Bruchstücke aus den Lebenserinnerungen]
Meine Lebenserinnerungen. 1. Die Vaterstadt 71
Meine Lebenserinnerungen. 2. Alt-Münstersche Festtage 75
Jugenderinnerungen 81
Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen 86
Wie ich Bücherwurm wurde 96
Meine erste Zigarre 99
Meine Jugendfreunde – die Bücher 102
Allerhand Lebenserinnerungen. Wie ich zu dichten anfing 104
Wie ich Schauspieler wurde 107
Meine Primanerjahre. Jugenderinnerungen 111
Mein erster Winter in Berlin. Aus meinen Lebenserinnerungen 117
Journalistische Lehrlingsjahre. Lebenserinnerungen aus dem Nachlaß . . 128
50 Jahre Schriftsteller 133
Wie der Deutsche Literatur-Kalender entstand. Erinnerungen aus Hoffnung- und Hungerjahren 135
Aus meinen Sturm- und Drangjahren 142
Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen 145
Die losen Vororts-Realisten der achtziger Jahre. Wir Friedrichshagener 154
„Orgie" in Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen 157
Sibirien in Preußen. Eine fröhliche Lebenserinnerung 159
Friedrichshagen II. Aus meinen Lebenserinnerungen 165
Die Entstehung der „Freien Bühne". Persönliche Erinnerungen 173
Der Dichter über sich selbst 184

Kommentar 188
Nachwort 303
Druck- und Herkunftsnachweise 321
Register 326

Heinrich Hart:
Literarische Erinnerungen

Aus den Jahren 1880-1905

Freunden und Nichtfreunden

Gruß zuvor!

Ein Träumender lieg' ich im Sande am Ufer des Müggelsees. Träumend starr' ich hinaus über die wallende Flut, empor zu dem durchbrochenen Zeltdach des Kiefernwaldes, durch das sehnsuchtlockend die Bläue des Himmels niederglänzt. Und starre hinüber zu dem fernen Dunstschimmer, dem Atemhauch der Weltstadt, in deren Hafen mein Lebensschiff ankert. Wie bin ich hierher getrieben aus meinem Jugendland? Klafft wirklich schon ein so breiter Zeitabgrund zwischen dem Einst und dem Heut? Bin ich das selbst noch, der einst mit so großen Sehnsuchten und Erwartungen hier landete? Ist die Erfüllung der Wünsche wert? Drei Jahrzehnte liegen dahinter voll Arbeit und Kampf, Sorge und Not, Licht und Lust, Tollheit und Überschwang. Aber mir ist, als hätt' ich all diese Jahre nur als Lehrling gelernt, immer nur gesucht, getastet, probiert und immer an dem einen genug zu tun gehabt, das Leben in seiner Fülle zu erfassen, die Welt aufzunehmen, statt eine neue Welt, wie es der Knabe träumte, zu schaffen. Und mir ist, als müßte ich nun erst anfangen, das zu verwirklichen, was meine Jugend gehofft und ersehnt hat. Immer darauf gerichtet war mein Ringen, so oft auch Tagesarbeit und Alltagsnot zeitweise vom Aufwärtsweg mich abgedrängt. Noch geb' ich nichts verloren. Immer von neuem auf immer höherer Stufe das Leben neu beginnen, als hätte es noch alles erst zu bieten, das ist eine Losung, die vielleicht donquijotisch sich ausnimmt, – aber sie gibt Kraft. Aber auch wenn es nichts mit der Zukunft ist, wenn der Tod durch alles Wünschen und Hoffen vorzeitig seinen Strich macht – mag es drum sein. Es war doch ein Leben so erregungsheiß, so säftesprießend, so frühlingsbrausend, es war doch wert, gelebt zu werden.

*

Als ich einige Bruchstücke dieser Erinnerungen im „Tag" veröffentlicht hatte, machte ein lieber Freund die liebevolle Bemerkung: Erinnerungen pflegt man zum besten zu geben, wenn man sich am Abend seines Lebens [befindet], seine Kräfte ermatten fühlt und die produktive Epoche seines Daseins hinter sich hat. Leider werde ich wohl so boshaft sein, mit meiner Person diese Hoffnung nicht zu bestätigen, werde mich schwerlich schon jetzt vom Mitlauf und Mitringen in der großen Arena zurückziehn.

Wer heute der Welt etwas sagen und künden will, das sich der Mühe lohnt, der hat sehr viel mehr Jahre und Arbeit nötig als irgend ein Ringender früherer Jahrhunderte, um zunächst einmal die Umwelt in sich aufzunehmen, Welt, Leben, Natur, Kultur in all' ihren Weiten und Tiefen zu durchspüren. Die Welt ist unendlich reicher geworden und die Aufgabe, sie zu bewältigen, unendlich

schwieriger. Erst wenn sie so ungefähr bewältigt ist, sind die Grundlagen gegeben, eine Innenwelt darauf aufzubauen, deren Reichtum verlocken und berechtigen mag, andren mitzuteilen und zu spenden. Nur die Freigebigkeit des Reichtums hat Wert, der freigebige Bettler wirkt närrisch.

Und so betrachte ich mein ganzes bisheriges Leben, – obwohl mein fünfzigster Geburtstag nahe heranrückt – nur als eine Grundlage, eine Vorarbeit, als die Epoche des Aufnehmens und der Befruchtung. Mit dem Schaffen und Wirken denke ich erst zu beginnen. Sicherlich aber tut man gut, wenn man eine neue Periode vor sich sieht, mit der vergangenen klarbewußt, ohne Selbsttäuschung abzurechnen, das Fazit zu ziehen und eine Übersicht zu gewinnen über alles Gewollte, Erreichte und Nichterreichte. Mir selbst zur Klärung habe ich mich in diese Erinnerungen eingelassen. Vielleicht helfen sie auch andern ein wenig dazu. Daß mein Erinnern nirgends getrübt sei, das zu behaupten bin ich nicht vermessen genug. Manches in der Vergangenheit sehe ich nur wie durch Nebel. Und die Menschen und Dinge kann ich nur so zeichnen, wie sie meinem subjektiven Betrachten erschienen sind. Hier und da mag auch eine Tatsache in andrer Beleuchtung ganz anders sich ausnehmen.

*

Gewidmet aber sei dies Gedenkbuch jenen Mitringenden und Mitkämpfenden, die mir in den Jahren des Suchens und Tastens, – wenn auch dieser und jener nur zeitweise, – besonders nahe gestanden haben. Euch allen, die ich wohl Freunde nennen darf: Ernst von Wildenbruch, Oskar Linke, Karl Henckell, Leo Berg, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, John Henry Mackay, Max Halbe, Wilhelm Hegeler, Richard Dehmel, Arne und Hulda Garborg, Hans Schliepmann, Max Dreyer, Cäsar Flaischlen, Carlot Reuling, Han[n]s von Gumppenberg, Wilhelm Meyer-Förster, Felix Hollaender, Wilhelm von Scholz, Peter Brum, Jon Lehmann, Hermann Katsch, den Brüdern Kampffmeyer, meinem Bruder Julius. Aber auch unsren Toten, die uns stets Lebende sein werden: Otto Erich Hartleben, Peter Hille, Juliane Déry, Elsbeth Meyer-Förster, Wilhelm von Polenz. Salvete!

Die neue Literatur

Die neue Literatur ... Ist es nicht eine Anmaßung, so zu sprechen? Haben wir ein Recht, vom Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche der Literatur zu datieren? Haben wir einen neuen Geist sich entfalten sehen, neue Ideen von umwälzendem Charakter sich ausbreiten, neue Darstellungsmittel zur Geltung kommen sehen? Hat unsere Dichtung neue Gebiete des Phantasie- und Empfindungslebens, der Innen- und Außenwelt er-

obert und urbar gemacht? Hat sie in neuen Zungen reden gelernt, mit neuen Farben sich bereichert, neue Gefühls- und Stimmungswerte zutage gefördert? ... Die Antwort auf all' diese Fragen ergibt sich aus den folgenden Erinnerungen und Betrachtungen von selbst. Immerhin mag als Schlußergebnis die Aussage vorweggenommen werden: Ja, wir haben eine neue Literatur, die aber noch immer eine werdende, nicht vollendete, in sich abgeschlossene ist.

Fünfundzwanzig Jahre Literaturbewegung und Entwickelung. Wenn ich zurückschaue, steigt eine beinahe wirre Fülle von Gestalten und Bildern vor mir auf; nur hier und da eins von rein idealer, lichter, verklärter Art oder von schlichter Anmut, die meisten grotesk, grell in den Farben, in clairobscur gehalten; Bilder leidenschaftlichen Ringens, großer Sehnsucht, wilder Zerrissenheit, aber auch Bilder voll Humor und Komik, Karikaturen, die die Wirklichkeit selbst so übermütig „hingeworfen", daß sie keiner nachhelfenden Verstärkung oder Verschiebung der Linien bedürfen. Das Werden der neuen Literatur hat sich so unmittelbar unter meinen Augen vollzogen, daß ich kaum ein Buch aufzuschlagen brauche, um über diese und jene Einzelheit Klarheit zu gewinnen. In den Zimmern, in denen mein Bruder Julius und ich während der letzten Jahrzehnte hausten, – es waren natürlich nicht immer dieselben Zimmer, – hat sich manches abgespielt, was für die Entwickelung von Belang war. Es sind nicht viele unter den neuen Männern und Männlein, die nicht in jenen Zimmern dann und wann mit uns zusammengesessen, die ich nicht in persönlichem, oft langjährigem Verkehr hätte beobachten, an denen ich nicht das Menschliche hätte studieren können, von dem immer nur ein Bruchteil, und nicht immer das Wesentliche, in die Bücher gerät. Eine Gestalt nach der anderen taucht vor meinem Auge auf, die eine deutlicher, die andere verschwommener, eine lange Reihe von Gestalten. Und unter ihnen sind: Wildenbruch und Richard Voß, Karl Henckell, Hermann Conradi, Wilhelm Arent, Carl Bleibtreu, Alberti, Kretzer, Oskar Linke, Hartleben, Tovote, Cäsar Flaischlen, Max Halbe, Georg Conrad, Kirchbach, Frank und Donald Wedekind, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, John Henry Mackay, Leo Berg, Hanstein, Otto Ernst, Gustav Falke, Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann, Peter Hille, Wilhelm Hegeler, Richard Dehmel, Liliencron, Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, Stephan George, Arno Holz, Johannes Schlaf, Ernst von Wolzogen, Reuling, Ludwig Fulda, Max Dreyer, Hanns von Gumppenberg, Felix Hollaender, Wilhelm von Scholz, Wilhelm von Polenz und Bierbaum; Gabriele Reuter, Alberta von Puttkammer, Margarete Beutler und Juliane Déry. Und so weiter bis zu den Jüngsten. Von den wenigen, mit denen ich nie in persönliche Berührung gekommen, nenne ich Sudermann und Hofmannsthal.

Das also sind die Neuen. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit stellt sich die Frage ein: Sind denn in der Tat unter ihnen so überragende Persön-

lichkeiten, daß sich mit diesen Namen der Begriff einer besonderen Epoche verbinden läßt? Haben sie in der Tat etwas geschaffen, was sich den Werken der Klassiker, den Werken eines Kleist und Hebbel, oder auch nur den Werken Kellers, Heyses, Conrad Ferdinand Meyers an die Seite stellen läßt? Ich will vorläufig diese Fragen weder bejahen noch verneinen. Nur bei einzelnen der führenden Persönlichkeiten läßt sich schon jetzt deutlich übersehen, welche Grenzen ihrem Schaffen gesteckt sind. Bei den anderen ist es immer noch möglich, daß sie ihre Hauptwerke erst noch geben, daß ihre Entwickelung neue Bahnen einschlägt oder doch zu größeren Höhen emporsteigt als bisher. Die Bewegung zieht sich jetzt ins dritte Jahrzehnt hinein, aber sie hat meinem Empfinden nach erst ihren Frühling und Frühsommer hinter sich, die Zeit des Reifens, der reifen, in Form und Inhalt harmonisch vollendeten Werke liegt noch vor ihr. Mit realistischen und naturalistischen Versuchen, mit ideellen Gärungen, mit großen Willenserklärungen, Programmen, Verheißungen hat sie begonnen; sie hat sich weiter entwickelt in allerlei neuromantischen, phantastischen, bizarren Spielereien, aber auch im Spielen und Tändeln nach neuen Sprach- und Stimmungswirkungen ringend; sie war im Beginn materialistisch und sozialrevolutionär, später wog das Individualistische, Aristokratische vor, das rein Ästhetische drängte das Sozialethische in den Hintergrund, der Ästhet den Kämpfer. In engem Zusammenhang mit dieser ideellen Entwickelung vollzog sich die formale, das Ringen nach neuem Stil und Ausdruck. In den achtziger Jahren ist an hundert Stellen ein starker Widerwille gegen den Vers, weil der gewohnte rhythmische Schlendrian nur noch ermüdete, langweilte, statt die Sprache zu steigern, ihre Erregungen zu erhöhen; von der Mitte der neunziger Jahre an eine wahre Versschwelgerei, eine wilde Lust nach neuer Rhythmik. Schon aber regen sich weitere Strömungen im Ideellen wie im Künstlerischen; vielleicht oder sogar wahrscheinlich findet sich in ihnen die Komponente, der Ausgleich der Gegensätze, die seither die Entwickelung bestimmten. So würde auch für diese Geschichtsbewegung das dialektische Gesetz Hegels gelten.

Man hat immer wieder versucht, die neue Literatur auf gewisse ästhetische Begriffe festzulegen. Meist werden Realismus und Naturalismus als die Prinzipien genannt, die der Epoche das Wesensgepräge gegeben hätten. Das ist nur in beschränktem Maße richtig. Rein und unbedingt ist der Naturalismus bloß auf ganz kurze Zeit, bloß in wenigen Schöpfungen zur Geltung gekommen. Andere Strömungen sind von Anfang an nebenher gegangen und haben den Naturalismus bald überholt. Ebensowenig läßt sich sagen, daß die neue Bewegung sich geistig ganz und gar im Banne des Materialismus vollzogen habe. Einerseits ist das nur in sehr bedingtem Maße der Fall gewesen, anderseits haben materialistische Ideen bereits stark auf das ältere Geschlecht, auf die

Keller, Heyse, Spielhagen, Freytag, eingewirkt, wie dies Geschlecht denn auch den Realismus bereits als Losung ausgerufen hatte. Über Nacht entsteht natürlich niemals eine neue Kultur- und Kunstepoche, vorbereitet ist sie stets worden, stets aus treibenden Kräften erwachsen, die schon lange unter der Oberfläche gärten und wirkten. So steht die neue Literatur auch mit der älteren in mannigfachem Zusammenhang. Was sich hier an Streben nach stärkerer Wirklichkeitshaftigkeit regte, was hier an neuen Ideen und Idealen heranwuchs unter dem Einfluß der großen technischen Errungenschaften, der durch die Naturforschung unendlich bereicherten und vertieften Weltanschauung und ebenso unter dem Einfluß der sozialen Bewegung: das hat die neue Literatur übernommen, aber in einer Fülle und mit einer Energie weiter entwickelt, daß jene Faktoren erst in den letzten Jahrzehnten in der Literatur zu einer Macht werden, wie sie ihrer Bedeutung entspricht. Das ältere Geschlecht war an Gaben und Gedanken nicht ärmer, aber es war an Willenskraft und Entschlossenheit ärmer, es hatte nicht den rücksichtslosen Wagemut wie das neue, den Wagemut eines in Waffenstürmen erwachsenen Geschlechts: bedingungslos mit dem Alten, mit den morsch gewordenen Formen und den vermorschten Ideen zu brechen. Jede neue Kunst entspringt aus einem neuen Sehen der Dinge, aber dieses Sehen bedarf eines Sehen*wollens*, bedarf des Entschlusses, die Augen weit aufzumachen und alle trüben Gläser, alles, was der Mensch an Scheuklappen zu tragen pflegt, beiseite zu werfen. *Eine neue Epoche beginnt* an dem Tage, wo ein junges, entschlossenes Geschlecht sich als durchaus neu zu fühlen beginnt, wo es den Mut hat, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und nicht mehr rückwärts, sondern nur noch vorwärts blickt, neuen Zielen entgegen. Ein solches Geschlecht wird das Amerika entdecken, wonach es sucht.

In Literaturgeschichten und Broschüren hat man die Anfänge der neuen Bewegung gleichgesetzt mit dem Erscheinen der „Kritischen Waffengänge" und der ersten Zeitschriften, die von meinem Bruder und mir veröffentlicht wurden. Da es andere vor mir gesagt haben, da die Ansicht bereits eine allgemeine geworden zu sein scheint, so darf ich sie ohne Anmaßung hier wiederholen. Ja, ich darf es getrost sagen, wir haben allerdings den Anstoß gegeben, und zwar deshalb, weil wir jenen Mut hatten und jenes Wollen, von dem ich eben sprach. In der Zeit, als wir nach Berlin kamen, waren die jungen Leute, die sich später am revolutionärsten gebärdeten und von denen mehrere in der Tat die neue Bewegung am kräftigsten gefördert haben, alles andere als Stürmer und Dränger. Arno Holz, Karl Henckell, Karl Bleibtreu verrieten in ihren ersten Dichtungen nichts von einem Ringen nach neuen Kultur- und Literaturzielen, ebensowenig Hermann Conradi in seinen frühesten Versen, die er uns als Manuskript übersandte. Daß sie und andere in kurzem sich

verwandelten, daran haben wir kräftig mitgewirkt; selbstverständlich taten der Einfluß der Weltstadt und der Zustrom fremder Literatur das ihre und natürlich weit mehr, als wir. Wir haben keine Schule begründet und kein Programm ausgegeben, wohl aber die Losung, und es sind Erregungen von uns ausgegangen, die das Wollen des jungen Geschlechts entzündeten. Erregungen, – nicht mehr und nicht weniger.

Wir Westfalen

I

Das alte Münster und das neue Berlin. Die räumliche Entfernung überwindet man heute mit einer Eisenbahnfahrt von acht Stunden. Die geistige zu durchmessen, dazu war noch vor einigen Jahrzehnten eine Weltreise nötig, die durch Jahrhunderte geistiger Entwickelung, über strombreite Trennungen im Kulturempfinden, über kaum überbrückbare Gegensätze der Weltanschauung hinwegführte.

Für einen großen Teil des deutschen Westens und wohl auch des Südens bedeutet das Jahr 1870 den Wendepunkt zweier Kulturepochen. Das Ende des Mittelalters, den Beginn der Neuzeit. In geistiger Hinsicht, und nicht nur in dieser allein, war bis dahin das Mittelalter noch nicht überwunden. Erst nach 1870 flutete neuzeitliches Empfinden und Denken in breiterem Strome westwärts, langsam, aber unaufhaltsam das Alte zurückdrängend und zersetzend. Nur wer die Zeit miterlebt hat, weiß, wie fast unvermittelt in jenen Gegenden die Gegensätze aufeinander stießen, wie jäh und plötzlich der Übergang dem Mitlebenden erscheinen mußte, obwohl die Wandlung seit dem Jahrhundert der Aufklärung vorbereitet war.

Mit am schroffsten vollzog sie sich im westfälischen Münsterlande, in dessen Hauptstadt ich meine Jugend verlebte. Auch äußerlich bot die Stadt Münster in den sechziger Jahren beinah noch den Anblick, den sie etwa zur Wiedertäuferzeit geboten haben mochte. In allem Wesentlichen wenigstens. Nur die Mauern waren gefallen, außerhalb der Tore aber breiteten sich alsbald die Gärten aus; wo jetzt im ganzen Umkreis neue Viertel mit neumodischen Häusern entstanden sind, war damals kaum mehr als Baum und Strauch. Von den letzten Jahrhunderten beinahe unberührt geblieben war der Kern der Stadt mit seinen patrizischen Giebelhäusern, mit seinen Laubengängen, unter deren Bogen Männlein und Mägdlein flirtend wandelten, mit der Fülle seiner altersgrauen Kirchen. Und ebenso unberührt Leben, Denken und Fühlen der Bevölkerung. Das Zentrum allen privaten und öffentlichen Lebens bildete die Kirche. Von ihr ging alle Anregung und Erregung, alles was das Leben erhöhte,

verfeinerte, erleichterte, alles Licht und alle Weihe aus, und alles Leben mündete in ihr. Mit ihrem Kultus, mit ihren Festen erfüllte sie das ganze Sein, auch das alltägliche, alle Interessen des einzelnen waren mit dem Kirchlichen verwebt und verbunden.

Die Kirche ist nicht immer ängstlich besorgt gewesen, quieta non movere. Im Münsterlande aber hat sie sicherlich das ihre getan, das Altbestehende möglichst zu erhalten. Die sozialen Zustände hatten das patriarchalische Gepräge ziemlich unversehrt bewahrt. Stände und Klassen hielten sich nicht schroff, aber streng gesondert; den Adel, dessen Paläste dem Straßenbild einen ebenso vornehmen wie zeremoniellen Charakter verliehen, umgab noch ein ganz vorrevolutionäres Air von Ehrfurcht. Dabei war sowohl im Klerus wie in der Bürgerschaft ein gewisser demokratischer Sinn stets lebendig, und vom alten Wiedertäufergeist glimmten immer noch Funken in der Asche. Aber alles, was an oppositionellen Gelüsten sich regte, das fand im Staat und in den Staatsbehörden genügende Angriffsstellen. Eine Macht, die neben der Kirche positiven Einfluß auf Leben und Fühlen hätte ausüben können, war der Staat in keinerlei Hinsicht. Was mit ihm zusammenhing, ertrug man, wie man etwa einen Buckel oder sonst einen angeborenen Leibesschaden erträgt.

Von einem staatlichen Empfinden aber, von staatbürgerlichem Rechts- und Pflichtbewußtsein, von patriotischer Gesinnung oder gar patriotischem Stolz war in der Masse der Bevölkerung unbedingt keine Rede. Der Gegensatz zwischen ihr und dem Beamtentum war um so schroffer, als die Beamten meist zugezogene Protestanten waren. Die kleine evangelische Gemeinde der Stadt, der auch meine Eltern angehörten, setzte sich fast ausschließlich aus Beamten und Offizieren mit ihren Familien zusammen. Münsteraner und Preußen bildeten zwei Lager, jedes abgeschlossen vom andern. Auch das Militär spielte nichts weniger als eine herrschende Rolle; die Schaustellungen, die es zu bieten hatte, erschienen im Vergleich mit denen der katholischen Kirche blaß und farblos. Die Taten aber, die es geleistet hatte – die Erinnerung an 1848 und 1849 war noch sehr lebendig – hatten mehr Mißstimmung und Groll erregt als Achtung und Bewunderung. Das Jahr 1866 hatte in dieser Hinsicht keine Wandlung hervorgerufen, im Gegenteil. Der Münsteraner fühlte sich fast ausschließlich als Katholik; hatte einer ausnahmsweise politische Neigungen, ein politisches Ideal, so zählte er sich den Großdeutschen zu. Mit einer wahren Wollust gab man sich während des Feldzuges von 1866 den Antipathieen gegen Preußen, den „Hort des Protestantismus", hin. Dann und wann verbreitete sich das Gerücht, die Preußen hätten eine Niederlage erlitten; alsbald prangte die ganze Stadt im Flaggenschmuck, selbst an dem Tage, da es hieß, das dreizehnte Regiment sei so gut wie vernichtet worden, ein Regiment, dem fast nur „Münstersche Jungens" angehörten. Wurden Siege der Preußen ge-

meldet, so regte sich nichts als Zweifel, Spott und Ingrimm. Noch im Jahre hernach sangen die Kinder auf den Straßen als Lieblingslied: Kommt ein Vogel geflogen ins hannöversche Land, hat gestohlen, hat betrogen, er wird Preuße genannt.

In dieses ganze Leben, Sinnen und Fühlen, das – so Großes auch die Kirche geschaffen hatte – in mehr als einer Hinsicht sumpfartig stagnierte und mit Dunst und Stickluft erfüllt war, brachen die Erregungen des Jahres 1870 wie ein Sturmwind hinein. Erregungen, die sowohl von dem deutsch-französischen Kriege, wie von dem Konzil, von den Kämpfen um die päpstliche Unfehlbarkeit ausgingen. Als der Krieg ausbrach, hatte ich die Ehre, der Untertertia des Münsterschen Gymnasiums als lernendes Mitglied anzugehören. Noch erinnere ich mich des inbrünstigen Schauers, mit dem ich zum ersten Mal die Wacht am Rhein singen hörte. Nachts zog ein Haufe Studenten taktmäßig marschierend unter meinem Fenster vorüber und sang das Lied. Ich sofort aus dem Bett und ans Fenster, und horchte in stummer, heißer Erregung. Noch sehe ich deutlich all die Szenen vor mir, die sich abspielten, als die Kunde von der Kriegserklärung eintraf. Soldaten tanzend und schreiend vor der Kaserne, jedem versichernd, daß sie „den Napoleon zu Mus hacken" würden und „in Frankreich nur noch Schlampanjer saufen" würden; weinende Mütter, die zu uns ins Haus kamen und anfragten, ob es denn gar nicht möglich sei, ihren Sohn vor dem Los, mit hinauszuziehn, zu bewahren; wir Jungens aber ebenso eifrig fragend, ob wir nicht mitgehn und mithauen dürften. Manchen gelang es; selbst von unsrer Untertertia traten zwei, die Senioren der Klasse, ins Heer. Andre meiner Mitschüler aber äußerten ihre Sympathieen für das katholische Frankreich so unverhohlen, daß ich mit ihnen immer wieder in leidenschaftliche Dispute geriet. Und natürlich blieb es nicht beim Wortstreit, das Lineal, die bewährte Waffe, tat wacker mit. Auch gab ich in den Tagen, als die Italiener Rom besetzten, meinen Gegnern ein Trutzlied zum besten, das ungefähr so begann:

„Juble, jauchze, liebe Seele,
Daß die alt Papistenhöhle
Endlich ausgeräuchert ist.
Nichts als Unzucht rings verbreitet,
Als der Erdball dort geleitet,
War darin, nur Stank und Mist."

Altprotestantisch derb!

Aber während ich früher mit meiner preußischen Gesinnung so ziemlich allein stand, war jetzt der größere Teil der Klasse auf meiner Seite. Und das Deutschempfinden der Mehrheit, die fast durchweg katholisch war, festigte sich und erhöhte sich mit jeder Siegesmeldung. Bei den Schülern und Studen-

ten sowohl wie bei der übrigen Bevölkerung, soweit sie nicht im Alten verknöchert war. Als an einem Samstagmorgen wie ein Lauffeuer die Nachricht von dem Tage bei Sedan durch die Stadt ging, waren in einem Augenblick zahlreiche Häuser beflaggt, ein Anblick, der sich sonst nur an kirchlichen Feiertagen bot.

Immer deutlicher zeigte es sich, daß schon längst unter der Oberfläche allerlei Unterströmungen wirksam gewesen waren, daß die Masse nicht so gleichförmig war, wie es den Anschein gehabt hatte. Immer merkbarer traten Unterschiede zwischen ultramontanen Katholiken einerseits und liberalen und nationalen Katholiken anderseits zutage, immer offener wagten diejenigen, die sich von dem Wesen der Neuzeit beeinflußt zeigten, ihre Anschauungen zu bekennen. Ein neuer frischer Geist regte sich überall. Mit jedem Jahr nahm das Stadtbild in seinen Außenteilen ein moderneres Gepräge an, und ebenso gestaltete sich das Leben und Treiben bewegter, reicher, vielseitiger. Freilich gingen die neuen Interessen, wie überall im neuen Reiche, wohl mehr ins Breite als ins Tiefe; nicht alles, was zum Vorschein kam, war ein Gewinn, und manches Anmutige und Ansprechende ging verloren. Alte Sitten und Bräuche, denen ein poetischer Gehalt nicht abzusprechen war, mußten den neuen realen und materiellen Anforderungen weichen. Die Polizei war über Nacht rationalistisch und moralisch geworden, sie unterdrückte Volkslustbarkeiten und Volksfeste, von denen jahrhundertelang ein Strom festlicher Fröhlichkeit ausgegangen war. So das Lambertifest, das uns Kindern stets als das große Freudenfest gegolten hatte. Da waren auf allen Straßen laubumwundene Pyramiden errichtet, aus deren Grün Licht an Licht leuchtete. Um jede Pyramide wurde bis spät in die Nacht hinein getanzt und gesprungen; zu dem Reigen erklangen uralte Weisen, und Kinder und Erwachsene bemühten sich im Wetteifer, harmlos toll zu sein. Die Polizei aber fand mit einem Male, daß das Fest zu Sittenlosigkeiten Anlaß gebe, daß es den Verkehr, die Nachtruhe störe usw. So wurden die Pyramiden von den Straßen in die Höfe verbannt, die natürlich zu eng waren für das notwendige Maß von Fröhlichkeit. Das Lichtfest erlosch. Um des bißchen Liebestaumels willen, der ein paar uneheliche Geburten mehr hervortrieb, mußte ein Strom von Freude versanden. Auch den Fasching hätte die preußische Ernstboldigkeit gern erdrosselt. Aber der erwies sich widerstandsfähiger; immerhin wurde er gedämpft und eingedämmt.

Auch im neuen Münster behielt die Kirche ihre Macht. Aber ihrer Herrschaft fehlte von jetzt an das Hauptsächliche: die Ausschließlichkeit. Andere Mächte, besonders der Staat, gewannen neben ihr tiefgreifenden Einfluß; auch vermochte sie die männliche Bevölkerung, insbesondere die Jugend, nicht mehr so ganz in ihrem Banne zu halten, wie dereinst. Das kirchliche Empfinden der Masse wurde flauer und lässiger. Welche Wandlungen sich voll-

zogen hatten, das zeigte sich in den Tagen des Kulturkampfes. Bei vielen fachte er das alte Feuer wieder an, aber das geschah weder allgemein, noch schlug die Flamme sonderlich hoch. Als der Bischof gefangen gesetzt wurde, kam es jeden Abend auf dem Hauptmarkte zu Volksaufläufen; Massen von Menschen umlagerten drohend das Haus eines Schlossers, der im Auftrage der Polizei das Eingangstor zum bischöflichen Palast erbrochen hatte.

Aber es blieb bei drohenden Worten, ein Tatfanatismus kam nicht auf. Zur Seite der Masse zogen Schwärme von Mädeln und Flaneuren, die das Ganze als ein unterhaltsames Schauspiel betrachteten. Und dazu wurde es am Ende auch. Tauchte irgendwo ein Soldat auf, so wurde ihm von Hunderten „Nieder mit den Preußen" entgegengebrüllt; alsdann aber warf irgend ein Witzbold ein Schlagwort dazwischen, alles lachte, und das gute Volk ging in Heiterkeit auseinander. Überdies fehlte es nicht an Gegenkundgebungen. Die Liberalen hielten Versammlungen ab, in denen man sich an den Worten Finsternis und Licht, Rom und Anti-Rom, Toleranz, Freiheit, Priesterknechtschaft, nebstbei an saurem Altbier und Münsterschem Korn bis zum Übermaß berauschte. Nach der Versammlung ging es dann in langem Zuge mit Fackeln und Musik zum Schlosse des Oberpräsidenten; neue Reden über das Thema Licht und Finsternis wurden gehalten, ein Hoch nach dem andern wurde ausgebracht, und die lautesten Schreier waren zum Teil dieselben, die am Abend zuvor am kräftigsten das „Nieder mit den Preußen!" von sich gegeben hatten.

In großem Stil wurde der Kampf auf keiner Seite geführt. Immerhin hätte er zweifellos im Westen einschneidende geistige Entwicklungen angebahnt, wenn ihn der Staat tatkräftig zu Ende geführt hätte. Da das nicht geschah, da im entscheidenden Augenblicke Halt geblasen wurde, so blieb die nachhaltige Wirkung aus. Die liberale Bewegung geriet ins Stocken, und soweit die Öffentlichkeit in Betracht kam, hielt der Ultramontanismus überall von neuem das Steuer in Händen. Aber auch er war nicht der alte geblieben, auch er war in seiner Einseitigkeit und in seiner Abgeschlossenheit erschüttert worden, auch er war genötigt, in mehr als einer Hinsicht sich anzupassen und sich in ein neues Verhältnis zum Staate, zu den Ideen des Tages zu stellen. Trotz allem – eine neue Zeit war hereingebrochen.

II

An allen Bewegungen dieser neuen Zeit nahmen wir Jungen lebhaften, erregten Anteil. Unter dem „Wir" verstehe ich eine Anzahl von Alters- und Schulgenossen, die ein engeres Freundschaftsband umschloß. Wir alle waren aufgewachsen entweder im Bann der Orthodoxie oder des Ultramontanismus. Wir alle waren bis zu einem gewissen Alter frommgläubig bis zum Überschwang.

Ich selbst war in einem Hause aufgewachsen, das von echt christlichem Geiste durchweht war; meine Eltern waren Protestanten im alten Puritaner-Sinne, alles Katholische war ihnen mit Heidentum gleichbedeutend, im übrigen jedoch erfüllte Frömmigkeit und werktätige Liebe all' ihr Empfinden und Handeln. So war es kein Wunder, daß ich jahrelang von einer brennenden Sehnsucht erfüllt war, Missionar zu werden, daß ich mich freiwillig damit quälte, die Bibel vom Anfang bis zum Ende auswendig zu lernen, und wenn ich einmal an einem Sonntag nicht allen drei Gottesdiensten beigewohnt hatte, so fühlte ich mich als ein Gottverlassener.

Für uns alle aber kam der Tag, der uns von einem Extrem ins andere warf. Vielleicht war es gerade das Übermaß, mit dem wir frühzeitig unseren Glaubensfonds erschöpften. Hinzu kam der trübselige Religionsunterricht, wie ihn alle Kirchengemeinschaften in Preußen pflegen. Mit seiner Nüchternheit und Äußerlichkeit war er nur zu geeignet, ein ernstreligiöses Gemüt eher abzustoßen als anzuziehen. Die Religionsstunde war für uns alle, für Katholiken wie Protestanten, gleichbedeutend mit einer Stunde der Öde, gleich unfruchtbar für Geist, wie für Gemüt. Ebenso ernüchternd aber wirkte die ewig selbe Erfahrung, die auch uns hundertfach aufstieß, wie sehr und wie vielfach die Wortfrömmigkeit mit der Tatfrömmigkeit im Mißverhältnis zu stehen pflegt. So bedurfte es überall nur eines äußeren Anstoßes, um uns hinauszutreiben aus der alten Glaubensburg auf das Meer des Zweifels, neuen Ländern entgegen.

In vielen Fällen ging von irgend einem philosophischen oder naturwissenschaftlichen Buch der Anstoß aus. Einem Buch, das neue, ungeahnte Weltansichten eröffnete. Eduard von Hartmann, Schopenhauer, Strauß, Büchner, Moleschott, Darwin, Haeckel, sie alle heimsten junge Seelen ein und ließen sie sobald nicht wieder los. Zuweilen aber war es auch ein antimaterialistisches Werk, das eine ganz andere Wirkung ausübte, als sie der Verfasser beabsichtigt hatte. So war für mich der braven Wilhelmine von Hillern Roman „Ein Arzt der Seele" der Galeotto, der Verführer. Der Roman geht darauf aus, einen Atheisten ad absurdum zu führen; wenn ich mich recht erinnere, wird die Tochter dieses Mannes, die in den Anschauungen ihres Vaters groß geworden ist, von einem edlen Liebhaber zu Gott zurückgeführt. Für mich selbst aber waren die Darlegungen des Atheisten weit überzeugender als die Gegengründe des edlen Liebhabers, wahrscheinlich, weil ich nicht wie die Tochter in ihn verliebt war. Als ich das Buch aus der Hand legte, war ich im fünfzehnten oder sechzehnten Jahr meines Lebens aus einem Gläubigen ein Ungläubiger geworden. Hoffentlich fühlt sich Wilhelmine von Hillern durch diese Mitteilungen nicht zu schweren Bußübungen veranlaßt! Wie ihrem Roman, wird es schon mancher Glaubensapologie ergangen sein: daß sie die Zweifel, die sie bekämpfen wollte, überhaupt erst erregt hat.

Selbstverständlich fiel ich als neugebackener Materialist alsbald jenem Fanatismus anheim, der die meisten Renegaten befällt. Wer nur irgend meinem Bekehrungseifer zugänglich war, den suchte ich für meine neue Weltanschauung zu gewinnen. Das erste Opfer war mein Bruder Julius. Eines Abends, als wir eben zu Bett gegangen waren, stellte ich an ihn die Frage – ich weiß nicht, ob das Latein mir für Bekehrungszwecke würdiger erschien oder ob ich mich genierte, deutsch zu sprechen – kurz und gut, ich stellte an ihn die Frage: Amas tu magis deum, aut me? Statt aut soll ich vel gesagt haben, wie mein Bruder behauptet; als ob mein Latein nicht ohnedies grausig genug gewesen wäre. Damals dachte mein Bruder eine Weile nach und antwortete dann entschlossen: Amo magis deum. Empört rief ich, jetzt auf deutsch, da mein Latein mich im Stich ließ: „So, dann kannst du auch morgen mit deinem Gott zu Schule gehen, ich gehe allein." Rief's und drehte ihm den Rücken zu. Kaum wachte ich am anderen Morgen auf, da fiel mir mein Bruder um den Hals und schluchzte: „Das hab' ich ja gestern nur so gesagt; amo te magis, te maxime." Von Stund' an war er ein Kirchenfeind wie ich.

Wir alle waren fast über Nacht begeisterte Anhänger der Strauß, Hartmann, Büchner geworden; allerdings interessierte es uns weniger, was diese Meister positiv boten, als vielmehr ihre Kritik am Alten. In positiver Hinsicht war unser neues Denken sehr nebelhaft und dämmerhaft. Aber das empfanden wir nicht. Und mit Eifer suchten wir auch nach anderen Seiten hin uns zu Freimenschen zu entwickeln, uns mit radikalen Anschauungen zu erfüllen. In politischer Hinsicht fühlten wir uns als Republikaner, in sozialer schwärmten wir mit und für Proudhon, Bebel, Liebknecht, Lassalle. Ohne Mühe gelang es uns, mit diesen radikalen Ideen ein gut Stück nationaler Begeisterung zu vereinigen.

Da es uns nicht vergönnt war, mit unseren Meinungen und Sehnsuchten sonstwie hervorzutreten, so blieb uns kein anderer Weg, als dem inneren Gären literarisch, in Vers und Prosa, zum Ausdruck zu verhelfen. Mein Bruder und ich hatten sehr früh den Poetenberuf in uns entdeckt. Die Blutmischung, die wir von vornherein mitbekommen hatten, war sicherlich keine ungünstige. Unsre Mutter, eine zierliche, fröhliche Rheinländerin, die uns schon früh mit ihren Erinnerungen an ihre Heimatsstadt Wetzlar, an Goethe und Charlotte Buff, an Mainz und Frankfurt, wo sie ihre Mädchenzeit verlebt hatte, wunderlich erregte. Unser Vater, ein kerniger Westfale, immer ringend und strebend, ein Idealist in jeder Faser, der sich für seine Kinder aufopferte in Arbeit bei Tag und Nacht, immer pflichttreu bis zur Selbstlosigkeit. Und dabei nicht ohne Phantasie und saftigen Humor. Jeden Sonntag machte er uns zu einem wahren Festtag. Des Morgens saßen wir vereint um den weißgedeckten Kaffeetisch, und jeder mußte etwas vorlesen, einen Psalm, ein Gesangbuchlied,

ein Kapitel aus dem Neuen Testament. Ich meinerseits wählte mit Vorliebe die Lieder, die lebendige Bilder malten und von starken Erregungen überströmten. Den zartreligiösen Sinn des Vaters aber berührte ein kräftiger Realismus in heiligen Dingen stets unangenehm; selbst der Eingang des Gerhardschen „O Haupt voll Blut und Wunden" war ihm schon zu kraß; sich seinen Heiland allzu körperlich vorzustellen, das behagte ihm nicht. Nachmittag ging's ins Freie hinaus, zur fröhlichen Tummelei durch Wald und Wiese. Abends aber hockten wir um den Vater herum, gespannt lauschend, wenn er märchenhafte Geschichten, zu denen ihn offenbar die deutschen Volksbücher angeregt hatten, ins Endlose spann. Geschichten von Kämpfen mit Drachen, Verzauberungen, Entführungen, deren jede viele Abende in Anspruch nahm. Auch zu meinen ersten Versen regte mich der Vater an. Eines Abends – ich war im achten Lebensjahr – sagte er scherzend zu mir: Wir wollen doch mal sehen, wer zuerst von uns beiden ein paar gereimte Zeilen zustande bringt. Ich ging bald darauf zu Bett und verschlief die Sache. So gewann mein Vater mühlos den Sieg, denn er hatte sich den schönen Vers ausgesonnen: „Der Apfel ist ein trefflich Obst, ich rate dir, daß du ihn lobst." Nun aber loderte mein Ehrgeiz auf, ich setzte mich alsbald in einen Winkel und brachte es zu acht Reimzeilen, einem Hymnus auf unsre Dienstmaid Christine, die mit dem Vater im Märchenerzählen wetteiferte.

Von diesem Tage an kam ich aus dem Dichten nicht mehr heraus. Und als ich auf dem Boden unter Gerümpel Shakespeares König Lear und König Johann entdeckt hatte, folgten den lyrischen und epischen auch die dramatischen Versuche in beklemmender Fülle. Vom Theater hatte ich freilich nur eine blasse Ahnung durch Puppenspiele und durch eine Macbeth-Aufführung, die von den Zöglingen des bischöflichen Borromeums veranstaltet wurde. Auch die Lady Macbeth wurde von einem Primaner gegeben. Und doch hat niemals später ein Theaterspiel mich so erschüttert, als diese Dilettantenvorstellung, der ich mich mit allergläubigster Illusionsbrunst hingab; jahrelang habe ich von den Hexen und dem Feuerkessel geträumt. Bald leitete ich auch meinen Bruder zum Dichten an. Die erste Aufgabe, die ich ihm stellte, war: Musäus' Märchen Ulrich mit dem Bühel in Verse zu bringen. Mein Bruder aber war klüger als ich und dichtete ein Lied frei aus dem Innern heraus. Seitdem bedichteten wir alles, was nur irgend einen Reiz auf uns ausübte, die Schlachten von 1864, 1866, 1870, die westfälische Heide, Indianerkämpfe und Tigerjagden, die alten Götter und den neuen Glauben. Jedes Jahr brachte eine Geschichts- oder Liebestragödie, dazwischen auch mal eine Komödie zur Reife; meine Helden waren der Reihe nach Justin und Elvire, ein Liebespaar, das selbst mit den Gespenstern seiner Bedränger noch zu kämpfen hatte, Herzog Mannouth, Washington, Winkelried, Don Juan d'Austria. Den Winkelried, das

Erzeugnis meines sechzehnten Lebens- und achten Dichterjahres, sandte ich dem Berliner Schauspielhause ein. Und da es mit regelrechten Jamben prunkte und echt Schillerschem Pathos, so erhielt es von Herrn von Hülsen ein sehr freundliches Zeugnis ausgestellt. Aber aufgeführt hat er es doch nicht. Kälter nahm der Herr Intendant den Don Juan auf, obwohl er mehr ins Shakespearische geraten war. Und da ich gerade gelesen hatte, daß Byron eines Tages aus all seinen Jugendarbeiten einen Scheiterhaufen aufgebaut hatte, so tat ich desgleichen und opferte in edlem Zorn meine sämtlichen Manuskripte dem großen Moloch der Vernichtung. Aber nur um so mächtiger loderte bald das Feuer des Schaffens wieder auf. Und in der Zeit, da ich der Prima, mein Bruder der Sekunda sich näherte, wurde immer heißer in uns die Begier, mit unsrem Schaffen in die Öffentlichkeit zu treten, mochte diese Öffentlichkeit so eng sein, wie sie wollte. Und so entschlossen wir uns, gemeinsam mit unserem Freundeskreise die Zeitschrift „Herz und Geist" herauszugeben, eine geschriebene Zeitschrift, deren Publikum zwanzig bis dreißig Gymnasiasten bildeten. Unter den Mitarbeitern waren unsere Schulgenossen Josef Lauff und Peter Hille. Josef Lauff stammt vom Niederrhein, aus einer Landschaft, die in mancher Beziehung dem Münsterlande gleicht. Seine Poesie zeigt denn auch in vielen Stücken ein ähnliches Gepräge, wie die Art westfälischer Poeten, zum Teil erinnert er unmittelbar an Annette von Droste. Daß er später nebenbei zum Hohenzollerndichter wurde, das ist Schicksal; in seinem Wesen und Blute liegt das nicht. Peter Hille hatte seine Heimat an der Grenze des Lippischen; als er auf andren Schulen nicht gedeihen wollte, schickte ihn sein Vater nach Münster aufs Gymnasium; die ehemalige Jesuitenschule aber war erst recht nichts für ihn. Er zeigte schon damals alle Anlagen zu dem zigeunernden Vaganten, dem wandernden Philosophen, der er später geworden ist. Als fröhlicher Geselle machte er alle unsre Streiche mit.

An Beiträgen litt unsre Zeitschrift keinen Mangel.

Der Reisende, der flüchtig mit der Bahn das Münsterland durchfährt, wird keine besonderen Reize an der Landschaft entdecken. Aber auch sie hat ihre Poesie, ihre große und ernste Poesie. Dieses Land mit seinen weiten Heiden, die immer wieder von Laubgehölz unterbrochen und überschattet werden, mit seinen fließenden Gewässern, deren Ufer von endlosen Reihen struppiger Weiden umsäumt wird, mit seinen Kampen, die von blühenden Wallhecken umschlossen sind, mit seinen einsamen Bauernhöfen, deren Eingang von uralten Eichen und Linden überragt wird, dieses Land hat Karl Immermann und Annette von Droste-Hülshoff zur höchsten Entfaltung ihres Könnens gebracht. Auch für uns war es heiliges Land, dessen Poesie unerschöpflich war. Wir liebten diese Heide, wenn sie in der Glut des Mittags schlief und träumte, wenn sie im blauen Mondesglast wie eine endlose mystische See sich dehnte, spie-

gelnd und glänzend, wenn sie von grauen Nebeln überwogt gespenstische Schauer weckte, daß man die alten Götter durch die Wolken reiten oder Schwärme von Hexen kreisen sah. Wir liebten sie, und jedes zweite Gedicht sang von ihr. Von ihren alten Gräbern, ihren unergründlichen Kolken, in deren Schilf die Rohrdommel hauste und nachts ihre geisterhafte Musik vollführte, ihren Sandhügeln, unter denen alte Könige schliefen, ihren Sagen und Geschichten. In einen solchen Hügel habe ich denn auch eins meiner ersten Gedichte eingegraben, in dem ich den bescheidenen Wunsch äußerte, der Himmel möge mir günstig sein, daß ich der größte Feldherr, der größte Dichter, der größte Prophet, Shakespeare, Napoleon, Jesaias in einer Person werde. Wahrscheinlich dachte ich, in der heiligen Erde werde der Wunsch am sichersten zur Erfüllung heranwachsen.

Nicht nur die Heide jedoch, auch die Stadt selbst regte poetisch an. Geschichtliche Erinnerungen hefteten sich an jeden Stein. Im Rathaus war der Friedenssaal, in dem einst der westfälische Friede abgeschlossen wurde, am Turm der Lambertikirche hingen die drei eisernen Käfige, in denen Jan von Leyden mit seinen Genossen vermodert war, die Liebfrauenkirche gemahnte an die Kämpfe zwischen Stadt und Bischof, andere Gebäude an Blücher, Goethe, an Immermann und seine Geliebte, die Gräfin von Ahlefeldt, an Hamann, den Magus des Nordens, und an Annette von Droste. Immer neue poetische Empfindungen weckte der katholische Kultus, wie er sich in seiner höchsten Pracht im Dom oder bei der Fronleichnamsprozession entfaltete, wenn alle Straßen mit Grün bestreut waren, alle Häuser bunt waren von Girlanden und Fahnen, an allen Ecken sich ein Altar erhob und alle Glocken der Stadt summten und brummten.

An Stoff fehlte es unserer Zeitschrift nicht. Eines Tages aber erfuhr der würdige Ordinarius der Obersekunda von dem Werke, das wir trieben. Er verlangte, daß ich ihm die neueste Nummer des bedeutsamen Blattes überbringe. Tiefes Entsetzen packte mich, denn der gestrenge Lehrer war katholischer Geistlicher, und die neueste Nummer enthielt gerade einen Aufsatz, der in atheistischer Weisheit schwelgte.

Verzweiflungstrotzig erfüllte ich das Geheiß. Die erwartete Philippika aber blieb aus. Statt grimmiger Vorwürfe empfing ich ein freundliches Lob für mich und meine Mitarbeiter, ein Lob ob unseren Fleißes und unserer braven Gesinnung. Der würdige Mann hatte in unseren Versen und Artikeln nur Aufsatzübungen, Präparationen für die „deutsche Stunde" gesehen, aus den atheistischen Floskeln nur religiösen Eifer herausgelesen. Ob kindliche Harmlosigkeit oder ob irgend ein Heiliger, der Schutzheilige gärender Gymnasiasten, seine Augen verblendete, wage ich nicht zu entscheiden. Immerhin riet uns der milde Priester, unsere Journalistentätigkeit zugunsten unserer

Schulkarriere aufzugeben. Wir taten also, und die Zeitschrift „Herz und Geist", die mehreren künftigen Leuchten der Nation zu den ersten Triümphchen verholfen hatte, entschlief. Aber unsere Schreibseligkeit entschlief nicht.

III

Kaum waren wir – mein Bruder und ich – dem Bann der Schule entronnen, kaum hatten wir den ersten Rausch der studentischen Freiheit ausgekostet, da begründeten wir gleich einen neuen Dichterbund, der sich keck und stolz als „Westfälischer Verein für Literatur" auftat. Heilige Stunden verbrachten wir miteinander in Wald und Heide, insbesondere wenn wir nach Rüschhaus hinauswanderten, dem Gute, wo einst Annette von Droste in träumender Versonnenheit gedichtet hatte. Oder nach Warendorf, in dessen Nähe Levin Schücking, der einzige lebende Poet des Münsterlandes, auf seinem Gute hauste. Oder nach Angelmodde, wo einst zur Goethezeit die Fürstin Galizyn einen Kreis von Freunden um sich versammelt hatte, eine platonische Akademie mit christkatholischer Färbung, unter deren Mitgliedern die bedeutendsten Hamann, der Magus aus Norden, und der Holländer Hemsterhuis waren. Auf unsren Heidewanderungen gerieten wir oft ins Ekstatische, in mystische Verzückungen; ich fühlte mich als Sonnenpriester und feierte, wenn es blendend vom Zenit herab leuchtete oder in rotgoldener Pracht versank, mit Gesang und Andacht das Gestirn des Tages, Peter Hille schwärmte den Mond an, sobald er am Himmel heraufzog und mit bläulichem Glast die Heide überschimmerte.

Unheilige Stunden verbrachten wir in den Kneipen, deren Räume wir mit großen Worten und wilden Reden füllten. Selbstbewußt fühlten wir uns als neue Stürmer und Dränger, und mit Schaudern erzählte man sich in den fräulichen und jungfräulichen Konventikeln der heiligen Stadt von unserm Tun und Treiben. Aber dieser lokale Ruhm genügte unserm Ehrgeiz nicht, es drängte uns, durch ganz Deutschland unsern Weckruf erschallen zu lassen, mit einer kräftigen Reveille die Zeit- und Volksgenossen aus dem literarischen Schlaf zu schrecken.

Um das Jahr 1877 herum hatte die deutsche Literatur, als Ganzes betrachtet, in der Tat ein ziemlich winterliches, ödes Ansehen. Der Idealismus, der 1870 einen Augenblick lang in heller Flamme emporgeloht war, war längst wieder zu einem armseligen Feuerchen herabgebrannt. Mit einem furchtbaren Krach hatte die Milliardenära geendet, in der Politik traten mehr und mehr wirtschaftliche Interessenströmungen zutage, die unaufhaltsam alle ideelleren Interessen, wie sie noch in der Kulturkampfzeit die Köpfe erregt hatten, zu überfluten drohten. Leiter und Heros dieser Politik war ja Bismarck, der Meister der opportunistisch-realistischen Regierungskunst. Innig gesellt mit die-

sen materiellen Bestrebungen hielten die materialistischen Ideen ihren Siegeszug, Ethik, Philosophie, Literatur überschwemmend. Im Siegesrausch des großen Kriegsjahres hatten einzelne Optimisten von einer neuen Blütezeit der deutschen Dichtung geträumt. Wie einst in Hellas der Waffenlärm von Marathon und Salamis die Epoche des Äschyleischen und Sophokleischen Dramas eingeleitet und eingeläutet hatte, so würden sicherlich auch Wörth und Sedan zu literarischen Taten anfeuern, Taten von solcher Herrlichkeit, daß die Epoche Goethe-Schiller nur wie eine Vorbereitungszeit zur neuen Reichskultur erscheinen mußte. Vor allem war ein gewaltiger Emporgang des Dramas zu erwarten, die langersehnte Nationalbühne mußte über Nacht zur Wirklichkeit werden. Eine Bühne, die nicht länger vom Ausland im großen wie im kleinen abhängig war, die nicht ängstlich mit den Kassenrücksichten zu rechnen hatte, sondern, freigebig von Staat und Stadt begönnert, allem echten und großen Kunstschaffen ihre Tore öffnen konnte, einem Schaffen, das die innersten Sehnsuchten, das tiefste Wesen der neugeeinten, neugestählten Nation zum Audruck brachte. So träumten ein paar Dutzend Optimisten. Die Wirklichkeit nahm einen ganz andern Gang. Nie stand die Bühne so unter dem Einfluß Frankreichs, nie waren die Nachäffer der Franzosen so bevorzugt, nie war die Kunst, die man pflegte, so zwerghaft und verkümmert wie in den siebziger Jahren. Das seichte Feuilletondrama des zweiten Kaiserreichs mit seinem geschwätzigen Geplauder, seiner verlogenen Moral, seiner stelzenhaften Technik beherrschte die Theater diesseits wie jenseits des Rheins.

Und der Prophet dieses Dramas, das, in Salonluft gezüchtet, jeder Erdfrische, jedes Naturlautes ermangelte, war Paul Lindau. Eben aus Paris heimgekehrt, rühmte er sich, der getreue Schüler der Pariser Feuilletonisten zu sein, in ihrem Geiste verwaltete er sein kritisches Heroldsamt, in ihrem Geiste übte er seinen Witz an allem, was über das niedere Gestrüpp der Literatur hervorragte. An Richard Wagner wie an Gustav Freytag. Für diese neue Kritik war der Witz, der kleine boshafte Witz das Wesentliche; ihr galt es nichts, in den Kern eines Werkes einzudringen, von großen Gesichtspunkten aus die Eigenart des Dichters, Geist und Seele der Dichtung zu erfassen, das Echte zu fördern, das Kleinliche und Krämerhafte zu geißeln. Sie hielt sich an ein paar Äußerlichkeiten des Werks und sah ihre Aufgabe darin, nach Gassenbubenart hinter dem Künstler herzulaufen und ihn vor der Masse lächerlich zu machen, ob seiner besonderen Rocktracht oder des Taschentuchzipfels, der ihm hinten heraushing. Und das deutsche Publikum krümmte sich vor Lachen; der Kritiker als Spaßmacher, der, mit ästhetischem und ethischem Gepäck ganz unbelastet, so gar keine Anforderungen stellte, weder an Geist noch Gemüt, der war der Mann des Tages. Für die Literatur zwischen 70 und 80 ist Paul Lindau der typische Vertreter.

Was sonst noch in der Literatur, in Roman und Lyrik, den Beifall der Menge fand, das war überwiegend triviale Hausmannskost oder süßliches Naschwerk. Die vornehmere Dichtung der Zeit war wie erstarrt in dem Geist, in den Formen der deutschen Klassik; von ihrer konventionellen, glatten, akademischen Art ging kein Hauch des Lebens aus. In geistiger Hinsicht wucherte der Pessimismus fort, dessen philosophische Verkünder Schopenhauer und Eduard von Hartmann waren; der Pessimismus war salonfähig, war Mode geworden. Daher handelte es sich denn auch zumeist um kokette Spielerei, um weltschmerzliches Getue; eine tiefere Wirkung war von vornherein ausgeschlossen. Nur in großen Zwischenräumen entstand dann und wann ein Werk, das lebhaftere Anteilnahme erzielte und von Bedeutung für die Entwickelung der Literatur war. So Wilhelm Jordans „Nibelunge", Hamerlings Epen „Ahasver in Rom" und „Der König von Sion", sowie vor allem Paul Heyses „Kinder der Welt". Zweifellos aber verdankten diese Werke in ihrer Mehrzahl ihren Erfolg beim Publikum weder ihrem ästhetischen noch ihrem geistigen Wert, sondern dem sinnlichen Element, mit dem sie durchtränkt waren. Jenem sinnlichen Kolorit, das zu gleicher Zeit in der Malerei Makart siegreich zur Geltung brachte. Ein Kolorit von glänzender Oberflächlichkeit, ohne irgendwelche Tiefe. Sinnlichkeit, die vielfach in Lüsternheit umschlug, auf der einen Seite, Weltschmerzelei auf der andern, hier akademische Poliertheit und Grandezza, dort Benedixerei, Moserei, Marlitterei, hier patriotische Biedermeierei, dort französelnde Blasiertheit und Geziertheit – alles in allem ein klägliches Gemisch, diese Literatur der siebziger Jahre.

Nur von Norden und Osten her wehte ein frischerer Wind. Wie Vorboten einer größeren, reicheren Zukunft wurden die frühesten Werke der Skandinaven Björnson und Kjelland, des Slaven Turgenjew und des Halbslaven Sacher-Masoch begrüßt. Das erste Ahnen einer neuen realistischen und sozialen Dichtung ging durch die Welt. Auch Bret Harte, der Amerikaner, ist hier zu nennen. Zola und Ibsen, Tolstoi und Dostojewski fanden erst ein paar Jahre später ernstere und stärkere Beachtung, wenigstens bei der Jugend.

Wir jungen Leute nahmen das alles vorläufig ziemlich kritiklos hin, wir begeisterten uns zugleich an Hamerling und Heyse, an Turgenjew und Sacher-Masoch. Ein Genüge aber fanden wir darin nicht, in all dem nicht. Das, was wir ersehnten, erfüllte keiner dieser Dichter, wir sahen in ihnen „Progonen" einer neuen großen Zeit, aber keine Vollender. Unsere Sehnsucht war unklar, wie es alle Frühlingssehnsucht ist, aber in Frühlingsempfinden lebten und webten wir; wir träumten und phantasierten ohne Ende von einer Dichtung, die, erd- und quellfrisch all den akademischen Firnis durchbrechen, die, von großem Ernste, von großen Ideen voll, die seichte Salon- und Feuilletonliteratur der Bühne aus dem Felde schlagen, die, aus dem innersten Zeitempfinden

heraus geboren, Wirklichkeit atmen, Wahrheit künden und wie ein Sturm in all die soziale Kleinlichkeit und Verlogenheit hineinfegen sollte. Wir wollten wieder anknüpfen an den jungen Goethe der Sturm- und Drangzeit; in dem Hellenismus der Klassiker sahen wir eine bis auf den Tag nachwirkende große Verirrung. Sie hatte vom Leben, wie uns schien, abgeführt, und Leben, Leben, Leben war unser Losungswort. Leben, Wahrheit und Wirklichkeit; das Wort Erdgeruch führten wir damals, wie ich glaube, in die Literatursprache ein.

Aus solcher Sehnsucht heraus begründeten wir unsere erste Zeitschrift, die gedruckt in die Welt hinausging, die Vierteljahrsschrift „Deutsche Dichtung", herausgegeben vom Westfälischen Verein für Literatur, redigiert von Albert Gierse und Heinrich Hart. Mein Bruder Julius eröffnete das erste Heft mit dem Gedicht „An die deutsche Poesie". Kennzeichnend für den Geist, der uns beseelte, heißt es darin:

... Raffe dich, Göttin, empor
Aus berauschendem Schlafe und üppigen Träumen;
Glänzend steigt die Sonne auf,
Jauchzend kommt der wolkengetragene Tag,
Und in krachendem Sturm zerbrechen
Die alten Welten, die Städte vergehen,
Die schimmernden Marmorhallen und die
Himmelaufsteigenden, hochgeschmückten
Dächer und Dome.
Reiße vom Haupte den Rosenkranz
Und ins fließende Haar drücke den wuchtigen Helm,
Lege die blitzende Brünne an,
Greife zum schneidig schlagenden Schwerte
Und stahlblauen Auges trete
Auf den dampfendheißen Schlachtplatz.
Trage das leuchtend weiße Banner,
Das der Zukunft weht und den kommenden Tagen,
Unter die trotzigen Feinde des Lichts ...
Mächtig zeig' dich auch uns,
Wie die Väter einst dich sahen,
Schreite ein lichtgeborener Apostel
Wegebahnend und pfadbereitend
Voran der menschenerlösenden Zukunft.
Gehe mit rollendem Trommelklang,
Mit dem schmetternden Feuerhorn
Durch den dämmerunggrauenden Morgen,
Schlage mit mächtig pochendem Schwertknauf
An die Türen und an die Fenster:
„Die Stunde ist da, die Stunde ist da,
Jetzt ist nicht Zeit zum müden Schlafe,
Wachet und streitet in heiligem Kampf."

IV

Wie wir uns fühlten als Leiter einer echten und wirklichen Zeitschrift, davon legen die drei Hefte der „Deutschen Dichtung", die überhaupt erschienen sind, ein beredtes Zeugnis ab. Jedes Wort deutet darauf hin, daß wir das Empfinden hatten, im Mittelpunkt der literarischen Bewegung zu stehen. Zeitschriften waren damals noch kein Massenartikel wie heute, noch hatte nicht jeder Literat sein eigenes Organ zur Verfügung. Mit der Schar der Abonnenten konnten wir freilich nicht großtun, sie hätte kaum hingereicht, einen mäßigen Saal zu füllen; das Häuflein unserer Mitarbeiter aber konnte sich sehen lassen. Es waren darunter: Hamerling, Sacher-Masoch, der gerade in jener Zeit mit dem „Vermächtnis Kains" eine Verheißung in die Welt sandte, die sein späteres Schaffen leider nicht erfüllte, ferner Arthur Fitger, Julius Grosse, Vakano, Richard Hamel, Joseph Kürschner, Hans Herrig, Johannes Prölß, Felix Dahn, Wilhelm Henzen, Otto Hammann, der jetzige Leiter des offiziellen Preßbureaus, und andere mehr. Von den Beiträgen atmeten nur die lyrischen und kritischen einen Hauch neuen Geistes. Immer wieder ist von dem „Nahen einer neuen Zeit", immer wieder von „Mannheit und Wahrheit" die Rede; „Männer" – heißt es an einer Stelle „tun uns Not, denen die Poesie eine sittliche, weltbefreiende Macht ist, eine neue Religion, denen der heilige Geist das Siegel des Reformators hellflammend auf die Stirn gedrückt." Mehr aber noch als im gedruckten Wort leisteten wir an Überschwang in unseren Unterhaltungen und Briefen. Ernsthaft hielten wir in unseren Reihen Umschau, ob nicht bereits der neue Goethe, der neue Shakespeare, der neue Dante durch untrügliche Zeichen sich verkünde. Noch hatte ich selbst nichts geleistet, was irgend der Rede wert, und doch richtete schon mein Kollege Gierse ein Sonett an mich, das mit den volltönenden Worten ausklang: „Prophet und Dichter jeder Zoll." Margarete Halm, eine österreichische Dichterin, fragte tieferregt an, ob einer von uns brustkrank sei; sie wisse mit Bestimmtheit, daß der Messias der neuen Zeit brustkrank sein werde, nur in einem gebrechlichen Leibe könne der Geist sich rein und göttlich entfalten.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß mit der Zeit der Schauplatz Münster sich für unser Wollen und Trachten zu eng erwies. Wir sehnten uns nach größeren und freieren Verhältnissen, die neue Reichshauptstadt wirkte schon lange wie ein Magnet auf uns. Und so entschlossen wir uns eines Tages, mein Bruder und ich, unsere weitere Studierzeit in Berlin zu verleben. Das Reisegeld und ein paar Taler darüber waren vorhanden, so setzten wir uns sorglos auf die Bahn, von großen Hoffnungen und Plänen erregt. Wie Berlin auf uns wirkte, wie es in jenen Tagen auf so manchen Künstler wirkte, der mit vollem Herzen und leerem Beutel die „Stätte künftiger

Triumphe“ betrat, das hat mein Bruder in seinem Gedicht „Nach Berlin“ besser zum Ausdruck gebracht, als meine Prosa es vermöchte.

„Von Westen kam ich, schwerer Heideduft
Umfloß mich noch, vor meinen Augen hoben
Sich weiße Birken in die klare Luft,
Von lauten Schwärmen Krähenvolks umstoben ...
– – – – – – – – – – – – –
Die Fenster auf! Dort drüben liegt Berlin!
Dampf wallt empor und Qualm, in schwarzen Schleiern
Hängt tief und steif die Wolke drüber hin,
Die bleiche Luft drückt schwer und liegt wie bleiern.
Ein Flammenherd darunter, – ein Vulkan,
Von Millionen Feuerherden lodernd,
Ein Paradies, ein fruchtbar Kanaan, –
Ein Höllenreich, in Schattendunst vermodernd.

Hindonnernd rollt der Zug, es saust die Luft!
Ein and'rer rast dumpfprasselnd rasch vorüber, –
Fabriken rauchgeschwärzt, und aus dem grauen Duft
Schlägt düst'rer Feuerbrand vom Fluß herüber.
Engbrüst'ge Häuser, Fenster schmal und klein,
Bald braust es dumpf durch hallende Brückenbogen,
Bald blinkt herauf bleifarb'ner Wasserschein.
Und unter Kähnen mühn sich schwer die Wogen.

Vorbei, vorüber! Und ein geller Pfiff!
Weiß fliegt der Dampf, ... ein Knirschen an den Schienen!
Die Bremse stöhnt laut unter starkem Griff ...
Langsamer nun! ... Es glänzt in allen Mienen.
Glashallen über uns und lautes Menschenwirren, ...
Halt! Und „Berlin!“ Hinaus aus engen Wagen!
Berlin! Berlin! Nun hoch die junge Stirn,
Ins wilde Leben laß dich mächtig tragen.

Berlin! Berlin! Die Menge drängt und wallt,
Und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,
Vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,
Und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.
Du aber suchst in dieser bleichen Flut
Nach Rosen und nach grünen Lorbeerkronen, ...
Schau dort hinaus! Die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen ...
– – – – – – – – – – – –

nahm all' unsere Sinne, unser Denken und Fühlen gefangen. Alles war uns neu, alles erregte, alles faszinierte uns. Der Wogenschlag des öffentlichen Lebens ging damals höher als je zuvor. Die soziale Bewegung wuchs in bedrohlicher Weise an, nicht lange nach unserer Ankunft wirkte das Attentat Hödels wie ein Fanal. Innerhalb der Sozialdemokratie selbst war ein Idealismus lebendig, wie er sich später, als die Partei ins Ungemessene wuchs, kaum noch entfalten konnte. Alle Zugehörigen fühlten sich als eine große Brüderschaft, die in einer Art von Ekstase des baldigen Umschwungs aller Dinge wartete. Wir wären nicht jung, nicht Zukunftsgläubige gewesen, wenn uns dieser Idealismus nicht berauscht hätte.

Mit mehreren der Führer, unter anderm mit Johann Most, traten wir in engere Berührung. Most war ein strudelnder Feuerkopf, wirr, grobschlächtig, einseitig fanatisch, aber auch wieder wie ein gläubiges Kind und in seiner Art begeisterter Idealist. In der „Freien Presse" tobte er seinen Ingrimm aus, schon damals wirkte er durch das Übermaß von Derbheit oft mehr komisch als aufregend. Von dem Parteigetriebe selbst hielten wir uns fern, die Politik hatte mehr ein ästhetisches als reales Interesse für uns. Aber auch mit den literarischen Kreisen der Reichshauptstadt, mit den tonangebenden, kamen wir während unseres ersten Berliner Aufenthaltes in keine Verbindung; uns einzudrängen, dazu waren wir „Heidemenschen" zu schüchtern und weltfremd. Nur von den jüngeren Dichtern lernten wir einige näher kennen, wie Hans Herrig, Richard Voß, Max Stempel, Oskar Linke. Am innigsten aber gestaltete sich unser Verhältnis zu Ernst von Wildenbruch. In ihm entdeckten wir einen von denen, die wir suchten.

V

Wildenbruch war damals Assessor im Amt des Auswärtigen. Seinem eigenen Äußeren sah man weder den Assessor noch den Dichter an. Auch nicht den Aristokraten. Sein ganzes Behaben war gut bürgerlich. Demokratisches Empfinden und aristokratische Anschauungen wohnten in ihm friedlich nebeneinander. Wenn er manchmal so nebenbei erwähnte, daß Hohenzollernblut in ihm fließe, da sein Vater der Sprößling des Prinzen Louis Ferdinand war, so geschah das ohne jede Absicht zu prahlen und zu prunken. National und hohenzollernsch gesinnt sein, das war für ihn eins, und seine Freude, einen der Helden des Geschlechtes zum Ahnen zu haben, hatte etwas durchaus Kindliches und Naives. Naivetät war überhaupt ein Grundzug seines Wesens, aber sie hatte nichts Kleinliches, nichts, was den Eindruck einer empfindungsgroßen Persönlichkeit hätte schmälern können. Bei aller äußeren Zurückhaltung aber war Meister Ernst doch von seinem Dichterberuf aufs innigste überzeugt; davon konnte er in stolzen Worten reden, und wenn er auf die Aufgaben zu

sprechen kam, die eine wahrhaft nationale Bühne zu erfüllen hatte, die es ihn selber drängte, auf einer solchen Bühne zu verwirklichen, dann geriet er stets ins Feuer, seine Augen leuchteten. Wild aber konnte er werden, wenn das Gespräch die damaligen Verhältnisse der Berliner Bühne berührte, wenn er sich darüber erging, wie seine Dramen immer umsonst bei Hülsen und anderen Theaterherrschern Einlaß begehrten. Wild oder auch bitter und melancholisch.

Wir lernten Wildenbruch kennen in einer Nachtsitzung des Akademisch-Literarischen Vereins. Hier hatte er schon damals begeisterte Anhänger und Verehrer, obwohl von seinen Dramen noch keins im Druck erschienen war. Zu den treuesten Jüngern gehörten Berthold Litzmann, der auch später als Professor in Bonn am Wildenbruchkultus festhielt, sowie P. Wolff, der ein Jahrzehnt hernach als Mitverfasser des Schauspiels „Das Bild des Signorelli" einen Augenblickstriumph feierte. Damals trug er sich mit dem Gedanken, ein dramatisches Weltbild unter dem Titel „Filii mundi" zu schaffen. Der Titel gefiel ihm so gut, daß er ihn fortwährend im Munde führte, ihn in allen Betonungen, bald schmelzend, bald dröhnend, bald flüsternd, bald singend zum besten gab. So gut gefiel ihm der Titel, daß er nie einen Stoff fand, der des klangvollen Lateins würdig genug erschien. Wolff hat unter den Jüngsten viele Nachfolger gefunden, die auch nie über den Titel, über das erste Wollen hinauskamen. Bald nach seinem Triumph hat er sich erschossen. Als Dichter hat er keinen Anspruch, in der Literaturgeschichte fortzuleben, wohl aber als ein Mann, der immer mit den duftigsten Likören versehen war und freigebig von ihnen spendete.

Mit Wildenbruch kamen wir alsbald in ein sehr enges und inniges Verhältnis. So verschieden auch unsere Anschauungen im allgemeinen waren, in einem waren wir eins: in der idealen Auffassung der Poesie und in der Sehnsucht nach einer Neugestaltung der Literatur. Wir wurden nicht müde, uns an diesem Thema zu berauschen. Ob wir im Café Bauer, das erst vor kurzem sich aufgetan und durch seinen bisher in Berlin unbekannten Glanz verführerisch wirkte, oder in Raffos italienischer Weinstube die Nacht hindurch zusammenhockten. Wildenbruchs Wohnung war in einem Hause der Potsdamer Straße. Zwei enge Zimmer. Dort las er uns beiden mehrere seiner Dramen vor. Mit priesterlichem Pathos, das aber doch lebendig wirkte, weil es von innerer Glut beseelt war; man merkte es dem Vortrag an, daß der Dichter an seine Mission glaubte und mit seinen Gestalten sich wie verwachsen fühlte. Ich denke noch daran, wie wir nach der Vorlesung des Prosaschauspiels „Die Herrin ihrer Hand" erregt uns in den Armen lagen, uns küßten und dann Brüderschaft tranken. Bier und Butterbrot gab es stets als Lohn für braves Zuhören. Wie oft hat uns seitdem ein Dramatiker nach dem andern mit Vorlesungen erquickt. Die Dramen waren immer andere, soziale oder historische,

naturalistisch oder idealistisch, Vers oder Gehack von Prosa – Butterbrot und Bier aber gab es stets. Nur Wilhelm von Polenz hatte einst den bösen Einfall, die Vorlesung eines Dramas – es war sein „Heinrich von Kleist" – mit einem glänzenden Souper einzuleiten. Alle Hauptleute der aufstrebenden Generation hatten sich eingefunden und sie schmausten und zechten nach Herzenslust. Aber die Folgen blieben nicht aus. Schon während der erste Akt sich entwikkelte, nickten die meisten ein; der Wein führte vorzeitig den Zustand herbei, der sonst erst nach dem dritten Akt einzutreten pflegt.

Mit anderen haben wir dann wacker mitgekämpft, Wildenbruch zur Geltung zu bringen. In unseren „Deutschen Monatsblättern" veröffentlichten wir „Der Mennonit", „Die Herrin ihrer Hand", den „Harold". Diese Monatsblätter, eine Revue, die sich anderthalb Jahre lang hielt, bildeten die unmittelbare Fortsetzung der „Deutschen Dichtung". Wie Hanstein dazu kam, in seinem Buche „Das jüngste Deutschland" an zwei Stellen anzumerken, daß wir von Oskar Blumenthal die „Neuen Monatshefte" übernommen und in den „Monatsblättern" fortgesetzt hätten, ist mir unverständlich. Jetzt dauerte es nicht mehr lange, und Wildenbruch, der Verkannte, war über Nacht der gefeierte Bühnenmann geworden, sein Name wurde rasch so populär, wie er es nur in verwegenen Stunden geträumt hatte. Endlich gingen von der Bühne wieder machtvolle Erregungen aus, die über die Alltäglichkeit hinaushoben. Wortstürme rüttelten die Seelen der Zuhörer aus der Philisterei des gewohnten Niederungslebens auf. Ein Prophet sprach von der Szene herab, mit feurigen Zungen, freilich ein rückwärts gewandter Prophet, dessen Ideale nicht vorwärts wiesen zu neuen Höhen, der mehr mit der Vergangenheit empfand als mit den zukunftsringenden Kräften der Gegenwart. Ein Dichter der Jugend war Wildenbruch von Anfang an gewesen, er ist es auch geblieben. Für den reifen Menschen bieten seine Werke nur in Einzelheiten An- und Erregung, aber für den ist die Bühne überhaupt nicht die Stätte des Heils. Alles Hinreißende, wie alles Unzulängliche, was sich an Wildenbruch zeigt, hängt mit seiner ewigen Jünglingsschaft zusammen. Er ist stets in Siedeglut, wenn er schafft, stets begeistert, stets entflammt; der Temperaturgrad bleibt sich stets der gleiche, wem und was auch immer die Begeisterung gilt. Wildenbruch kann Donner rollen lassen, um einen Spatzen vom Acker zu scheuchen, Stürme entfachen, um ein Nachtlicht auszulöschen. Aber ein Großempfinder bleibt er doch, und als Aufrütteler, als ein Priester der Poesie, der mit Geißelhieben die Krämer und Schmarotzer aus dem Tempel gejagt hat, hat er das Seine getan, der Dichtung zu neuen Höhen den Weg zu bahnen. An seinem Wesen hat der Erfolg nichts verändert. Dieselbe Freude, die Freude eines Kindes, das den Weihnachtsbaum glitzern sieht, die er dereinst empfunden, wenn sein Werk zwei oder drei Zuhörer erregte, empfand er jetzt, wenn ihm

Tausende Beifall riefen. Der unermüdlichste und begeistertste Zuschauer war er selbst. Wo immer einer seiner Lieblinge, und er liebte seine Schaffenskinder alle mit gleicher Zärtlichkeit, über die Taufe gehalten wurde, ob in Weimar, Frankfurt, Köln: Wildenbruch reiste hin, um sich selbst an der Erstaufführung zu beglücken. Er hatte so lange harren müssen, daß er jetzt wie ein fast Verdursteter mit vollen Zügen trank. Und da man ihn eher im Schlafwagen als in seiner Wohnung zu sehen bekam, so nannten ihn die geistreichen Gäste des Kaiserhofs, des Literaturcafés, den Harr-old, der zum Sleepcarolinger geworden sei. Daß unser eigenes Verhältnis zu Wildenbruch durch den Erfolg nach und nach gelockert wurde, das ist im Grunde selbstverständlich. Noch Jahre hindurch verkehrten wir freundschaftlich miteinander, aber mehr und mehr entschwand er uns hinter den Scharen seiner Verehrer. In die Kreise, die sich seinen Erfolgen öffneten, hatten wir keine Sehnsucht uns mit hineinzudrängen. Zum Gefolgsmann und Gemeindemitglied waren wir nicht veranlagt. Lieber im Hintergrund, aber „selbst Aner". Es kam hinzu, daß Wildenbruch ein Fertiger war, wir aber noch im ersten Wachstum. Immer wieder jedoch bis auf den heutigen Tag hat unsre alte Freundschaft in diesem und jenem Moment sich zur alten Glut entfacht.

Durch Wildenbruch hatten wir auch Richard Voß kennen gelernt. Er war in vielen Stücken das gerade Gegenteil von Wildenbruch. Ebenso nervös, wie dieser gesund und markig, ebenso fahrig, wie dieser bestimmt und selbstbewußt. Genial veranlagt, genialer als irgend einer seiner Altersgenossen, schwankte er doch in seinem Schaffen hin und her. Um jeden Preis suchte er die Braut, die Erfolg heißt, zu gewinnen; ging es nicht durch kecken Wagemut, dann war auch List und Verstellung nicht zu verschmähen. Voß hatte damals gerade zwei Stücke geschrieben, die er uns im Manuskript zu lesen gab. Das eine segelte im Fahrwasser Paul Lindaus, das andere, das einen korsischen Kriegsmann zum Helden hatte – ich glaube, er hieß Sampiero – war ganz im Wildenbruchstil gehalten. Vielseitiger kann man nicht gut sein. Erst später hat sein starkes Talent den Boden gefunden, in dem es eigenartige Blüten treiben konnte. Etwas Unklares, Unsicheres, Unbestimmtes haftet aber seiner literarischen Erscheinung noch heute an; allzuoft liefert sein Schaffen mehr Artefakten als Lebendiges, mehr homunculi als homines.

Eine ebenso eigentümliche Erscheinung, wenn auch ganz anderer Art bildete Oskar Linke. In der Alltäglichkeit des Lebens gab er sich ganz als echten Berliner, mit einem starken Einschlag von Philisterei. Behaglich saß er mehr als einen Abend der Woche im Kreise wackrer Philister, trank mit ihnen Berliner Bier, politisierte mit ihnen und drosch mit ihnen Skat. Seine Sprache war ganz berlinisch salopp und seine Haltung nebst Unterhaltung desgleichen; im Literatenkreise erging er sich gern in allerlei Literaturklatsch. Wie verwandelt

aber war er, wenn er am Klavier saß und Wagner spielte, trunkener Begeisterung voll, wie verzaubert, wenn er dichtete. Als Poet war er ein liebender Schwärmer, ein Neuhumanist und Neuhellenist, der immerfort das Land der Griechen mit der Seele suchte. Eine feine Sinnlichkeit atmen seine „Milesischen Märchen", von Makartschem Kolorit glühen die „Versuchungen des hl. Antonius," und in seiner Lyrik ist viel Zartes und echt philosophischer Geist. Starken Einfluß auf ihn haben Hamerling und Schopenhauer ausgeübt, sowie Eduard von Hartmann, mit dem er in regem persönlichem Verkehr stand.

Als wir in Berlin ankamen, war es Max Stempel, der uns am Bahnhof empfing, mit einem Veilchenstrauß, glaub' ich, der das Erkennungszeichen bildete. Er war eben erst dem Gymnasium entronnen und hatte mit den ersten Trieben seiner jungen Lyrik unsere „deutsche Dichtung" beglückt. Stets ein guter Gesell, fehlte es ihm doch an Feuer und geistigem Hochstreben, um uns sonderlich viel bieten zu können. Meinem Bruder und mir war im Grunde alles eigentlich Literarische, alles nur Literarische etwas Gräßliches; im Literarischen einen Beruf zu sehen, ein Ehrgeizziel oder gar ein Geschäft, das widerstrebte uns in innerster Seele. Wir sahen von früh an in der Literatur nur ein Mittel, uns menschlich zu erweitern, und sahen von früh an eine breite Kluft zwischen dem, was der Zeit als Literatur galt und was uns Kunst und Poesie waren. Schließlich sind wir dann auch Journalisten geworden, um die Kunst nicht prostituieren zu müssen. Max Stempel aber bebte und webte in rein literarischen Interessen, er war ein echter Literat und infolge tiefgründlicher Bequemlichkeit ein andern leicht Unbequemer, dem es nie recht gelang, persönlich, geistig, künstlerisch Wurzeln zu schlagen. Bequemlichkeit und Lebensnot haben ihn denn auch bis jetzt verhindert, sein Talent kräftig genug zu entfalten. Daß er in packender Darstellung des Alltagslebens etwas vermag und theatralisch starke Wirkungen zu erzielen weiß, das hat er mit seinem Drama „Morphium" bewiesen. Für seine Entwickelung wäre es zu wünschen, daß ihm die Freude, ein Werk auf der Bühne zu sehen, noch öfters beschert würde.

VI

Nur zu rasch gingen die Stunden unsrer ersten Berliner Zeit zu Ende. Nur zu bald waren die fröhlichen und begeisterten Abende, die wir mit Wildenbruch, Voß, Linke, Stempel verzecht und verschwärmt hatten, nur noch eine Erinnerung von gestern. Die Ebbe in unserer Kasse war trostlos; auf eine neue Flutzeit konnten wir nicht warten, und so fuhren wir wieder einmal heim zu den väterlichen Fleischtöpfen. Wie immer in vierter Klasse, eng eingepreßt zwischen polnische Auswandrer, die uns zu realistischen Studien Modell standen oder vielmehr hockten, lagen, tummelten. Besonders fesselnd waren

die derbhübschen Polin[n]en, die ihre schreienden und quiekenden Säuglinge mit Fusel stillten.

In Münster erholten wir uns schnell von den Kochkünsten, mit denen uns Meister Schmalhans des öfteren in Berlin zugesetzt hatte. An so manchem Abend hatten wir alles Zeitungspapier, das sich bei uns aufgehäuft hatte, zusammengerafft und hatten dafür im nächsten Gemüsekeller zwei Dutzend Kartoffeln eingetauscht, die wir uns selbst zu Hause zurichteten. Um uns das trockene Gericht ein wenig zu schmälzen, lasen wir des Wandsbeckers Klaudius Kartoffellied: „Schön rötlich die Kartoffeln sind und weiß wie Alabaster; sie bräun'n sich lieblich und geschwind und sind für Mann und Weib und Kind ein rechtes Magenpflaster." Unser Mütterle aber brachte unsere Ernährung binnen kurzem mit Bohnen und Schinken und anderen westfälischen Köstlichkeiten wieder auf den normalen Pegelstand.

Dichterische Pläne schossen wie Pilze empor. Wir hatten aber so viel Überschuß an Zeugungslust, daß uns das Ausströmen in Versen und Entwürfen nicht genügte, wir bauten gemeinsam auch noch einen Roman auf, einen abenteuerlichen Roman „Väter und Söhne", der, wie ich glaube, sich durch drei Erdteile hindurchspielte. Für die westfälische Provinzialzeitung war die Abenteuerin grade gut genug; sie veröffentlichte ohne Skrupel das bunte Flickwerk. Vorher aber fragte sie an, wieviel Honorar wir forderten. Taumelnd verzichteten wir auf alles, berauscht von dem Gedanken, wochenlang jeden Tag ein Produkt unserer Phantasie gedruckt vor uns zu haben.

Aber wir wollten nicht nur schaffen, wir wollten auch wirken. Die Idee, eine neue Zeitschrift zu gründen, hatten wir, wie gesagt, schon in Berlin gefaßt. Jetzt fanden wir einen Bremer Verleger, der bereit war, zusammen mit uns die Idee zu verwirklichen. Gehalt und Honorar konnte er freilich nicht zahlen. Trotzdem machten wir uns todeskühn daran, Beiträge zu sammeln, und sie fanden uns reichlich. So kamen jene „Deutschen Monatsblätter", die mit dem anmaßlichen Nebentitel „Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart" prahlten, zustande. Gleich das erste vom April 1878 eröffnete ich mit einem Aufsatz „Neue Welt", der von unserem Sehnen nach einer neuen Kunstepoche künden sollte. All' die Anschauungen, die einige Jahre später den Jungen Feldgeschrei und Losung hergeben mußten, waren im Keime hier schon vorhanden. Der Ausdruck ist freilich oft noch unsicher, unzureichend oder überschwenglich.

Die Betrachtung führte zunächst zum jungen Goethe zurück. „Woher hatte Goethe die Sprache, die mit einem Mal in Götz und Werther so klar wie ein Bergquell, so kräftig wie Morgenwind im Walde rauschte; war das die Sprache, in der vor kurzem Gellert und Gottsched hüstelten? Seit der ehrliche Simplex Einsiedler geworden war, hatten die Deutschen (usw. Poeten) diese Mundart

verlernt, denn es war die Mundart des Volkes, und wer dachte ans Volk, wenn es Verse zu schmieden und Ästhetik zu schwitzen galt." In Goethes Jugendwerken „quälte sich nicht mehr der Herren eigener Geist, da jauchzten die entfesselten Geister des Volkes, und die Menschheit fand die Sprache wieder." Die alte Offenbarung wurde wieder wach „vom Einssein der Menschheit, von den verborgenen Banden zwischen Natur und Geist. Was im tiefsten Grunde der Individualität lebt, klingt und zittert, das ist nicht mehr individuell, das findet tausendfachen Widerhall und setzt den Allgeist in Bewegung." „Goethe ist Realist, aber nicht wie Auerbach (!) und Jeremias Gotthelf, welche die Natur wie ein großes Brouillon betrachten, das sie ab- und überschreiben können nach Herzenslust, – er schafft nicht nach der Natur, sondern wie die Natur, kongenial und gleichen Wesens mit ihr." „Welchen Gang auch die deutsche Literatur in Zukunft nehmen mag, an einer Errungenschaft muß sie festhalten, an der Errungenschaft Goethescher Humanität, an der leuchtenden Devise: Humani nihil a me alienum puto." „Wo ist aber der Punkt in Goethes Schaffen, an dem sich sein Weg und der unsre trennen, oder haben wir Modernen überhaupt nichts andres getan, als den Boden, den der große Meister gepflügt und aufgeworfen hatte, nach seiner Anleitung weiter kultiviert und ausgesogen? Bei einem oberflächlichen Blick auf die Entwickelung seit Goethe möchte man diese Frage entschieden bejahen ... Und doch weist Goethe bereits in seinen Aphorismen auf eine neue Literaturwelt hin, in welcher sich germanisches Urempfinden mit moderner Geistesanschauung vermählen sollte ... Die ‚Wanderjahre' müssen jeden, der Goethe nur mit der landläufigen Schablonenkritik zu beurteilen pflegt, wie ein Phänomen anmuten, so modern und unhellenisch tritt uns hier der Schöpfer der ‚Iphigenie' entgegen. Es sei hier nur auf den großen Entwurf eines Arbeiterstaats hingewiesen ..." Goethe wagte sich freilich an diese neuen Gebiete und diese neue Weltauffassung nur mittelst der Allegorie heran, und damit irrte er selbst von den grünen Wiesen des Lebens zu den grauen Heiden des Abstrakten und Konstruierten ab. Besser als er begriff Heinrich Heine die neuen Aufgaben, aber er blieb mitten auf dem Wege stecken in Skepsis und romantischer Ironie. Er „war ein Progon der aufkeimenden modernen Literatur, seine Schriften sind durchtränkt von einem neuen, zukunftssichren Geiste, er hat vollständig mit dem Hellenismus, etwas weniger vollständig mit dem Christianismus gebrochen, und doch ist er nur ein Vorläufer der Neuzeit, weil sein Verstand ganz unbedingt, sein Empfinden nur bedingt modern war." In dieser Hinsicht war das junge Deutschland Heine überlegen, es fehlt ihm nicht das große Wollen und das große Erkennen und sein Empfinden ist modern, aber es fehlt ihm das elementare, aus dem Herzen der Natur quellende Empfinden; es bleibt auf dem einen Pol der Entwickelung, das den Geist modernen Weltanschauens be-

schränkt, und der andre Pol, – „ich bezeichne ihn hier gleich als Naturalismus," – bleibt ihm verschlossen ... Vereinzelt bleiben Erscheinungen wie Grabbe, Hebbel, Otto Ludwig ... Drei Faktoren wirkten gegen Ende der fünfziger Jahre zusammen, um der Welt eine neue Basis zu geben.... Erstens die Neubildung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, die einerseits auf den universellen Errungenschaften der französischen Revolution, andrerseits auf dem frischerwachten Eifer für nationale Besonderung fußte. „Nationalität einerseits und Internationale andrerseits, hier Krieg auf Krieg, dort die Genfer Konvention und die Friedensliga, – unvereinbare Gegensätze, wenn wir nicht tiefer zu blicken verstehen, aber im Grunde einem einzigen großen Drange entsprungen, dem Drange nach organischer Verbindung zwischen Individualität und Gesamtheit." ... Übrigens bilden das soziale und nationale Leben „nur den Acker für das Geistesleben eines Volkes, erst dann geht ein Volk seiner Blüte entgegen, wenn es die allseitigste und tiefste Teilnahme der Kunst und Literatur entgegenbringt." Der zweite Faktor der Erneuerung war die naturwissenschaftliche Bewegung mit ihren gewaltigen Errungenschaften in Forschung und Technik ... „Aber ist das Prinzip der Kunst nicht ein formales, was kommt es viel auf den Stoff an? Der Urstoff, das Leben und Weben der Menschenseele bleibt immer dasselbe, doch der Ausdruck dieses Lebens wechselt unendlich in den verschiedenen Zeiten. Doch nur der Ausdruck selbst ist Form, seine Ursachen liegen in Veränderungen des Stoffes begründet. Dasselbe Stück Erdboden trägt im Verlauf der Jahrtausende Wälder, Äcker, Sümpfe, Wiesen, – es verändert sich im tiefsten Grunde nicht, aber seine Teile versetzen und zersetzen sich, sein Klima gestaltet sich um, Seen, Gebirge bilden sich in der Nähe, und so wird die Wandlung der Form durch Umbildung und Wechsel in der Natur bedingt ... Was in jenem Jahrtausend Patriotismus heißt, rühmt sich im folgenden Religiosität, im dritten Humanität zu sein." Den dritten Faktor bildete die pessimistische Philosophie, Schopenhauer wurde eine Kulturmacht. „Drei große Richtungen in der Literatur gehen schon jetzt von ihm aus, oder sind doch seinem Geiste eng verwandt: der neudeutsche Quietismus, am strengsten vertreten durch Hieronymus Lorm, die Musikdramatik Richard Wagners und die slavisch-germanische Poesie Sacher-Masochs und Turgenjeffs." ... Es ist, als ob „aus den Grenzländern Deutschlands ein ganzer, frischer Strom neuen Blutes in unsere Adern übergehen sollte." Sacher-Masochs „Vermächtnis Kains" bildet den „ersten, großartigen Versuch, wurzelnd in fruchtbarem Erdreich des Naturalismus die Darstellung modernen Lebens und moderner Anschauung mit den höchsten ethischen Tendenzen zu verknüpfen. Goethes Realismus und Schillers Idealismus – in dieser Poesie finden wir die Elemente beider Richtungen organisch vereint, und *so glaube ich allerdings, daß wir den Wendepunkt der deutschen*

Literaturentwickelung erreicht haben, daß eine neue Welt, ein neues Leben unsrer harrt." Neben der slavischen übt den verheißungsvollsten Einfluß die amerikanische Literatur durch Bret Harte, die skandinavische durch Björnson und Ibsen aus. „Mit Bret Harte haben Björnson und Ibsen den naturalistischen Untergrund gemein, ... beide sind stark verwandt, beide haben neben dem realistischen einen stark spirituellen Zug, ich erinnere nur an Björnsons „Neuvermählte" und Ibsens „Brand", beide haben mit Erfolg in letzter Zeit den modernen Konflikten sich zugewandt. Schon jetzt zeigen sich vielfache Spuren von den Anregungen, welche die deutsche Bühne ihnen verdankt, und besonders die jüngere Poetengeneration scheint ihre Richtung der des französischen Dramas vorziehen zu wollen; vielleicht erhalten wir auf diesem Wege allmählich ein gesundes, kerniges Volksdrama." ...

Der Aufsatz schließt: „Eine neue Welt! Utopisch sind unsre Hoffnungen nicht mehr, denn auch bei uns fängt es an zu drängen und zu gären, wie nur der *Frühling* möglich macht, so vielseitig und umfassend, wie nur dem Hereinbruch einer *großen* Literaturepoche vorangehen kann. Möge ihr beschieden sein zu vollenden, was Lessing und Schiller, Herder und Goethe erstrebt, was Heine, Platen und Gutzkow begonnen, wofür die Gegenwart ihre beste Kraft und Neigung einsetzt. Möge sie das rechte Medium finden zwischen erdfrischem Realismus und sittlich hoher Idealität, zwischen kosmopolitischer Humanität und gesundem Nationalismus, zwischen ernster Männlichkeit (soll wohl heißen Geistigkeit) und tiefquellender Empfindung. Vor allem aber wurde die neue Poesie ein wahres Eigentum, ein Schatz des Volkes ... Aus dem Volke hervorgegangen, muß sie ins Volk zurück; dieses wird sie jedoch nur dann willkommen heißen, wenn die neue Kunst, gemäß den Merkmalen aller echten Kunst, aus dem vollen Born der Gegenwart schöpfend ursprüngliche, individuell gefärbte Natur zum Ideal zu verklären weiß."

In einem andern Artikel der Monatshefte wird die künftige Entwickelung des Dramas ziemlich klar vorausgeahnt: „Das historische und philosophische Drama sind die Blüten der Poesie und der ganzen Kulturentwickelung eines Volkes, und man muß an dieser letzteren verzweifeln oder an eine baldige Auferstehung jener glauben. Freilich nimmt vielleicht die zukünftige Entwickelung des deutschen Schauspiels zunächst ihre Bahn über das moderne Drama, damit es wieder lernt, wirkliche Menschen und keine Bühnenfiguren zu schaffen." ...

VII

Als wir wieder nach Berlin kamen, hatte sich literarisch wenig verändert. Wir selbst hatten inzwischen unsere ersten Gedichtsammlungen „Weltpfingsten" und „Sansara" veröffentlicht, daneben auch einige Dramen, mein Bruder

„Don Juan Tenorio", „Der Rächer" und „Der Sumpf", ein Schauspiel, in dem ein ähnliches Thema angeschlagen wird, wie es Sudermann später in „Sodoms Ende" durchgeführt hat, ich meinerseits die Tragödie „Sedan", das einzige Drama, das ich je an die Öffentlichkeit, eine sehr beschränkte Öffentlichkeit, gebracht habe. Eine sonderbare Mischung aus realistischem und historischem Stil, behandelt es die letzten Tage Napoleons III.; einen Geschichtsstoff aus der Gegenwart – in fünffüßigen Jamben. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend für die Übergangszeit zwischen Wildenbruch und Hauptmann. Daß es auch Anlaß gab zur Bildung der ersten „Freien Bühne", die freilich namenlos blieb, ist längst vergessen worden. Ein Schriftsteller Lehnsmann überraschte mich eines Tages mit der Mitteilung, daß er eine Gesellschaft von Schauspielern zusammengebracht habe, die das Drama im Krollschen Theater aufführen wolle. Kaum war die Nachricht in die Zeitungen gelangt, da erhob sich ein Entrüstungssturm – in Paris, natürlich ein Sturm im Glase. Mehrere Pariser Blätter brachten Leitartikel, die von frevelhafter Friedensstörung fabelten; der Titel „Sedan" wirkte auf gewisse Journalisten wie ein rotes Tuch auf den Stier. Nur der „Figaro" hielt sich abseits; er veröffentlichte ein Feuilleton, das durch drei Nummern ging und die Tragödie mit merkwürdigem Wohlwollen behandelte. Immerhin, die Polizei war aufmerksam geworden. Und einen Tag vor dem festgesetzten Aufführungstermin verbot sie die Vorstellung. Herr von Puttkamer bestätigte selbstverständlich das Verbot. Im Grunde war ich seelenfroh. Über das Drama war ich in meinem Empfinden bereits hinausgewachsen, und außerdem hatte ich die begründete Furcht gehegt, daß die seltsam gemischte Mimentruppe das Stück in Grund und Boden spielen würde. Meinem Bruder erging es später nicht so gut wie mir. Sein „Sumpf" wurde von einer ähnlichen Truppe derart mißhandelt, daß das Stück zu guter Letzt selbst in den Sumpf geriet. Beide Aufführungen gehören aber bereits einer späteren Zeit an.

Vorläufig, um 1883 und 1884 herum, wußte im Berliner Publikum kein Mensch davon, daß zwei Dichter Hart existierten. Nur auf das werdende Dichtergeschlecht, auf die Allerjüngsten wirkten wir mit unserer Poesie. Davon zeugten die täglichen Briefe, die Hermann Conradi, Karl Henckell und andere an uns richteten, täglich, länglich und überschwenglich. In weitere Kreise drang der „Literaturkalender", den wir begründet hatten. Als er das vierte Lebensjahr erreicht, handelte ihn uns Josef Kürschner für ein Linsengericht ab. Etwas wie Aufsehen erregten die „Kritischen Waffengänge", in denen wir mehreren Literaturgrößen der Gegenwart arg zu Leibe gingen. Sie führten uns denn auch nach und nach ganze Schwärme von Stürmern und Drängern zu. Unsre beiden Zimmer, in denen wir im Norden Berlins ganz à la bohémienne hausten, waren oft überfüllt mit jungen Revolutionären, die in Worten jeden Augenblick eine Welt vernichteten und eine neue in Reden

schufen. Auch Hermann Conradi und Karl Henckell stellten sich in Berlin ein. Fast jeden Abend traf man sich bei uns oder in irgend einer Winkelkneipe. Nur das Abnorme, das Abnormste hatte Aussicht auf allgemeinen Beifall. Wer sich am tollsten gebärdete, galt für das überragendste Genie. Mehrfach stritten sich die Leutchen herum, wer für den Verrücktesten zu gelten habe; es galt für eine besondere Ehre, Irrsinnsanwandlungen zu haben. Trumpf war es, wenn einer nachweisen konnte, daß er bereits einmal, vielleicht mehrmals einige Zeit in einer Nervenheilanstalt oder gar in einer Irrenanstalt zugebracht hatte. Mein Bruder und ich machten da natürlich nicht mit, konnten es auch nicht, aber wir horchten stillvergnügt. Eines Tages kam einer zu uns, ein Männlein in wallendem Mantel, mit wallendem Haupthaar. „Sie sind die Brüder Hart, nicht wahr? Mein Name ist ...“ „Was steht zu Diensten?“ „Ja! das ist nicht so leicht zu sagen, lassen Sie mich erst erzählen. Ich komme aus Magdeburg, wir haben da einen Verein gebildet und Ihre Waffengänge gemeinsam mit großer Freude gelesen. Wir möchten nun etwas Ähnliches machen, Flugschriften herausgeben, nein, nicht Flugschriften, sondern Kampfschriften, Grimm- und Zornschriften, die – die – die“ ... „Sehr brav! Sehr wacker!“ erwiderte ich. – „Aber was verfolgen Sie für Ziele, gegen wen wird Ihr Zorn sich wenden?“ ... „Nun, mit der Literatur wollen wir uns nicht begnügen, das machen Sie ja schon. Wir wollen mehr. Dreierlei muß vor allem bekämpft, zerstört, vernichtet werden. Unsere erste Flugschrift soll gegen Gott gehen; Gott muß endlich abgeschafft werden, gründlich, ein- für allemal. Unsere zweite soll den Staat treffen, daß er nicht mehr jappen kann; wir sind gegen die Todesstrafe, aber den Staat verurteilen wir zum Tode; Sie werden zugeben, daß der Staat wie ein Alp auf den freien Individuen lastet. Gott muß fort, Staat muß fort. Drittens aber – –“ Bis hierher hatte der junge Mann ziemlich gleichmütig gesprochen, jetzt plötzlich kam in seine Stimme etwas Wildes, Entsetzliches – „drittens aber wollen wir gegen die Schule vorgehen. Die verdammte Institution steckt voll Ungerechtigkeit bis zum Rande. Da ist alles Mist und verjährte Verkommenheit. Alles geht nach Gunst und Gnade. Der patzige Hochmut der Lehrer ist einfach unerträglich – –“ „Aha!“ – unterbrach ihn mein Bruder – „Sie sind erkannt, darf ich fragen, welche Klasse Sie beengt?“ „Ich bin Sekundaner. Aber das tut nichts zur Sache. Ich rede ganz unpart –“ Er konnte nicht ausreden, denn ein Schauspieler, der sich eben bei uns befand, wurde von einem solchen Lachkrampf gepackt, daß er mit dem Stuhle zusammenbrach.

Der junge Mann ist inzwischen zu einem sehr klugen, geistvollen und klarbewußten Manne herangereift. Aber das Beispiel zeigt, wie es damals in den Köpfen gärte.

Szenen, wie sie Murger aus seinem Pariser Zigeunerleben heraus schildert, wären ebenso charakteristisch für die Berliner Zigeunerei gewesen. Gehungert

wurde redlich. Oft mußte ein Brot und ein „alter Mann", ein Käseziegel im Wert von fünfundzwanzig Pfennigen, als Abendbrot herhalten für zehn edle Geister. Ich erinnere mich, wie wir eines Abends zu dreien durch die Straßen wanderten mit leeren Taschen, und angesichts eines Bierpalastes der eine tief aufseufzte: „Kinder, wenn wir es doch mal so weit brächten, daß wir uns jeden Abend ein Glas Bier – natürlich kein Münchener – vergönnen könnten, ohne am andern Tag dafür den Magen zuschnüren zu müssen!" Die beiden andern nickten kläglich. Im allgemeinen aber war man bei Brot und Käse meist tollvergnügt. Ernst von Wolzogen hat Jahre nachher in seiner Komödie „Das Lumpengesindel" dies Zigeunertreiben zu schildern versucht. Aber er kannte es nur vom Hörensagen, und so gibt seine Komödie kaum einen matten Abglanz der Wirklichkeit. Die Fabel, die seinem Stück als Gerüst dient, ist reine Erfindung.

In unserer Stube war es auch, wo Wilhelm Arent und Karl Henckell den Plan zu der Anthologie „Moderne Dichtercharaktere" ausheckten. Wilhelm Arent war ein echter Patriziersprößling, fein, vornehm, nervös. Eine Erscheinung von der Grazie der jungen Florentiner, wie sie Filippino Lippi gemalt hat. Er paßte nicht recht in die proletarische Umgebung hinein. Nur ungern machte er ein Hehl daraus, daß er schon wiederholt in Heilanstalten untergebracht worden war; er war einer von denen, die ihren Stolz darin fanden, krank und abnorm zu sein.

Wir erlebten seltsame Geschichten mit ihm. Jeden Tag war er ein anderer. Heute voll zärtlicher Hingebung, voll fröhlicher Laune, morgen voll Bosheit und Haß. Heute überschüttete er uns mit Gedichten, die uns als Löwen, Adler und sonstiges Hochgetier feierten, am andern Morgen kam dann fast regelmäßig ein Brief, in dem er sich für ewig von uns lossagte und uns Dinge sagte, die man nur ihm verzieh. Denn noch ehe man den Brief durchgelesen, war er schon wieder da und nahm alles zurück. Mit besonderer Liebe sprach er stets von seinem Revolver; ob er wirklich einen besaß, weiß ich nicht mehr. Den einen Tag kam er, überreichte uns sein Testament, in dem er uns all sein Hab und Gut vermachte, und versicherte uns, daß wir ihn nicht wiedersehen würden; der Revolver sei bereit. Den anderen Tag hatte er sich mit seiner eigenen Existenz ausgesöhnt, drohte aber nun uns, den Buben, mit jähem Tod durch des Revolvers heilige Macht. Erregt war er immer, in Liebe oder Zorn; nicht eine Minute lang konnte er ruhig sitzen, beständig flackerte er durch das Zimmer hin und her. Seine Gedichte waren meist formlos, wirr, aber von feinen Stimmungen durchweht. Unbedingt war er eine echte Poetennatur, aber haltlos wie sein Liebling Reinhold Lenz. Als Mensch den vollen Gegensatz zu ihm bildete Karl Henckell. Ein Niederdeutscher von bester Art, kernig gesund, aber auch niederdeutsch in seiner Weichheit und Verträumtheit. Er war der

Schweiger unter den Jüngsten, er konnte stundenlang zwischen uns sitzen, ohne ein einziges Wort zu reden. Seine Verse waren schlicht in der Form, aber voll quellender, jugendlicher Frische. Er hatte nichts von den umstürzlerischen Neigungen der anderen, nichts von ihren Perversitäten, ihrer krankhaften Überreizung. Er war gut national gesinnt, als er zu uns kam; er hatte Bismarck besungen und das neue Reich. Die Großstadt aber wandelte rasch seine Gesinnung um; das Mitleid mit dem Elend, das er ringsum sah, wohl auch die Einwirkung unseres Kreises machten ihn fast unvermerkt zum Sozialisten, zum Wortführer der sozialistischen Dichtung.

VIII

In der Zeit, als Karl Henckell, Wilhelm Arent, Hermann Conradi uns persönlich nahetraten, beschäftigten wir uns eben damit, eine größere Anthologie zusammenzustellen. Sie sollte die jungen aufstrebenden Dichter des Tages vereinigen; zwölf an der Zahl waren auserlesen, nur zwölf, dafür sollte jeder so reich und mannigfaltig wie möglich vertreten sein. Schon hatten uns Wildenbruch, Wolfgang Kirchbach, Oskar Linke, Karl Bleibtreu und andere mit Beiträgen versorgt. Über anderen Arbeiten aber fanden wir nicht die Zeit, uns der Sammelarbeit genügend zu widmen. Und da unsere jungen Hausfreunde immer lebhafter das Bedürfnis zeigten, mit irgend einer mannhaften Tat an die Öffentlichkeit zu treten, so überließen wir ihnen kurzerhand das anthologische Werk mitsamt dem Material, das bereits vorhanden war. Natürlich krempelten sie den Plan ganz um und brachten etwas, wenn auch nicht wesentlich, so doch qualitativ anderes zustande, als wir beabsichtigt hatten. Nicht die Jungen, sondern die Jüngsten trommelten sie zusammen; diejenigen aber, die wir erkoren, mußten mit unter dem Fanfarengeschmetter der neuen Stürmer und Dränger marschieren. Karl Henckell und Hermann Conradi schrieben jeder eine Vorrede zu der Sammlung, der Wilhelm Arent, wenn ich nicht irre, den Namen gab, den stolzen Namen: Moderne Dichtercharaktere. Henckell versicherte in seinem Vorwort: Auf den Dichtern des Kreises, den dies Buch vereint, beruht die Literatur, die Poesie der Zukunft, und wir meinen, eine bedeutsame Literatur, eine große Poesie. Hermann Conradi schrieb: „Unsere Literatur ist überreich an sauber gegossener, feingeistiger, eleganter, geistreicher Arbeit, aber sie hat mit wenig Ausnahmen nichts Großes, Hinreißendes, Imposantes, Majestätisches, nichts Göttliches, das doch zugleich die Spuren reinster, intimster Menschlichkeit an sich trüge! Sie hat nichts Titanisches, nichts Geniales. Sie zeigt den Menschen nicht mehr in seiner konfliktgeschwängerten Gegenstellung zur Natur, zum Fatum, zum Überirdischen. Alles Philosophisch-Problematische geht ihr ab. Aber auch alles Hartkantig-Soziale. Alles Urewige und doch zugleich Moderne. Unsere Lyrik spielt, tändelt.... Der

Geist, der uns treibt, zu singen und zu sagen, darf sich sein eigen Bett graben. Denn es ist der Geist der wiedererwachten Nationalität. Er ist germanischen Wesens.... Er ist so reich, so tief, so tongewaltig, daß auf unserer Leier alle Laute, alle Weisen anklingen können, wenn er in seiner Ursprünglichkeit und Unergründlichkeit uns ganz beherrscht. Dann werden wir endlich aufhören, lose, leichtsinnige Schelmenlieder und unwahre Spielmannsweisen zum Besten zu rechnen, dann wird jener selig-unselige, menschlich-göttliche, gewaltige, faustische Drang wieder über uns kommen, der uns all den nichtigen Plunder wieder vergessen läßt, der uns wieder welt- und menschengläubig macht, der uns das lustige Faschingskleid vom Leibe reißt und dafür den Flügelmantel des Poeten, des wahren und großen, des allsehenden und allmächtigen Künstlers, um die Glieder schmiegt – den Mantel, der uns aufwärts trägt auf die Bergzinnen, wo das Licht und die Freiheit wohnen, und hinab in die Abgründe, wo die Armen und Heimatlosen kargend und duldend hausen, um sie zu trösten und Balsam auf ihre bluttriefenden Wunden zu legen....“

So dem Sinne nach hatten wir das in unseren Zeitschriften und Waffengängen auch gesagt; die Wendungen vom „Germanischen Geist“, vom „Tändeln und Spielen“, die zugleich auf das Nationale und Soziale gerichtete Tendenz, die waren einfach übernommen. Die Weise war gegeben, aber die Tonart war eine andere. Wilder, dringender, aber auch wortdröhnender und schwulstiger. Unter den Dichtern, die zusammengetrommelt waren, befanden sich Otto Erich Hartleben, damals noch sehr zahm, auf Platens Spuren wandelnd, sowie Arno Holz, der damals noch sehr reim- und klangselig war, aber durch die realistischen Stoffe aus dem Großstadtleben, die er mit Vorliebe wählte, unter all den Jüngsten so ziemlich den stärksten Eindruck machte. Mit dem Erfolge konnte die kleine Schar zufrieden sein. Drang auch ihr Sturmsignal nicht bis ans Ohr des Publikums, so erregte es doch die Presse und die alteingesessenen Herren der Literatur aufs kräftigste. Natürlich gab sich die Erregung zunächst nur in spöttischen Exklamationen kund. Noch hegte man nicht die Furcht, daß das „Jüngste Deutschland“, daß „Grün-Deutschland“ die bequemen Stammsitze ins Wackeln bringen könnte. Selbstverständlich rechneten sich die Jüngsten den Spott zu besonderen Ehre; nur einige der Jungen trieb er, mit Aplomb von den Stürmern abzurücken. Bleibtreu, Kirchbach, Wildenbruch erklärten öffentlich, daß sie nur versehentlich in die Gemeinschaft der Grünen geraten und durch kein Band mit ihnen verbunden seien. So ganz richtig war das nicht. Wir persönlich hatten Verbindungen hergestellt. So führten wir Arent, Henckell, Conradi, Hartleben in den Kreis ein, der sich damals an mehreren Abenden der Woche im Würzburger Bräu zusammenfand. Unter den Mitgliedern, die nie fehlten, waren Hans Herrig, der Dichter der „Schweine“, Max Kretzer, Karl Bleibtreu, Oskar Fleischer, der jetzige Mu-

sikprofessor der Berliner Universität. Max Kretzer hatte gerade seinen Roman „Die Verkommenen" geschrieben, den einzelne unter uns, besonders Bleibtreu, als das bahnbrechende Meisterwerk moderner deutscher Realistik betrachteten. Bleibtreu selbst hatte bisher als Dichter sich nur im Umgang mit Wikingern, Nornen und Skalden wohlgefühlt. Eben jetzt ging er zum Realismus über, zur Großstadt- und Gegenwartspoesie. Für seine Novellen „Schlechte Gesellschaft" machte er Modellstudien an der üppigen Kellnerin des Würzburger Bräues; wehe dem, der sich sonst an die holde Bayerin heranwagte oder gar mit ihr zu tändeln suchte. Bleibtreu hielt eifersüchtig Wacht. Unstreitig war er eine genial veranlagte Natur, etwas Elementares steckte in ihm. Als Sohn des Malers Bleibtreu und einer geistig hochbegabten Mutter war er zum Geniesein einfach erzogen worden. Und in allem, was er sprach und tat, fühlte er sich als Genie. Es war ihm eine Lust, sich möglichst derb, grob und urwüchsig zu geben, gern biß er auch den echten Berliner heraus und plätscherte behaglich im Berliner Jargon. Das war zum geringsten Teil Mache bei ihm, er konnte nicht anders; Genialität und Sichgehenlassen waren ihm kongruente Dinge. Bei alldem hätte er das Höchste leisten können, wenn er ebensosehr Künstler wie Poet gewesen wäre, wenn er hätte gliedern, aufbauen, formen können, wenn er mit überlegener Vernunft sein Wollen, seine Phantasie hätte meistern können. Aber die Worte Form, Stil, Kunst waren ihm ein Greuel, und daß Hirn und Temperament bei ihm nicht ganz in Einklang wären, gestand er mir eines Nachts selbst. Er brauchte aber eine bezeichnendere Wendung. Natürlich hütete ich mich, ihm zuzustimmen. Wenn jähe Empfindlichkeit eine Wesens-Eigenschaft des Genies ist, so war er schon deshalb eins. Es war eine Kunst, mit ihm umzugehen, denn die kleinste Kritik verletzte ihn aufs tiefste. Diese Empfindlichkeit war denn auch der Anlaß, daß unsere Wege sich trennten. Mein Bruder hatte in einem Gespräch an Bleibtreus Napoleons-Drama „Schicksal" allerlei auszusetzen gehabt. Die Äußerungen wurden dem Dichter zugetragen, durch den Klatsch vergröbert, und Bleibtreu nahm die erste Gelegenheit wahr, über großmäulige Kritiker, die einem Manne wie ihm nicht die Schuhriemen lösen könnten, herzuziehen. Er nannte keinen Namen, aber mein Bruder sprang auf und diente ihm fürchterlich. Damit war das Tischtuch zwischen ihm und uns zerschnitten. Er hat später mit wahrer Leidenschaft, wo er nur konnte, gegen uns gewütet und gestichelt; wo immer er anonym mitgenommen wurde, waren wir ihm die Täter. In Wirklichkeit haben wir ihn nie auch nur mit einer Zeile kritisiert.

Persönlicher Klatsch war im Würzburger Bräu, wie überhaupt unter Jungen und Jüngsten, der beliebteste Sport. Schließlich saß man bis fünf und sechs im Wirtshaus zusammen, weil keiner zuerst vor den anderen aufbrechen wollte; jeder wußte, wenn er fort war, zog man sofort über ihn her. Alle Vorsicht

nützte aber nichts. Es gab immer Leute, die mit infernalischer Lust einen gegen den anderen zu hetzen suchten. Hatte man auch die Nacht hindurch schweigsam wie ein Trappist dagesessen, tags darauf erhielt man doch von irgend einem einen Brief: Sie haben gestern das und das über mich gesagt. Wie kommen Sie dazu? Sie ... Sie ...

Kein Wunder, daß die Zusammenkünfte im Würzburger Bräu, das Jahr ihrer Geburt nicht überlebten. Aber wenn die eine Vereinigung sich löste, so bildete sich sofort eine andere. Jeder hatte dem andern zu viel zu sagen von neuen Plänen, neuen Ideen, jeder hatte zu viel zu diskutieren und zu debattieren, jeder war zu erregt, als daß man sich wie ein Eremit hätte einsam halten mögen.

IX

Inzwischen hatte ich ein neues Organ begründet, die „Berliner Monatshefte". Fast zu gleicher Zeit, als M.G. Conrad und Kirchbach mit der „Gesellschaft" auf den Plan traten. In dem Programm der Zeitschrift hieß es: „In der Wahl unserer Mitarbeiter lassen wir nur eine Schranke gelten, die Schranke des Talentes gegen die Mittelmäßigkeit. Eine Schule zu bilden liegt uns fern; Realismus, Naturalismus, Idealismus und ale sonstigen Ismen haben als Embleme keinen andern Wert als den für die Persönlichkeit. Wir unserseits kennen nur eine Poesie: die Poesie des Genies, des Talentes und nur einen Feind: die Mittelmäßigkeit, den sich vordrängenden Dilettantismus. Die Poesie des Genies war zu allen Zeiten realistisch und doch auch idealistisch, sie atmete von jeher Wahrheit, Quellfrische und Natur, sie wandte sich stets an den ganzen, gesunden, ringenden Menschen, an alles das, was in uns zur Höhe, was in die Tiefe strebt. Die Arbeit der Mittelmäßigkeit aber sucht heute wie früher den Tagesbeifall der Unreifen und Verlebten, des Kaffeekränzchens; sie war immer Spielerei, Mache und Lüge, von außen geleckt, zierlich, moralisierend, im Innern faul, unsittlich, kraftlos und hohl.... Es gibt daher nur einen Kampf, der der Mühe wert wäre, den Kampf für das Genie, für das echte Talent." Wie man sieht, ging die Tendenz dahin, aus der bloßen Negation über das Parteiwesen herauszukommen, zu vereinigen und aufzubauen, statt nur niederzureißen und zu nörgeln. An Mitarbeitern war kein Mangel, zu den alten Freunden fanden sich einige neue hinzu. Tovote, Avenarius, Conrad Alberti, Adalbert von Hanstein und Arno Holz. Er ist der einzige von den Jüngeren, zu dem ich kein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. Trotz seiner Jugend trug er ein derartiges Selbstbewußtsein zur Schau, so viel kühle Ironie, daß es nicht leicht war, ihn zu ertragen. Warm konnte man mit ihm nicht gut werden. Sein großes Talent aber erkannte ich bereitwillig an; als Mitarbeiter war er mir sehr willkommen; nur weiß ich augenblicklich nicht, ob er Gelegenheit fand, mitzutun. Vielleicht verpaßte er die Zeit, denn die Monatshefte verstarben eines frühen Todes. Jung

verheiratet, war ich genötigt, eine Tätigkeit zu suchen, die pekuniär lohnender war. Und so überwies ich schon nach einem halben Jahr die Abonnenten der Conradschen „Gesellschaft". Im letzten Heft der Zeitschrift aber kündigte ich eine Broschüre an, die die Bewegung der letzten Jahre in all ihren Phasen schildern sollte. Karl Bleibtreu kam mir zuvor, und ich ließ meine Arbeit liegen. Bleibtreu, der bisher dem Ringen der Jüngeren sehr kühl und skeptisch gegenübergestanden hatte, veröffentlichte plötzlich eine Streitschrift, die in Umsturzgelüsten und in der Tonart alles, was Gründeutschland bislang geleistet, weit hinter sich ließ. Die Streitschrift „Revolution der Literatur". Fast über Nacht hatte sich Bleibtreu zur realistischen, sozialen Poesie bekehrt. Wie Bleibtreus Schaffen überhaupt, so bot auch diese Broschüre ein wunderbares Gemisch von großzügigen Ideen, barocken Einfällen und wirren Torheiten, von Genialität und Phrasenschwulst, von Kraft und Nichtigkeit, von Erhabenheit und Unsinn. Von den älteren Dichtern fand kaum einer Gnade vor den Augen des Revolutionärs, einzelne wurden geradezu mit Fußtritten behandelt. Auf den Schild gehoben wurden Kretzer und Bleibtreu als die Cäsaren der Literatur. Liliencron, der eben seine Erstlinge veröffentlicht hatte, wird als ein Vertreter pikanter Gelegenheitslyrik, die einer gewissen Junkerlichkeit nicht entbehrt, hingestellt; Arent wird als der bedeutendste Lyriker gefeiert, Arno Holz als Reimschmied abgetan. Kurz und gut, die Broschüre ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß Bleibtreu alles andre eher als ein Prophet war. Eine starke Wirkung aber übte sie aus, vielleicht weniger durch den wirren Inhalt als durch den Titel. Revolution, das war so das rechte Wort für unsere Jüngsten. Paul Fritsche machte sich alsbald daran, eine „Revolution der Lyrik" auszuposaunen, und ein halb Dutzend andere Revolutionen folgten rasch hintereinander. Große Worte waren auch in den Vereinigungen der Jüngsten an der Tagesordnung. Julius Türk und Leo Berg begründeten gemeinsam mit dem Sanitätsrat Küster, der gern dabei war, wo immer die Jugend sich austobte, den Verein „Durch", der später seine Fortsetzung im „Genie-Klub" fand. Beide Vereine waren ein Tummelplatz wilderregter Debatten; mit immer größerer Inbrunst wühlte man sich in den Gedanken, daß die literarische Bewegung eins sei, zusammenströme mit einer weltumstürzenden Geistesbewegung, mit den Wehen einer neuen Weltanschauung und neuer sozialer Bildungen. Eugen Wolff brauchte in diesen Debatten zum ersten Mal das Wort „Die Moderne" im Gegensatz zur Antike; Ibsen, Nietzsche, Stirner fanden begeisterte Verkünder, einer überbot den andern in anarchistischen Ideen, in revolutionären Zukunftsvorstellungen. Große Worte wurden gemacht. Aber es war doch deutlich zu merken, wie sich mehr und mehr diese Worte mit großem Inhalt füllten, von tiefernst zu nehmender Gesinnung durchweht wurden. Immer mehr befestigten wir uns gegenseitig in dem Gedanken, daß eine neue Kunst

mit einer Erneuerung des ganzen Lebens ringsum Hand in Hand gehen müsse, daß eine große Kunst nur von großen Persönlichkeiten ausgehen könne. Um das schaffen zu können, was wir ersehnten, mußten wir uns selbst zunächst einmal in die Hand nehmen, uns durchkneten, formen und erhöhen. Natürlich bezieht sich dies „Wir" nicht auf alle, die im „Durch" ihre Programme zum besten gaben, aber doch auf die meisten. Am eifrigsten in der Aufstellung von Programmen, in der Verkündung von Thesen war Eugen Wolff, der später als Literaturprofessor nach Kiel ging. In einem seiner Programme heißt es: „Die deutsche Literatur ist gegenwärtig allen Anzeichen nach an einem Wendepunkt ihrer Entwickelung angelangt, von welchem sich der Blick auf eine eigenartige, bedeutsame Epoche eröffnet. Wie alle Dichtung den Geist des zeitgenössischen Lebens dichterisch verklären soll, so gehört es zu den Aufgaben des Dichters der Gegenwart, die bedeutungsvollen und nach Bedeutung ringenden Gewalten des gegenwärtigen Lebens nach ihren Licht- und Schattenseiten poetisch zu gestalten und der Zukunft prophetisch und bahnbrechend vorzukämpfen. Demnach sind soziale, nationale, religionsphilosophische und literarische Kämpfe spezifische Hauptelemente der gegenwärtigen Dichtung, ohne daß sich dieselbe tendenziös dem Dienste von Parteien und Tagesströmungen hingibt. Unsere Literatur soll ihrem Gehalte nach eine moderne sein; sie ist geboren aus einer trotz allen Widerstreits täglich mehr an Boden gewinnenden Weltanschauung, die ein Ergebnis der deutschen idealistischen Philosophie, der siegreichen, die Geheimnisse der Natur entschleiernden Naturwissenschaft und der alle Kräfte aufrüttelnden, die Materie umwandelnden, alle Klüfte überbrückenden technischen Kulturarbeit ist. Diese Weltanschauung ist eine humane im reinsten Sinne des Wortes, und sie macht sich geltend zunächst und vor allem in der Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft, wie sie unsre Zeit von verschiedenen Seiten anbahnt.....[“] Was wir einst hoffend und sehnend hinausgerufen, das war diesen Jüngeren bereits ein Axiom geworden. Aber in Programmen war längst des Guten übergenug getan, es war Zeit, daß die Schöpfungen herauskamen, die den großen Worten entsprachen. Unter den Freunden des „Durch" waren denn auch die Persönlichkeiten, die bald darauf als Schaffende siegreich vor die Öffentlichkeit traten. Unter den eifrigsten Mitgliedern waren Arno Holz, Johannes Schlaf, Franz Held. Im „Durch" war es aber auch, wo ich Wilhelm Bölsche und Bruno Wille kennen lernte, mit denen mich bald die innigste Freundschaft verband. Auch Gerhart Hauptmann begegnete mir dort zuerst.

X

O ihr Tage von Friedrichshagen! Ihr Wanderungen am Müggelsee und durch die Müggelberge. Ihr seligen Stunden verträumten Hindämmerns in der Kie-

fernheide, gemeinsamen Schaffens und Wirkens und Suchens, fröhlicher Symposien und ernster Arbeit am eigenen Selbst ... Wer von uns zuerst die Idee hatte, gemeinsam nach Friedrichshagen zu übersiedeln, ich weiß es nicht mehr. Der Zug nach dem Osten war erklärlich. In Erkner hauste Gerhart Hauptmann, in Friedrichshagen selbst hatten zwei Freunde, die Brüder Kampffmeyer, ein eigenes Haus und Grundstück erworben. Stadtmüde waren wir alle, unser Sehnen ging aufs Land. Von uns vier waren es zunächst Bruno Wille und Wilhelm Bölsche, welche hinaus an die Müggel zogen; erst einige Zeit hernach folgten mein Bruder und ich. Wille und Bölsche waren ein paar Jahre jünger als wir, aber sie hatten weit mehr von der Welt gesehen. Dafür standen wir fester und sicherer auf dem Berliner Boden und hatten eine größere Rolle in der Zeitbewegung gespielt. So konnten wir gegenseitig einander reichlich geben. Und daran ließ es keiner fehlen. Es verging kaum ein Tag, an dem wir uns nicht einander bereicherten.

Bruno Wille war zur Universität gegangen mit der Absicht, Theologe zu werden. Eine innerliche Neigung trieb ihn, im Gebiet des Religiösen zu wirken, und ebenso eine, ich möchte fast sagen, angeborene Anlage zum Prediger. Seine ruhige, immer gleichmäßige Art, die durch nichts aus dem Konzept zu bringen ist, ist wie geschaffen dazu, durch Überredung eine größere Menge zu beeinflussen. Ein Kirchenprediger wurde er freilich nicht. Schon früh geriet seine werdende Weltanschauung in Zwiespalt mit der herrschenden, und er sagte daher kurz entschlossen der Theologie Valet. Eine Zeitlang trieb er sich als Hauslehrer in der Welt umher, und er kam bis nach Kleinasien. Dann landete auch er in Berlin, wo er bald Berührung fand mit den sozialistischen und jungliterarischen Kreisen. Durch seine Rednergabe errang er sich fast mühelos eine hervorragende Stellung in der sozialistischen Partei, und als die freireligiöse Gemeinde Berlins sich in zwei Lager trennte, deren eines in politischer Hinsicht auf den Freisinn, deren anderes auf die Sozialdemokratie schwur, wählte die radikalere Gruppe Bruno Wille zum „Sprecher". Er hat in dieser Stellung besonders als Kinderfreund und -erzieher einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Wie so viele der Jüngsten war auch er ein Zweiseelenmensch. Ein sinnender Träumer, der sich gern in die Einsamkeit vergrub, und anderseits ein eifriger Agitator, den ein starkes Verlangen trieb, auf eine große Menge zu wirken und sie zu führen.

Eine wesentlich andere Natur war und ist Wilhelm Bölsche, wenn auch in diesem und jenem Zuge mit Wille verwandt genug, um ihm freundlich nahezustehen. Er hat sich in der neuen Umgebung weit mehr gewandelt als Wille, nicht im Innersten, aber auch wiederum nicht allein im bloß Äußerlichen. Als er zu uns kam, war er in keiner Hinsicht unter die Radikalen zu rechnen. Politiker war er im Grunde nie, immerhin liebte er es im Anfang, den sozialisti-

schen Fanatikern gegenüber den Nationalliberalen herauszubeißen. Nationalliberal war auch, wenn ich so sagen darf, seine äußere Erscheinung. Es ist nicht leicht, den Forscher und Philosophen von heute mit der Fülle von Haupt- und Barthaar in dem geschniegelten Jüngling von damals, der flott und patent wie ein Korpsstudent einherschritt, wiederzufinden. Seine Weltansicht ist eine freiere, weitere geworden, aber ein Radikaler ist er im Grunde heute so wenig wie ehemals, sicherlich kein einseitig fanatischer. Will man ihn unter irgendwelche -isten rechnen, so müßte man ihn einen Goetheisten nennen. Ein weltfreudiger Rheinländer, nimmt er die Welt, wie sie ist; er sucht sie zu verstehen, aber vom Bessern und Bekehren hält er nicht viel. Nichts ist ihm fremd, er begreift den Mystiker wie den Positiven, aber ein erdfester, gesunder Realismus, verschmolzen mit lebensfrischem Humor, bildet doch den Kern seines Wesens. An Redner- und Vortragsgabe darf er mit Wille eifern, aber er hat nichts vom Prediger an sich, eher vom Lehrer und Professor. Ein Professor im besten und feinsten Sinne des Wortes. Wie Wille im Grunde stets Theologe ist, so ist Bölsche Kosmo- und Geologe. Bei Wille überwiegt das Deduktive, er ist infolgedessen systematisierender Philosoph, bei Bölsche das Induktive, infolgedessen ist er Naturforscher, Forscher und Dichter in einem. Diese innige Verbindung, die Vereinigung von nüchterner Naturkenntnis und lebhafter Phantasie, für die jede Erscheinung, jeder Begriff sich alsbald in ein prägnantes, farbiges Bild umwandelt, hat seinen naturwissenschaftlichen Schriften ihre weitreichende Volkstümlichkeit verschafft.

Friedrichshagen wurde in kurzer Frist ein Hauptmittelpunkt des literarischen Treibens und ebenso der sozialen Bewegung. Das letztere von dem Tage an, als eine Schar jüngerer Sozialdemokraten, unter ihnen Wille und die beiden Kampffmeyer in erster Reihe, den Versuch machte, die allzu opportunistisch und allzu dogmatisch gewordene Partei neu aufzurütteln und zu revolutionieren. Der Versuch mißlang. Die Jüngeren oder die „Unabhängigen", wie sie sich nannten, waren nicht imstande, die Masse mit sich zu reißen. Sie traten daher zumeist aus der Partei aus oder wurden hinausgegrault, und mehr und mehr näherten sie sich den Anarchisten. Es dauerte denn auch nicht lange, und Anarchisten aus allen Ländern Europas stellten sich in Friedrichshagen ein und fanden dort zeitweiligen Unterschlupf. Aber auch für die Poeten und Künstler wurde Friedrichshagen eine Art Mekka. Strindberg setzte sich dort fest und ebenso sein Landsmann Ola Hansson mit seiner Gattin Laura Marholm. Arne Garborg, Hulda Garborg, Przybyczewski, Eduard Rod und viele andere waren gern gesehene Gäste. Von deutschen Poeten und Künstlern fanden sich immer wieder ein Otto Erich Hartleben, Gerhart Hauptmann und Carl Hauptmann, Leistikow, Max Halbe, Frank Wedekind, John Henry Mackay, Richard Dehmel, Han[n]s von Gumppenberg, Wilhelm Hegeler, Wilhelm von Polenz,

Georg Hirschfeld. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzuoft kennen gelernt haben wird.

XI

Inzwischen hatte das allgemeine Gären, Drängen und Suchen sich immer mehr zu festen Prinzipien kristallisiert. Der „konsequente Naturalismus" war das Schlagwort des Tages geworden. Arno Holz hatte es aufgebracht. Dostojewski, Tolstoi, Zola, Ibsen hatte man Jahre hindurch inbrünstig studiert und als Meister und Vorbilder proklamiert. Aber war es nicht möglich, über ihren Naturalismus noch hinauszukommen, die Wirklichkeit noch treuer widerzuspiegeln, die künstlerische Ausdrucksweise mit den Erscheinungen des Lebens noch weit inniger in Einklang zu bringen? Es mußte möglich sein; denn wie sollte man sonst dem Publikum, das mit Neuem, Ungewohntem überrascht sein will, imponieren? Theoretisch verachtete man die Gunst der Masse, praktisch suchte man sie um so brennender. Die schönsten Reimverse waren achtlos im Winde verhallt, neue Ideen, eine neue Weltanschauung hatte man nicht zu bieten; das bißchen Sozialismus war beinahe schon verbraucht, Nietzsche war noch nicht entdeckt. Da mithin ein neuer Gehalt nicht aufzubringen war, so mußte das Verblüffende, Imponierende aus neuer Form und neuer Technik herauswachsen. Arno Holz war der rechte Verstandesgrübler, dieses Neue aus seinen Prämissen auf kaltem Wege zu destillieren. Vor allem mußte der Vers, den schon Ibsen perhorresziert, zum alten Eisen geworfen werden. Offenbar war das Publikum übersättigt von Versen, an allen Enden merkte man es, daß mit Versen kein Geschäft mehr zu machen war. Und das Publikum hatte recht. Auch ästhetisch war der Vers ein Unding. Nach unendlichen Denkmühsalen hatte Arno Holz endlich das große Gesetz entdeckt: Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jeweiligen Re[pro]duktionsbedingungen und deren Handhabung. Aus der Entwickelung der Kunst ließe sich freilich weit eher folgern: Die Kunst hat die Tendenz, die Natur zu erhöhen, zu verfeinern, zu veredeln. Aber die Entwickelung war eben von Anfang an auf einen Holzweg geraten, Arno Holz war der Berufene, sie endlich auf den rechten Weg zu leiten.

Noch erinnere ich mich, wie er uns eines Nachmittags im Café Monopol das Ergebnis seiner Studien auseinandersetzte, uns den Unterschied zwischen alter und neuer Kunst klar machte. Er entwickelte seine Ansicht am Beispiel eines vom Baum fallenden Blattes. Die alte Kunst hat von dem fallenden Blatt weiter nichts zu melden gewußt, als daß es im Wirbel sich drehend zu Boden sinkt. Die neue Kunst schildert diesen Vorgang von Sekunde zu Sekunde; sie schildert, wie das Blatt, jetzt auf dieser Seite vom Licht beglänzt, rötlich auf-

leuchtet, auf der andern schattengrau erscheint, in der nächsten Sekunde ist die Sache umgekehrt, sie schildert, wie das Blatt erst senkrecht fällt, dann zur Seite getrieben wird, dann wieder lotrecht sinkt, sie schildert – ja, der Himmel weiß, was sie sonst noch zu berichten hat. Ich hab's vergessen. Eine Kette von einzelnen ausgeführten, minutiösen Zustandschilderungen, geschildert in einer Prosasprache, die unter Verzicht auf jede rhythmische oder stilistische Wirkung der Wirklichkeit sich fest anzuschmiegen sucht, in treuer Wiedergabe jeden Lauts, jeden Hauchs, jeder Pause – das war es, worauf die neue Technik abzielte. Und die neue Technik war zugleich die neue Kunst. Kein Zweifel, daß mit dieser minutiösen Schilderungsweise hier und da sehr lebendige Wirkungen zu erzielen sind. Aber auch nur hier und da, überall da, wo Kleinmalerei am Platze ist. Wo es sich jedoch um Vorgänge handelt, die ein Atem großen Geistes durchweht, eines Geistes, der um fallende Blätter sich gar nicht kümmert, weil seine Erregung auf andere Dinge gerichtet ist, da würde die Kleintechnik das Große einfach verschütten, wie ein Sandwirbel Quell und Oase.

Jedenfalls aber erreichte Arno Holz für den Augenblick, was er wollte. Seine neue Kunst fand unter den Jüngsten allenthalben Jünger und Gläubige. Konsequente Naturalisten schossen wie Pilze über Nacht empor; über Nacht wandelten sich Poeten, die bisher in Vers und Idealismus ihr Heil gesucht hatten, in konsequente Naturalisten um. Unter ihnen auch Gerhart Hauptmann.

Bald kam es dazu, daß die neue Literaturbewegung mit dieser Art Naturalismus einfach für identisch galt. Insbesondere für das große Publikum, das erst mit ihm und durch ihn von dem neuen Sturm und Drang erfuhr, und zwar infolge einer Gründung, die sich durchaus im Zeichen besagter neuer Kunst entwickelte. Diese Gründung war die Freie Bühne.

Eines Tages im Jahre des Heils 1889 erhielten mein Bruder und ich einen Brief, mit dem uns zwei oberflächlich Bekannte, Maximilian Harden und Theodor Wolff, zu einer Besprechung über ein literarisches Projekt einluden. Wir folgten der Einladung und trafen in einer Weinstube Berlins mit den Einberufern und einigen andern Journalisten, die gleichfalls eingeladen waren, zusammen. Unter diesen andren waren Paul Schlenther und Otto Brahm. Um was es sich handelte, stellte sich bald heraus. Um eine Nachbildung des Pariser théâtre libre, für die der Name „Freie Bühne" sich fast von selbst ergab.

* * *

Die Idee, eine Bühne nach dem Vorbild des théâtre libre zu begründen, das war so ziemlich das einzige, was die Herren Einberufer mit in die Versammlung brachten. In betreff der Durchführung, in betreff des dramatischen Programms hatten sie allem Anscheine nach nur recht vage Vorstellungen. Und sie waren

daher nicht imstande, den Verhandlungen einen festen Plan zugrunde zu legen, einen bestimmten Weg vorzuschreiben. Sie selbst schlugen zum Verhandlungsleiter Otto Brahm vor und gaben damit von vornherein das Heft aus den Händen. Gleich von Anfang an zeigte es sich, daß in gewissen Punkten die Versammelten einiger fühlten und dachten, als im Grunde bei der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten vorauszusetzen war. Zunächst war das Projekt einer Freien Bühne als solches durchaus sympathisch. Über die trübseligen Zustände der öffentlichen Bühne, die sich fast hermetisch gegen alle Schöpfungen abschloß, die aus dem Geist der neuesten Zeit geboren waren, konnte sich niemand einer Täuschung hingeben. Ebenso einig war man in der Forderung, daß die Freie Bühne ihre ganze Kraft für Schöpfungen jenes Geistes einsetzen solle, in der Überzeugung, daß sie nur in Erfüllung dieser Aufgabe Daseinsrecht und Bedeutung finden könne. Um welche Schöpfungen es sich im speziellen handelte, davon war kaum die Rede; andernfalls wäre ohne Zweifel sofort ein Zwiespalt zutage getreten. Zu größeren Bedenken aber gab die Frage Anlaß, in welchen Formen die neue Bühne oder vielmehr der Verein, der ihr zur Trägerin dienen sollte, sich am besten konstituiere. Erst in einer zweiten Versammlung fand sich für diese Frage die Lösung, die, wie ich glaube, Justizrat Jonas vorschlug. Um von der Zensur unbehelligt zu bleiben, durften die Aufführungen nur den Mitgliedern des Vereins zugänglich sein. Das Vereinsgesetz selbst wies auf diesen Ausweg hin. Aber man wollte nicht bloß von der Zensur, sondern auch von der Masse der Mitglieder, die allerdings vorläufig nur Postulat, nicht Wirklichkeit waren, unbehelligt bleiben, man wollte nicht irgend einer Zufallsmehrheit einen Einfluß auf das Programm gestatten. Um diese Möglichkeit auszuschalten, konstituierten sich die versammelten Zehn als einen Verein der Engeren, als Ausschuß, dem allein alle Leitung und Verwaltung zustehen sollte. Die Mitglieder des weiteren Kreises hatten nur zu zahlen und als Entgelt einen Theaterplatz zu beanspruchen. Zum Leiter der Bühne wurde Otto Brahm gewählt. Es wurde ihm zugebilligt, daß er ganz selbständig entscheiden solle über Wahl der Stücke, über Inszenierung und Darstellung, und so glaubte man ein energisches, durch keine Meinungsverschiedenheiten gehemmtes Vorgehen sichern zu können. Allerdings wurde hinzugefügt, daß Vorschläge von Ausschußmitgliedern wohlwollend berücksichtigt werden sollten. Eine Machteinschränkung, die praktisch natürlich so gut wie belanglos war. Der Ausschuß hatte sich selbst verurteilt, nichts als Dekorationsstück zu sein. Nicht einmal ein künftiger Wechsel in der Leitung, ein jährlicher Turnus etwa, war, soviel ich weiß, vorgesehen. Ich war der einzige, der gegen diese Diktatur opponierte. Wenn ich mich auch keineswegs den Gründen verschloß, die für eine uneingeschränkte Machtstellung sprachen, so widerstrebte es mir doch allzusehr, gerade Brahm mit so viel Macht aus-

gerüstet zu sehen. Ich sah ein Verhängnis darin, daß ausschließlich sein Geist die Entwickelung der neuen Bühne beherrschen sollte. Wenn ich Brahm auch nur wenig kannte, so kannte ich ihn doch gut genug, um zu wissen, daß im Sinne einer feineren Idealität, einer großen Geistes- und Ideenkunst nichts von ihm zu hoffen war. Aber was half's. Bei der Abstimmung ließ mich selbst mein Bruder im Stich.

Kaum war die Freie Bühne, ihre Begründung in den Zeitungen angekündigt, da war das Unternehmen äußerlich auch bereits gesichert. Mitglieder meldeten sich in Hülle und Fülle. Und ebenso drängten sich die Darsteller herzu, begierig mitzuwirken. Brahm konnte sofort an die Verwirklichung seines Programms gehen, das sich kurz und einfach mit der Losung umschreiben ließ: Freie Bahn dem modern naturalistischen Drama oder auch dem Radikalismus in der Kunst. Was in Deutschland von diesem Artikel vorhanden war, das war ein Geheimnis der Verfasser; Brahm mußte sich daher notgedrungen an die Ausländer, an Ibsen, Strindberg, Tolstoi halten. Des lieben Scheins halber, da es doch gefährlich sein konnte, in den Verdacht antinationaler Neigungen zu geraten, wurden einige Deutsche des älteren Geschlechts zu Naturalisten umgestempelt, so Anzengruber, so Arthur Fitger; der letztere wohl einzig um der Gesinnung willen, die einen etwas radikalen Anhauch hatte.

Mit Ibsens „Gespenstern" wurde die neue Ära eingeweiht. Von der Aufführung selbst ist mir nicht viel mehr als eine schattenhafte Erinnerung geblieben; nur Kraußneck als Pastor Manders sehe ich noch deutlich vor mir. Um so lebhafter erinnere ich mich des Festmahls im Monopolhotel, das der Aufführung folgte. Eine illustre Gesellschaft hatte sich zusammengefunden. Ich selbst saß neben Hans v. Bülow, der mir persönlich ganz unbekannt war. Irgend ein Personenkultus war offenbar für ihn eine Notwendigkeit; während der Tafel schwärmte er in einer so exaltierten Weise für Ibsen, daß er mich schließlich zum Widerspruch reizte. Wir gerieten in einen heftigen Kampf, währenddessen der wilde Ritter – der schwerlich bislang eine Ahnung gehabt hatte von meiner Existenz – so erregt und persönlich ausfällig wurde, daß ich zu guter Letzt sehr fröhlich wurde und, um nicht loszulachen, in einem Anfall edler Höflichkeit meinen Platz verließ und mit einem anderen vertauschte. Das war meine erste und einzige Begegnung mit dem nervösen Hans. Fast mehr noch als Ibsen wurde bei der Tafel Agnes Sorma gefeiert; als sie heimging, hatte sie als Gefolge Lindau, Brahm, Schlenther und meine Wenigkeit. Ich fürchte, wir ließen uns jeder unsere Begleitung mit einem Kuß quittieren; Lindau war's, der das böse Beispiel gab. Es bürgerte sich bald als Sitte ein, nach den Aufführungen der Freien Bühne ein Gelage, ein Symposion zu veranstalten. Und diese Einrichtung war zweifellos mit das Beste, was jene Tage brachten. Sie gab zu regem Verkehr, zu lebhaftem Gedenkenaustausch zwi-

schen den aufstrebenden Geistern Anlaß; viele, die später wacker zusammenhielten und miteinander gingen, traten sich hier zum ersten Mal näher.

XII

Brahm war, wie sich mehr und mehr erwies, ein ebenso guter Geschäftsmann wie eifriger Parteimann. Ganz unzugänglich aber blieb er fremder Einwirkung nicht. Sonst wäre er schwerlich der Wegebahner für Gerhart Hauptmann geworden. Ich denke noch des Nachmittags, da mir das Schauspiel „Vor Sonnenaufgang" zuging. Eins der ersten Druckexemplare, die der Dichter vom Verleger erhielt, hatte er mir zugesandt. Da ich von Hauptmann bisher nur die Dichtung „Promethidenlos" kannte, so machte ich mich mit einiger Neugier noch am selben Nachmittag über das neue Werk her. Und es riß mich hin. Die Sprache, die Schilderungen mit ihrer niederländischen Detailmalerei, die neue, ganz unkonventionelle Technik hatten etwas von einer neuen Offenbarung. Aber auch die sozial-revolutionäre Gesinnung, die ja bisher im deutschen Drama so gut wie keine Stätte gefunden hatte, packte und erregte mich lebhaft. Hauptmann kam zur rechten Stunde.

Was an der Charakteristik des Dramas bedenklich war, entging mir nicht, aber der Gesamteindruck war doch ein so mächtiger, daß mir schon während der Lektüre der Gedanke kam: das wäre ein Werk für die Freie Bühne, mit dem unsere deutschen Jüngsten den Skandinaviern etwas Ebenbürtiges, wenn auch nicht in der Reife, so doch im Wollen, entgegenzusetzen hätten. Und in der Erregung schrieb ich gleich am Abend einen Brief an Brahm, der ihn auf das Werk hinwies und ihn aufforderte zuzugreifen. Später hat, wenn ich nicht irre, Schlenther das Verdienst, Brahm für Hauptmann als erster interessiert zu haben, dem alten Fontane zugeschrieben; andre haben es für andre in Anspruch genommen. Dem widerspricht der Antwortbrief, den Brahm an mich richtete. Aber ich möchte nur Tatsächliches berichten; gern gönne ich den Ruhm, der erste gewesen zu sein, jedem andern. Und es mag leicht der Fall sein, daß das Eintreten Fontanes für den jungen Dichter am letzten Ende bestimmender für Brahm gewesen ist als mein eigener Hinweis. Die Hauptsache war, daß Hauptmann zur Geltung kam.

So revolutionär ich das Drama empfand, künstlerisch wie ideell, so wäre es mir doch nicht im Traume eingefallen, daß es einen solchen Kampf entfesseln könnte, wie ihn die erste Aufführung hervorrief. Ein Kampf, der mit Trampeln und Schreien, mit Jauchzen und Pfeifen, mit wildem Klatschen und wildem Zischen, mit tätlichen Bedrohungen zwischen Freunden und Gegnern ausgefochten wurde. Was den konservativen Teil des Publikums entsetzte, das war mir längst im Umgang mit unsern Jüngsten vertraut geworden, in dieser und jener Hinsicht hatte ich selbst es mitgepflanzt und mitpflegen helfen; infol-

gedessen war mir nicht die Erregung an und für sich, wohl aber diese Siedehitze der Erregung etwas schwer Faßbares. Es erwies sich aber wieder einmal sehr bald, wie rasch das Publikum sich an das Neue gewöhnt, sobald es in den führenden Kreisen sich siegreich durchgesetzt hat.

Schon mit der dritten Aufführung, die Tolstois „Macht der Finsternis" ins Publikum warf, erreichte die Freie Bühne den Gipfel ihrer Wirkungen und Erregungen, den Gipfel ihrer Bedeutung. Was sie später brachte, war doch nur Nachlese, Wiederholung oder auch Verflachung. Einflußreicher und bedeutsamer als die Bühne selbst wurde in Bälde die Zeitschrift „Freie Bühne", die Brahm begründete und die späterhin unter Bölsches Leitung kam. In dem Programm dieser Zeitschrift kamen all die Anschauungen, Worte und Ideen wieder einmal zum Vorschein, die in den letzten Jahren so oft in die Welt posaunt waren; unleugbar, daß sie immer weitern Widerhall fanden.

Etwas phrasenselig ruft der Begründer: „Eine freie Bühne für das moderne Leben schlagen wir auf. Im Mittelpunkt unsrer Bestrebungen soll die Kunst stehen; die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein. Einst gab es eine Kunst, die vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerscheine der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen strebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben. Die Kunst der Heutigen umfaßt mit klammernden Organen alles, was lebt, Natur und Gesellschaft; darum knüpfen die engsten und feinsten Wechselwirkungen moderne Kunst und modernes Leben aneinander ... Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldnen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit. Nicht die objektive Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle, welche aus der innersten Überzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen. Die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt ... Und weil denn diese Blätter dem Lebenden sich geben, dem, was wird und vorwärtsschreitet zu unbekannten Zielen, wollen wir streben, zumeist die Jugend um uns zu versammeln, die frischen, unverbrauchten Begabungen; nur die geblähte Talentlosigkeit bleibe uns fern, die mit lärmenden Übertreibungen eine gute Sache zu entstellen droht ... Die moderne Kunst, wo sie ihre lebensvollsten Triebe ansetzt, hat auf dem Boden des Naturalismus Wurzel geschlagen. Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft, an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich auftun ..." Aus den letzten Worten spricht eine gute Witterung. Ein paar Jahre später, und ein

neues Geschlecht der Jüngsten wendet sich wieder mit Inbrunst von der gepriesenen Wahrheit ab, wenigstens von jener Wahrheit ab, die den Naturalisten die allein lebendige und allein seligmachende war. Wendet sich von neuem „jenen idealen Fernen zu, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben".

Je reicher die Zeitschrift sich entfaltete, desto ärmer schleppte die Bühne ihr Dasein hin. Aber sie zeugte Kinder, die sich langlebiger erwiesen haben als die Mutter, sie zeugte die Freien Volksbühnen. Väter waren die Friedrichshagener.

XIII

Nur scheinbar war die Freie Volksbühne ein künstliches Gebilde, das von Literaten und Theaterleuten ins Volk getragen wurde. In Wahrheit erwuchs sie organisch aus den Gesamtbestrebungen der Arbeiterschaft, hing mit der geistigen Entwickelung, dem Wollen und Trachten der aufstrebenden Bevölkerungsschichten aufs engste zusammen. Nur der ahnungslose Philister sieht in dem sozialdemokratischen Arbeiter einen Massenmenschen. Nur er, der nie ein lebendiges Verhältnis zu den Menschen gehabt hat, die statt Gehalt, Salair und Rente „Wochenlohn" beziehen, nur er schwatzt selbsturteilslos den journalistischen Soldschreibern seines Leibblattes die beglückenden Phrasen von der „blinden Anhängerschaft" der Sozialdemokratie, von der durch Agitatoren betörten und irregeleiteten, denkunfähigen Masse nach. Überall, soweit meine Erfahrung reicht, machen die Sozialdemokraten, die es in Wahrheit sind, nicht die Hefe, sondern die Elite der Arbeiterschaft aus; diese „Zielbewußten" rekrutieren sich vorwiegend aus den Vorarbeitern und Präzisionsarbeitern, und im allgemeinen kann man von vornherein annehmen, daß der überzeugte „Genosse" von selbst auch unter den Arbeitern der strebsamste und geistig regsamste ist. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn es anders wäre. Für den, der im Besitz ist, im Besitz der Güter und der Macht, mag der Ringende, der seine Hand nach dem Mitbesitz ausstreckt, ein Greuel sein. Aber wer sich die Fähigkeit bewahrt hat, auch einen andern Standpunkt als den eignen, vom Egoismus angewiesenen zu begreifen, kann es dem Ringenden nicht verdenken, wenn er sich nicht mit dem Gegebenen begnügt. Genügsam ist nur der Weise, der die Welt überwunden hat, oder die menschliche Schafsnatur. Wer mit dieser Natur nicht begnadet ist, der strebt nach Macht in irgend einer Form. Und wenn die Sozialdemokratie ihren Anhängern nichts andres gäbe als ein gewisses Machtempfinden, als das Gefühl, Glied eines gewaltigen Organismus, Mitkämpfer eines vorwärtsdrängenden Heeres, Welle einer zeitbeherrschenden Bewegung zu sein, so wäre es verständlich, daß sie gerade die geistig gewecktesten Arbeiter unwiderstehlich an sich lockt.

Von Anfang an war es nicht nur das Streben nach wirtschaftlicher Neuordnung, das der Sozialdemokratie Anhänger zugeführt hat, sondern ebenso der Drang, an den Genüssen, Vorteilen und Erhebungen teilzunehmen, die der höhern Bildung vorbehalten sind. Die Kluft, die sich innerhalb der modernen Kulturvölker aufgerissen hat zwischen der Bildung der großen Menge, deren Wissensweg nur die Klassen der Volksschule durchläuft, und der Bildung der wenigen, denen die höhern Schulen zugänglich sind, diese Kluft ist keineswegs ein Geheimnis, von dem die Vielen nichts ahnten. Nirgends habe ich eine leidenschaftlichere Sehnsucht nach Wissen, einen heißern Hunger nach erhöhter Bildung und Lebensverfeinerung gefunden als unter den Genossen, die in den sozialen Kämpfen der achtziger und neunziger Jahre mitkämpften. Es waren wahrhaftig gierige Augen, die auf uns gerichtet waren, wenn wir gelegentlich nach einer Volksversammlung, nach deren Schluß ein Kreis von Arbeitern um uns versammelt blieb, einen Disput über irgend ein Kulturthema ausfochten. Nur selten warf einer eine Frage hinein, aber sicherlich war sie jedesmal von angestrengtem Nachdenken und erregter Anteilnahme eingegeben. Vielfach wetteiferten die Frauen mit den Männern. Ich brauche nur an Johanna Jagert zu denken, das junge Weib, das Otto Erich Hartleben zur Heldin eines Dramas gemacht hat, und vor mir steht das typische Bild eines modernen Weibes, das nach Befreiung ringt, aus dem Dunkel ins Licht strebt. Diese anmutige Fanatikerin – und sie nicht allein – war uns eine psychologische Offenbarung, war uns wie eine Illustration, die rückdeutend unser Verständnis schärfte für die Frauengattung, die in der großen Revolution meteorgleich erscheint und wieder versinkt, für die Théroigne Méricourt, die Charlotte Corday und ihresgleichen; unter andern Verhältnissen hätte sich Johanna Jagert vielleicht zu einer neuen Manon Roland entwickelt.

Jahrelang hatten Bruno Wille und seine Freunde mitten unter diesen Menschen gelebt, sich aufs engste mit ihnen berührt, tausend Anregungen gegeben, tausend empfangen. Und aus diesen Berührungen erwuchs die Idee der Freien Volksbühne, sie wurde den Arbeitern nicht aufgedrängt, sie war von ihnen miterzeugt. Wenn ich recht sehe, war es nicht so sehr ein Suchen nach Kunst, nach Kunst im engsten ästhetischen Sinne, was in den Arbeitern mächtig war. Kunst, Literatur, Theater bildeten einen Teil jenes höhern und freiern Seins, das verlockend winkte; wollte man das Ganze umfassen, so mußte man auch die Kunst miteinbeziehn; Kunst war ein Zubehör der Bildung, die man erstrebte. Um dieser Bildung willen ging man ihr nach, und so war sie mehr Mittel und Weg als Zweck und Ziel.

Aus der Geschichte der Freien Volksbühne hat meine Erinnerung nur einige Momentbilder bewahrt. Ich sehe vor mir den weiten Saal einer Brauerei. Hunderte von Tischen, mit Biergläsern bedeckt, jeder rings umsessen von

Männern und Frauen, die zumeist im Sonntagsrock und Sonntagskleid erschienen sind. Eine lange Tafel bildet den Vorstandstisch, obwohl vorläufig noch kein Vorstand vorhanden ist. Da sitzen sie alle, die jungen Stürmer und Dränger, die Naturalisten und Halbnaturalisten, die Apostel und Propheten, und zwischen ihnen hier und da ein blasiertes Weltkind, ein adrettes Herrchen, das von den Roten und den Grünen irgend eine nervenprickelnde Sensation erhofft. Da sitzt Bruno Wille, der behäbigste aller Philosophen, der immer Gläubige, immer Überzeugte, neben Otto Brahm, in dessen scharf geschnittenes Gelehrten- und Schauspielergesicht Ironie und Skepsis unverwischbare Linien eingegraben haben. John Henry Mackay, der Individualist, Anarchist und Aristokrat, neben Julius Türk, dem Demokraten und Sozialisten, der kaum noch anders als genossenschaftlich zu denken vermag. Wilhelm Bölsche neben Otto Erich Hartleben, zwar wackre Zecher, die auch diesen Abend epikuräisch zu genießen verstehen. Und mit all den Literaten innig gesellt die Führenden unter den Berliner Sozialdemokraten, neben Paul und Bernhard Kampffmeyer, wenn ich mich recht erinnere, die Genossen Werner und Wildberger. Zwei germanische Kraftmenschen die beiden letztgenanntenm, so gemütlich im Verkehr und doch so revolutionär im Empfinden, so fanatisch, wo es die „große Sache" gilt. Bruno Wille erhebt sich langsam, und in seiner gelassenen, aber doch eindrucksvollen Weise verkündet er das Programm der neuen Bühne. Eine neue Bühne für die neue Kunst, die Kunst der Wahrheit und Wirklichkeit, die Kunst der Befreiung und der sozialen Erneuerung. Nach Bruno Wille spricht ein Arbeiter. Er versichert, mühsam und sprunghaft seine kurzen Sätze hervorstoßend, daß auch die Arbeiter Wahrheit wollen, das Leben sehen wollen, wie es ist, keine Lüge, keinen blauen Dunst. Am Literatentische horcht man hoch auf; der neuen Kunst drückt das Volk seinen Siegel auf, sie ist die rechte, die elementare Kunst, denn sie wurzelt, wie man sieht, in den Tiefen der Volksnatur. Niemand denkt in dem Augenblick daran, daß der „Mann aus dem Volke" mit seinen Worten sicherlich auf ganz andere Dinge abzielt als die Künstler und Ästheten. Daß für ihn der Begriff Wahrheit wesentlich ethische und nicht ästhetische Werte umfaßt, daß seine Ansichten von der Kunst wahrscheinlich gar nicht im eigenen Sinnen und Empfinden erwachsen sind, sondern erlesen und erhört sind.

Ein zweites Bild. Vorhalle eines Berliner Theaters. Sonntagmittag. Menschengedränge. Um das demokratische Prinzip zu wahren, werden die Plätze nicht vergeben, sondern verlost. Lachend greift jeder in die Urne, der Proletarier in der frohen Hoffnung, daß er es nun auch einmal in der Loge auf Polstern bequem haben darf. Wenn aber das Los anders entscheidet, so nimmt man das ebenso fröhlich hin. Der eine ist es gewohnt, die Welt der Bretter nur vom Olymp herab zu betrachten, dem anderen ist das eine interessante Ab-

wechslung. Schade nur, daß das Prinzip etwas lässig durchgeführt wird; auch hier wird das corriger la fortune betrieben.

Drittes Bild. Innenraum des Theaters. Ibsens „Volksfeind" wird aufgeführt. Ich selbst achte mehr aufs Publikum als die Bühne. Nie zuvor habe ich im Theater solche Aufmerksamkeit, solche Andacht gefunden. All diese Gesichter sind aufs äußerste gespannt, zumeist von der Anstrengung, jeden Zug, jedes Wort zu verstehen; jede Erregung drückt sich in den Mienen, im Zusammenballen der Hände, in der Haltung des Körpers aufs deutlichste aus. Die Volksversammlung erlebt jeder wie etwas Lebenswirkliches mit, und nach der Szene erhebt sich ein Beifallssturm, wie er nicht oft ein Theater durchtost haben wird.

Trotz aller Anteilnahme aber, welche die Freie Volksbühne fand, trotz aller Erregungen, die von ihr ausgingen, hat die Bühne schwerlich das geleistet, was sich die Begründer ursprünglich von ihr versprachen. Es wäre wohl eine Selbsttäuschung, anzunehmen, daß die Bühne den Grund gelegt habe zu einer neuen ästhetischen Volkskultur. Die Augenblickswirkungen, die das Theater zustande bringt, zumal das Theater, wie es heute ist – und die Freien Bühnen bleiben doch im wesentlichen dem alten Schema treu – diese Wirkungen sind nicht dazu angetan, die Tiefen der Volksseele aufzurütteln, innere, dauernde Lebensströme zu entfesseln.

Bald nach der Begründung der Volksbühne brachen die Kämpfe aus zwischen den Alten und Jungen in der Partei. Die Jungen, die da fürchteten, das revolutionäre Feuer sei langsam im Erlöschen, wurden aus der Partei herausgedrängt. Und die Freie Volksbühne wurde von den Siegern in Beschlag genommen. Das hatte gleichwohl sein Gutes, denn die Jungen warteten alsbald mit einer Neuen Freien Volksbühne auf. So gab es zwei Volksbühnen, die im Wetteifer miteinander Verdoppeltes leisteten. Aber der Drang, die neue Kunst in die Öffentlichkeit zu tragen, war auch mit diesen Schöpfungen noch nicht gestillt. Es wurde weiter gegründet. Von den Freien Bühnen hatte nur das Drama Gewinn, nur den Dramatikern wurde der Weg gebahnt. Weit reicher jedoch als im Drama entfaltete sich die neue Literatur in der Lyrik, in der Novelle, im Feuilleton, weit reicher und weit entschiedener. Hier legte keinerlei Rücksicht dem offenen Ausdruck, der Enthüllung innerster Regungen Fesseln an. So subjektiv diese Vers- und Prosalyrik im allgemeinen war, so abrupt, so esoterisch in vielen Fällen, so sehr vom Antimassengeist erfüllt – immerhin empfanden auch die weltfremdesten, im Individualismus schwelgenden, selbstherrlichsten Poeten ein lebhaftes Bedürfnis, mit dem profanum vulgus Fühlung zu gewinnen. Man kann die Menge verachten, doch ihren Beifall hat man gern. Und so fand die Idee, auch für Lyrik und Epik eine Art Freier Bühne oder vielmehr Tribüne zu begründen, starken Anklang. Die

Versammlung, welche die Durchführung der Idee beschloß, bildete ein buntes Gemisch. Otto von Leixner, der deutschfromme Biedermann, und Hermann Bahr, der französelnde Ästhet, Ernst von Wolzogen und Arno Holz, Heinz Tovote und Hartleben ratschlagten friedlich miteinander. Das Ergebnis war die Proklamation einer Freien Literarischen Gesellschaft, die eine weitere Bresche schlagen sollte in die Mauer, die zwischen dem Berliner Publikum und der neuen Kunst noch immer ragte. Zum Vorsitzenden wurde ich selbst gewählt, und mit mir gingen alle eifrig an die Arbeit. Der Erfolg war auch hier, wie man ihn nicht üppiger wünschen konnte. Publikus strömte zu unsern Vortragsabenden in Masse herbei, und nach und nach gewöhnten sich die Herrschaften daran, auch dem Absonderlichsten eine freundliche Aufmerksamkeit zu schenken. Im Anfang freilich gab es sehr viel Gelächter, wenn irgend ein Grüner seine tiefstempfundenen Ergüsse zum besten gab; die neue Rhythmik und die neuen, aus seelischen Abgründen hervorgeholten Töne, die neuen Bilder und Impressionen, die mit den Wahnvorstellungen von Irren zu liebäugeln schienen, hatten lange Zeit hindurch keine anderen Ehren zu erwarten als den Ruhm unfreiwilligen Humors. Es war nicht leicht, es den Hörern beizubringen, daß es plötzlich blaue und gelbe Melodieen gab, violette Geheimnisse und purpurrote Schmerzen, Seelen, die auf Rosenschuhen wandelten und Glühscheinschimmersterne, die durch den Weltraum Kobolz schossen. Das war um so schwerer, als die Herren Dichter, die unter den Zuhörern saßen, mit ihrer Kritik am lautesten und vorlautesten waren und ihrer Schadenfreude, wenn so ein armer Kollege von schönem Wahnsinn sprudelte, keinerlei Zügel anlegten. Kein Wunder, daß gelegentlich einmal eine Episode einen tragischen Anstrich gewann. Ein junger Literat kam zu mir und fragte mich, ob er eine Skizze vorlesen dürfe, die bereits in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht war. Die Skizze mutete etwas wirr und konfuse an; der Dichter rang zu sehr mit dem Ausdruck, als daß seine Empfindungen den rechten Widerhall hätten finden können. Aber da sich in Einzelheiten ein feines Seelenregen, ein ernstes Wollen verriet, und da ich prinzipiell jeden zu Wort kommen ließ, der etwas konnte, mochte mir persönlich seine Weise behagen oder nicht, so merkte ich für den nächsten Vortragsabend den Mann und seine Skizze vor. Zu seinem Unglück war das Publikum bereits in heiterster Stimmung, als der junge Poet begann. Und da er schauerlich las, so wurde die Skizze geradezu mit Lachen bedeckt, im Lachen begraben. Ähnlich war es am selben Abend Otto Erich Hartleben gegangen, als er die Pierrotlieder eines Franzosen zum besten gab; aber der immer Fröhliche hatte einfach mitgelacht. Dieser Heroismus war dem andern – dessen Name mir entfallen ist – versagt; er schlich, verängstigt von so viel Grausamkeit, von dannen. Daß er in bedrängter Lage war, hatte er mir gestanden. Wie es scheint, hatte er auf einen Erfolg vor allem deshalb gehofft,

weil er an irgend einer Stelle etwas erreichen wollte. Bald nach dem Abend erschoß er sich. Es war ein Verhängnis, dem wir machtlos gegenüberstanden, aber der Fall hinterließ doch eine tiefe Erregung. Eine Zeitlang bändigte man in der Freien Gesellschaft die grausamen Gelüste nach Kräften. Ob freilich auf immer? Das entzieht sich meiner Kenntnis. Nachdem ich zwei Jahre hindurch den Leiter gespielt, hatte ich die Sache satt. Und die Gesellschaft sah mich nicht wieder.

* *
*

Bis hierhin, bis in den Anfang der neunziger Jahre hatte sich die Entwickelung der neueren Literatur zum großen Teil in heller und weiter Öffentlichkeit vollzogen. Der Drang, die Öffentlichkeit zu beschäftigen, Massenwirkungen zu erzielen, war immer wieder lebhaft und unverkennbar zutage getreten. Das Soziale, der Trieb, gemeinschaftlich vorzugehen, beherrschte die Geister. Und bei dem Streben nach Massenwirkung war es natürlich, daß das Stoffliche mehr in den Vordergrund trat als das Formale, daß die vorwiegende Neigung mehr nach dem Starken, Naheliegenden, Allgemeingültigen ging als nach dem Feinen, Abseitsliegenden, individuell Absonderlichen. Frühzeitig traten Zeichen einer Reaktion zutage. Wie zu allen Zeiten erzeugte auch jetzt die Entwickelung aus sich selbst ihren Gegensatz; gegen die herrschende Strömung bildete sich eine starke Gegenströmung. Der sozial gefärbte Naturalismus wurde nicht verdrängt, er behielt seine Geltung überall da, wo die Literatur ins Weite und Breite strebte. Aber er hatte nichts Neues mehr zu bieten, sein Wachstum war zum Stillstand gekommen; sein Gebiet wurde von den Nachläufern und Nachempfindern überschwemmt; die Talente, die etwas Eigenartiges zu sagen hatten, wandten sich von ihm ab. Im rein Künstlerischen verlor der Naturalismus die Führung, alles, was an neuen Offenbarungen, an neuen Schaffenskräften zum Vorschein kam, war im wesentlichen gegen ihn gerichtet.

Der sozialistische Geist machte einem ausgeprägt individualistischen Platz, das demokratische Empfinden wurde mehr und mehr durch aristokratische Neigungen zersetzt, anarchistische Bestrebungen überwucherten die nationalen und sozialen. Nicht mehr auf das Packende und Stoffliche, sondern auf das Intime, rein Technische und Formale ging das Streben. Aus dem Realen flüchtete man ins Phantastische, aus dem lichten Tag ins Nächtliche und Halbdunkle; das Geheimnisvolle, Okkulte, Symbolistische, Märchenhafte gewann neue Anziehungskraft. Psychologische Abnormitäten suchte man mit neuen sprachlichen und technischen Experimenten zu meistern; man berauschte sich an neuen Wort- und Versgebilden, man überpurzelte sich in Sprachkunststücken und technischen Wunderlichkeiten. Die Kunst wurde sich Selbst-

zweck, das l'art pour l'art auch in Deutschland zur Losung des Tages, lyrischer Subjektivismus verdrängte die objektive Weltbetrachtung des Realismus. Der Ästhet, der Kunstschwelger, Kunstsybarit, der in der Welt nur Reize und Sensationen suchte und aus den Wolkenhöhen seiner göttlichen Gleichgültigkeit mit ruhiger Verachtung auf alle Machtinteressen – wie sie in Politik, Volksleben, Forschung sich breit machten – herabsah, wurde literarischer Augenblickskönig und drückte der Kunst sein Gepräge auf. Eine neue Romantik überschattete den Realismus, und wie die alte Romantik der Novalis, Arnim, Brentano liebäugelte auch die neue mit den historischen Mächten und Autoritäten, schwelgte in Vergangenheitsstimmungen und entwickelte eine schwärmerische Neigung für Weihrauch, Feierlichkeit und Kothurn. Eine Neigung, die freilich zumeist nicht lange anhielt und hier und da in tolle Selbstkarikatur umschlug. So ganz wurzelecht war überhaupt nur weniges, was an Alt- und Neufrömmigkeit erzeugt wurde; im allgemeinen fehlte es an der rechten Innigkeit, an selbstloser Inbrunst und Überzeugungstiefe; die sich aufblasende Mache wurde nur zu oft merkbar, und unter dem blauen Mantel der Mystik kam immer wieder der graue Rock des Rationalismus zum Vorschein. Und jedenfalls war auch diese neue Romantik gleich der alten zum überwiegenden Teil Treibhausgewächs; sie gedieh nur in Salon und Atelier, auf die weitere Volkskultur übte sie nur schwache, mittelbare Wirkungen aus.

Keine Frage trotzdem, daß die neue Strömung in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesbewegung war. Der Materialismus, den die Errungenschaften der Technik, die Fortschritte der Naturerkenntnis bis zur Hypertrophie gesteigert hatten, versagte, wo es die höchsten Bedürfnisse und Sehnsuchten des Geistes zu befriedigen galt. Allen Unbefriedigten aber boten sich Spiritismus und Okkultismus als billigste und bequemste Surrogate metaphysischer und religiöser Weltbetrachtung dar. Überall im Kulturleben blühten Mystik und Phantastik in modernen Formen auf; überall aber überwog zunächst das Krankhafte und Überreizte die gesunden Triebe. Am deutlichsten zeigten sich die neuen Regungen in der Malerei; das Präraffaelitentum mit all seinen Begleiterscheinungen offenbarte so klar wie möglich, wohin der Zeitgeist trachtete. Was dieser Geist im übrigen erstrebte, das wird am einfachsten durch den Namen Nietzsche gekennzeichnet. Über Nacht war der Philosoph der schrankenlosen Ichsetzung aus dem Dunkel ins hellste Licht getreten. Alle individualistisch-anarchistischen Bestrebungen empfingen durch ihn eine Art religiöser Weihe. Mit einer Begeisterung, die vorderhand allen Widerspruch niederwarf, wurde er zum Führer der neuen Generation proklamiert, er oder vielmehr sein Werk, denn er selbst war ein lebendig Begrabener.

Wie immer hatte auch diesmal das Ausland die Entwickelung mit beeinflußt. Freilich fast ausschließlich in artistischer Beziehung. Die Namen Ibsen,

Zola, Tolstoi verloren ein wenig von dem alten Zauber, und neue Namen wie Baudelaire, Mallarmé, Verlaine, d'Annunzio kamen zur Geltung. Immerhin blieb die Wirkung, welche diese Formalisten und Dekadenten ausübten, eine engbegrenzte und einseitige. Die Kraft, mit der in dieser Zeit das Deutschland Richard Wagners und Nietzsches das Ausland beeinflußte, war unbedingt weit höher einzuschätzen.

Ich habe das Wort dekadent gebraucht. Es gehört zu den Kennzeichen der Epoche, daß in dieser Zeit neuen Suchens und müden Zweifelns, in dieser Zeit des Tastens und Irrlichterierens, des halben Zukunftsglaubens und des halben Rückfalls ein großer Teil der jüngern Geschlechts sein eigenes Wollen, Empfinden und Schaffen als dekadent, als überreif und angefault, die ganze Zeit als eine Verfallszeit empfand. Der eine fühlte sich dekadent aus Verzweiflung, der andre aus Blasiertheit, der dritte machte mit aus Eitelkeit, denn man pflegt auch auf Laster und Dummheiten eitel zu sein, wenn man damit irgendwelchen Effekt erzielen kann – auf noch Dümmere. Das Wort fin de siècle im Sinne der holden Wahnidee, das Jahrhundert habe sich verbraucht, erschöpft, wurde Modewort.

Indem ich zum Persönlichen übergehe, darf ich ohne Selbstgefälligkeit von meinem Bruder und mir behaupten, daß wir keine der Einseitigkeiten mitmachten und ohne Verstimmung und Verdrossenheit den Weg suchten, der vorwärts führte. Wir nahmen begierig auf, was sich an neuen Anregungen bot, wir fanden uns mit Nietzsche so gut ab wie mit Spiritismus und Theosophie, wir studierten beides, ohne uns einem gefangen zu geben. Als Kritiker bemühten wir uns darzulegen, daß allerdings eine Entwickelung über den Naturalismus hinaus möglich und notwendig sei, daß er jedoch als Kulturfaktor durch abstruse Phantastik und technische Finessen weder zu ersetzen noch zu überwinden sei, sondern nur durch eine große Geistes- und Ideenkunst, in der Realität und Idealität, Wirklichkeit und Phantasie, neuer Geist und neue Technik harmonisch verschmolzen seien. Der Naturalismus entsprach dem rein naturwissenschaftlichen Denken und Fühlen, eine neue Kunst konnte nur in der Verschwisterung mit einer neuen, philosophisch-religiösen Weltanschauung erwachsen. Soweit wir konnten, haben wir, glaub' ich, beigetragen, zu stärken, zu stählen, Zweifel und Ermüdung niederzuhalten. Siegreich blieben allerdings vorläufig nur die Einseitigkeiten und Beschränktheiten.

XIV

Im Jahre 1892 verlebte ich mehrere Monate in der einsamen Bergnatur des inneren Norwegens. Eine neue Welt tat sich mir auf, die Welt des Urgesteins, der ewigen Stille, der starren Unendlichkeit. Unweit des Bauernhofes, in dem ich hauste, am Sawalensee, lag das Blockhaus, in dem Arne Garborg und

Hulda Garborg den Sommer verbrachten. In fast täglichem Verkehr mit dem norwegischen Dichter hatte ich Gelegenheit, am lebenden Beispiel zu studieren, wie sich ein moderner Realist in einen Neuromantiker verwandelte. Garborg arbeitet damals an seinem Roman „Traette Maend" (Müde Seelen). Er selbst war ein müder Mann geworden, die alte Kampfeslust einem inneren Ruhe- und Friedensbedürfnis gewichen. Die Natur, deren Anblick mich stählte, weckte in ihm ein Gefühl der Schwäche; gegenüber den ewigen Bergen erschien ihm der Mensch klein und nichtig. Daß er so fühlen mußte, war sein Geschick, um nicht zu sagen, sein Verhängnis. Garborgs Heimat war die Südwestküste Norwegens, die Halbinsel Jäderen. Auf dem Fischervolk, das hier haust, lastet der Pietismus in seinen beengendsten Form. Das ganze Leben, alles Sinnen und Denken wird, wie mir Garborg selbst erzählte, von den Begriffen Sünde, Schuld, Buße und Gnade wie erdrückt. Der Gott, den diese Leute kennen, ist ein immer richtender, immer beleidigter Gott, der immer wieder durch Opfer, Buße, Angst und Zerknirschung versöhnt werden muß. Irdische Freude ist ihm ein Greuel; er hat sie für den Himmel reserviert; was auf Erden davon ist, rührt zweifellos aus einem Diebstahl des Satans her; Gotteskinder lassen ihre Hand davon. Garborg hatte ein gut Teil Jugendkraft daran verschwenden müssen, sich aus diesen Anschauungen herauszuringen. Es war ihm gelungen, sich freizumachen, aber ein ganz Freier war er offenbar nicht geworden. Samen des ererbten Empfindens waren in ihm zurückgeblieben, und mit der Zeit entfalteten sie sich treibend und keimend. Die Einsamkeit, die er liebte, war ganz dazu angetan, religiöse Skrupel und Bedenken zu züchten oder zu nähren. Und so kam es, daß der Spiritismus, sobald er ihn kennen lernte, Macht über ihn gewann; die handgreifliche Mystik, die hier geboten wurde, dieses Gemenge von Realismus und Übersinnlichkeit, hatte alle Qualitäten, ein realistisch geschultes Empfinden, das sich nach religiöser Belebung sehnte, in seinen Bann zu zwingen. Vielleicht hätte Garborg entschiedeneren Widerstand geleistet, wenn er geistig die alte Kraft bewahrt hätte. Aber er war überreizt, geschwächt, nervös überspannt; hatte vielleicht dazu, wie bei Strindberg, das Seine Gotteufel Alkohol getan? Künstlerisch schöpfte Garborg aus den neuen Erregungen lebendigen Gewinn, geistig aber bedeutete für ihn die Wendung vom Realismus zur Mystik und Romantik einen Niedergang.

Ein Gegenstück zu dem Norweger war der Pole Przybyszewski. Ein Künstler, der vielleicht berufen war, höchste Aufgaben zu meistern, hat er doch nur wenig Lebendiges geschaffen, weil er Geist und Leben nicht zu meistern verstand. In seinem Tun und Dichten hat der moderne Subjektivismus mit die krassesten Auswüchse getrieben. Kaum ein andrer hat so wie er den Übermenschen in sich gezüchtet und den Wahn bis zur Tollheit gesteigert.

Rein ästhetisch freilich hat sein Selbstbewußtsein so ganz nebenbei einige prachtvolle Blüten lyrischen Überschwangs gezeitigt. Die Rolle, die in Garborgs Leben der Pietismus spielte, spielte bei Przybyszewski die katholische Mystik, mit deren Dämmer und Weihrauch seine Jugend erfüllt war. Die andre Rolle spielte der Geist Nietzsches und die dritte gleichfalls Dämon Alkohol. Ich wüßte nicht, wann ich den schwarzlockigen Polen anders als in Rauschseligkeit gesehen hätte; freilich, er konnte was vertragen, und wenn er in seiner Seligkeit das Piano jauchzen und schluchzen ließ, dann ging es wie Flut und Feuer von ihm aus. Ein Romantiker, ein Zigeuner comme il faut; ohne Abzug als Romanheld für Bulwers Romanschule verwendbar. Als in Deutschland seine Rolle ausgespielt war, ging er nach Warschau und revolutionierte die polnische Literatur und die polnische Jugend.

Przybyszewski hatte ich durch Richard Dehmel kennen gelernt. Durch den Dichter, in dessen Schaffen der lyrische Subjektivismus, der moderne Individualismus sich am reichsten, bedeutsamsten und bezwingendsten entfaltet. Das Groteske und Überreizte, das bei Przybyszewski zutage tritt, findet sich auch bei ihm, aber es überwuchert und zersetzt das Echte und Starke nicht, sicherlich nicht bis zur Selbstauflösung. Es gehört zu den besonderen Reizen, die ich dem Schicksal danke, daß ich Dehmels Entwickelung in ihren Hauptstadien persönlich teilnehmend und hier und da leise mitbestimmend verfolgen konnte. Ich lernte ihn kennen, als er sich eben verheiratet hatte, er, der Sohn eines märkischen Försters, mit einer Berliner Jüdin, die gleichsam von Geburt an mit moderner Kultur geimpft war, die aber nur das Beste an sich gezogen, alles Nichtige, Niedrige, Scheinhafte weit von sich gehalten hatte. Eine Frau, die in Gemütsinnigkeit und Zartheit des Empfindens alle Ansprüche, die Rasse-Ideologen an germanische Weiblichkeit zu stellen pflegen, reichlich erfüllte. Das junge Ehepaar trug ein lebhaftes Gelüst, die eben geschaffene Häuslichkeit zu einem rechten Kulturheim auszugestalten, zu einem wirklichen Heim für Künstler und Poeten, um alles aber nicht zu einem literarischen Salon, in dem Berühmtheiten als lebende Prunkstücke dastehen. Und durch die Symposien, die wir bei Dehmels feierten, wehte in der Tat etwas von jenem Geiste, der einst in Attika und einst in Florenz lebendig war. Freilich ging es zumeist nichts weniger als zahm her, der gärende Most mußte ausschäumen, aber doch hatten die Grazien nie Anlaß, sich hinauszuschleichen. Unter denen, die immer wieder kamen, waren außer meinem Bruder und mir: Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Hanns von Gumppenberg, Hedwig Lachmann, Doktor Schleich, der bekannte Mediziner, Przybyszewski und Franz Oppenheimer, Dehmels Schwager. In diesem Kreise regten sich zuerst oder doch wenigstens am stärksten und nachhaltigsten jene Stimmungen, welche über die Epoche des Naturalismus, Pessimismus und Sozialismus hinausstrebten. Man hatte sie

satt, übersatt, die graue Nüchternheit der Elendsliteratur, die engbrüstige Moral der Massenprediger, den herrschenden Rationalismus und die herrschende Politisiererei. Man träumte von einer neuen Renaissance, einem neuen, sinnen- und kunstfreudigen Heidentum. Die Worte Lebensfreude, Ausleben, Sinnlichkeit, Freiheit gewannen neuen Inhalt. Die Werte, die Nietzsche geahnt, sollten sich in Leben und Tat umsetzen. Ein neues Weltempfinden, heller, sonniger, weitherziger als das alte, eine neue Weltanschauung war im Keimen. – Und hier möchte ich auch eines anderen Genossen jener Tage gedenken, nämlich des Schwaben Cäsar Flaischlen, der mit keinem Teilnehmer des Dehmelschen Kreises in näherer und dauernder Beziehung stand, obgleich er als Herausgeber des „Neuland" und später als Redakteur des „Pan" sozusagen ihr literarischer Fortsetzer und Erfüller war. Eine merkwürdig interessante Erscheinung von jener Art, die nie jung gewesen zu sein scheint und in Jahrzehnten sich in nichts verändert, tauchte dieser Stuttgarter Majorssohn nur dann und wann bei uns auf: immer vornehm in seinem Wesen und im heftigsten Streit, immer gutherzig, immer lächelnd wenn er warm wurde, immer etwas doktrinär, dabei aber unverkennbar eine feine, grüblerische Künstlernatur, die sich in ihrer Entwickelung nach außen hin bei stark bewegtem Innenleben Zeit ließ, bis er mit seinen Prosagedichten und zuletzt seinem schwäbisch-kantigen, aber sehr gedankenreichen Roman „Jost Seyfried" Aufsehen erregte. Auch er bildete in der Berliner Literatur der neunziger Jahre eine Note für sich, die nicht verschwiegen werden darf; ihren Ton genau abzuwägen wird indessen Sache der Zukunft sein.

XV

Um die Wende des Jahrhunderts hörte man nur selten noch das Wort „fin de siècle"; es kam aus der Mode, es verstummte wie Eulengekrächz, wenn der Tag im ersten Frührot heraufschimmert. Die Dekadenten und ihre Weise verzogen sich in den Hintergrund, schattenhaft verdämmernd. Durch die Welt ging Neujahrhundertahnen, alle Blicke richteten sich vornaus, alle Geister der Zukunft zu, ein neues Wollen und Heischen, ein erregter Drang nach Tat, Verwirklichung, Neuschöpfung und Neubildung flutete durch die Seelen. Was das alte Jahrhundert ersehnt, angebahnt oder zum Teil beseite geschoben hatte, das mußte und sollte von jetzt an zur Erfüllung, zur Wahrheit, in den Vordergrund geschoben werden. Der müde Pessimismus schien wie weggeblasen vom Morgenwind. Und im frischen Lustgefühl erwachender Kraft sah man mit einem Mal alles, was das Jahrhundert zustande gebracht, nur als eine Vorarbeit an, ein Grundsteinlegen und Aussichtschaffen. Das Jahrhundert war eine Epoche mühseliger technischer Arbeit, eine Epoche des Suchens, Sammelns und Forschens gewesen, es hatte Bresche gelegt in die Schranken und Mauern

der Vergangenheit, es hatte dem Geiste neue Werkzeuge geschmiedet, es hatte immerzu gekämpft, gehastet, gehungert und sich geplackt. Aber es hatte keinen Neubau errichtet, kein Sonntagswerk getan, keine Höhenfeuer entzündet, keine Stätten des Glücks und des Friedens geschaffen. Alles das blieb dem neuen Jahrhundert vorbehalten. Seine Aufgabe war ihm klar bestimmt. Es mußte die Frucht ernten der überall ausgestreuten Saat, aus den gesammelten Erkenntnissen eine neue Weltanschauung gewinnen, aus den aufgespeicherten Materialien Neubauten aufführen für Wissenschaft und Leben, aus dem sozialen Chaos zu neuen sozialen Organisationen gelangen, nach dem Jahrhundert der Arbeit, des Zweifels, der Technik, der Unrast ein Jahrhundert der Freude, der Schönheit, der Kunst und innerer Vertiefung werden. Ob es die Aufgabe lösen würde, das blieb dem Schicksal anheimgestellt, der Glaube an die Möglichkeit war da und jedenfalls die Aufgabe freudiger Hoffnung und freudiger Kraftanstrengung wert.

In der Literatur trat der neue Drang in neuen Losungen zutage. Auf der einen Seite scholl der Ruf nach einer fröhlichen Kunst, die ebenso die graue Elendspoesie des Naturalismus wie die Dämmerungen des Symbolismus überwinden und mit neuem Sonnenglanz die Dichtung überfluten, den Grazien wieder Eingang schaffen sollte in Leben und Kultur. Auf der andern Seite rief man nach einer großen Ideenkunst, die, von neuer Weltanschauung getragen, endlich den neuen Formen, der neuen Technik, um die man Jahrzehnte sich gemüht, einen neuen, großen Gehalt zuführen sollte. Tanz und Andacht, in dem Worte waren beide Losungen zu vereinigen. Aus der Sehnsucht nach einer fröhlichen Kunst ist die Bewegung entströmt, die eine Zeitlang Überbrettl und Kabaretts allerorten wie Pilze emporschießen ließ. Den äußeren Anstoß zu der Gründung des ersten Überbrettls gab das Auftreten der grande diseuse, der Yvette Guilbert, und das fast gleichzeitige Auftauchen der Pariser „Roulotte" in Berlin. Nur den äußeren Anstoß, denn, wie gesagt, das literarische Varieté Berlins hat ganz andere Entstehungsursachen als das Varieté der Pariser. Wie ein Funke, der ins Pulverfaß fällt, so zündete die Wirkung, die von der Guilbert und der Roulotte ausging. Überall in literarischen Kreisen regte sich die Lust, Ähnliches zu schaffen wie die Franzosen. Der einzige aber, der die Sache nachhaltig und mit Energie betrieb, war Ernst von Wolzogen. Er suchte und fand bald die Leute, die literarischen und schauspielerischen Akrobaten, Seiltänzer, Fiedler, die für den deutschen Musenkarren sich eigneten. Jeden Abend thronte er im Café des Westens wie ein Feldherr, teilte die Rollen aus und strömte über von Anregungen fröhlicher Kunst. Wie sich die Sache entwickelt hat, das geht über das persönliche Erlebnis hinaus, das hat sich in breitester Öffentlichkeit vollzogen. Um des Erfolges, um des großen Publikums willen verflachte sich die fröhliche Kunst von vornherein allzusehr

ins Leichte, Oberflächliche, Nichtige. Statt der Grazien drängten sich die Phrynen in den Vordergrund und – Liliencron ist – ach – kein Ariost, Hans Heinz Evers kein Anakreon; mit dem „Lustigen Ehemann" und dem militärbegeisterten „Die Musik kommt" führt man keine neue Kultur herauf.

Fast zur selben Stunde mit dieser Bewegung wurde eine andre geboren, die von der zweiten Losung ausging und auf den Gewinn einer neuen Weltanschauung, einer neuen Ideenkunst sich richtete. Sie wurde inauguriert mit der Berliner Giordano-Bruno-Feier, deren Anreger ich selbst war, und trat zunächst in Erscheinung in den verschiedenen Bruno-Vereinigungen, die sich nach der Feier bildeten, sowie in der „Neuen Gemeinschaft", die mein Bruder und ich begründeten. Das war im Jahre 1900 – und somit schließe ich diese Erinnerungen. Vielleicht ist es mir gelungen, was ich wollte, nämlich nachzuweisen, daß die Entwickelung der neuen Literatur in einem steten Aufgang, in organischem Fortwachsen sich vollzieht. Noch aber hat die Bewegung ihr Ziel nicht erreicht, noch muß sie erst die Blüten entfalten und Früchte reifen, die sie wert machen, für die deutsche und menschheitliche Kultur mehr zu bedeuten als die Epigonenzeit, die der Bewegung vorausging.

Julius Hart:

[Bruchstücke aus den Lebenserinnerungen]

Meine Lebenserinnerungen. 1. Die Vaterstadt

Am 9. April 1859, in den Morgenfrühstunden, wurde ich im westfälischen Münster geboren. Mein ganzes Leben lang haben eigentlich eine Morgen- und Frühlingswelt mir im Geist und Blut gespukt. Immerdar sah ich neue Zeiten und Morgenröten aufsteigen und war froh genug im Glück des kommenden Tages. Meine Hoffnungen, Schwärmereien, Ideen erwarteten alles von der Zukunft und den kommenden Geschlechtern. Vergangenheit und Gegenwart forderten in mir mehr den Kritiker heraus. Mein Leben war schon voller Bitternisse, Blut und Wunden, – aber darüber kamen hinaus ein seliger Glauben und ein Lachen, einstmals, einstmals wird alles – alles sich wenden.

Geister der Vergangenheit jedoch und halb versunkene Welten woben wohl mit stärksten Magieen über den Türmen und Dächern meines heimatlichen Münsters, der alten Bischofsstadt. Damals noch, in meiner Kindheit Jahren. Man lebte noch im alten Münster vor 1870, dem großen Wendejahr, mit dem nach und nach auch hier eine tiefere Kluft sich zwischen einem alten und neuen Deutschland auftat. In meinen Erinnerungen aber liegt die Stadt noch, wie von einem Dornröschenschlaf übergossen, wie ein Stückchen und Rest Mittelalters, verträumter Romantik, wo es sich am besten von ollen Kamellen erzählen läßt. Bewohnt von einem behäbigen und zufriedenen alteingesessenen Bürger- und Philistervölklein, zähen, schweren und konservativen Schlages, am Alten hängend, Langbewährten und der Väter Sitte.

Hier merkte man noch wenig von den Mächten, dem neuen Geist des heraufwachsenden Maschinen[zeit]alters. Abseits und fern genug lag das industrielle Westfalen, das eisenstreckende, der großen Bergwerke, der rauchgeschwärzten Fabriken, der Arbeiterbataillone. Der Nachthimmel glühte nicht ewigrot vom Widerschein der Feuer und lodernden Essen. Die patriarchalische Erde strömte noch rings um die Stadt ihren Ruch aus. Nach kurzem Spaziergang war man schon beim Bauern, und löffelte dort seinen Kumpen dicke Milch aus mit Zucker und Zimmet. Im Münsterland kam von ihm noch aller Reichtum und Segen. Die Stadt lag inmitten fruchtbarer Landschaft, wo Landwirtschaft, Ackerbau und Viehzucht die ursprünglichsten, natürlichsten Ernährer waren. Mit vergnüglichem Lachen erzählte man sich aber doch vom Schildbürgerstreich der Väter, welche in Angst und Grauen vor der neuen modernen Teufelserfindung der Eisenbahnen dafür gesorgt hatten, daß der richtige Knotenpunkt nach Hamm gelegt werden müßte, und nicht, wie zuerst beabsichtigt und wie es selbstverständlich war, nach Münster kam.

Heute ist es wohl eine der schönsten Städte im deutschen Reiche. Eine Blumenstadt. Rings umgeben und eingebettet von reichen gärtnerischen Schmuckanlagen, leuchtend in den Farben und Düften ihrer vielen Blumen-

beete. Eine rechte Reentierstadt, ein Altersheim, ein Quisisana, – eine Heimat der Ruhe nach bewegtem Leben und sauren Arbeitsjahren. Dieses neue Leben war in meiner Jugend noch nicht aus den Ruinen gebrochen. Anstelle der Gärten und Kultur herrschte damals etwas Wüstenei, wucherten Brennessel und Unkraut, und es sah ein bißchen verwahrlost und verkommen aus. Alle Schönheit und künstlerische Zauber des Stadtbildes sprachen mit den Stimmen der Vergangenheit.

Vom „verdammten Preußen" wollte man noch nicht viel wissen, und der König in Berlin galt immer noch als ein Usurpator, Eroberer und Fremdherrscher. Sympathischer blickte man nach Oesterreich hinüber und der Kaiserstadt Wien. Das eigentliche Oberhaupt aber wohnte in Rom. Man lebte im Schatten der Kirche, und der Katholizismus beherrschte das ganze geistige Leben, das Empfinden und Gefühl des Münsterischen Völkchens am vollkommensten. Im innigsten Bunde und in Seelengemeinschaft mit einander verknüpft führten Geistlichkeit und Adel, „die Heiligen und die Ritter", von denen Levin Schücking in einem seiner Romane erzählt, ein patriarchalisches Regiment, und zu ihnen blickte der wohlbehäbige Bürgerstand mit Wohlwollen und in alteingewurzelter Ehrfurcht als zu den geborenen Führern empor. Etwas kühl und mißtrauisch hielt diese altmünsterische Gesellschaft in Abwehr gegen das preußische Beamtentum unter sich zusammen.

Der machtvolle alte Dom in der Mitte der Stadt, am weiten, von dunklen Linden überschatteten Platz gelegen, gegenüber das Schloß des Bischofs, zahlreiche Kirchen, edelste Kunstwerke mittelalterlicher Kultur, romanischen und gotischen Stils, ragten über die Stadt empor, – als beredteste Sinnbilder des hierarchischen Geistes, unter dessen Schatten man wohnte und auch ganz wohlig sich fühlte. Und aus den vielen Höfen, den zum Teil recht prunkartigen palastartigen Gebäuden der Geschlechter vom westfälischen Uradel, der Galen, Droste, Romberg, Fürstenberg, Ketteler, wehte es wie der Hauch und der Atem der absolutistischen Zeitalter, wie die Seele des 17. und 18. Jahrhunderts. Der Markt aber mit seinem vornehmen Rathaus, mit der langen Reihe seiner Kaufmannshäuser edlen Renaissancestils, mit seinen Bogengängen erzählte am lebendigsten vom alten Hansaglanz der Stadt, vom Segen des Handels, vom Stolz und Reichtum eines selbstbewußten Bürgertums. Seine Frauen und Töchter, Bogenfrauen und Bogenjungfrauen genannt, galten als die Vorbilder aller weiblichen Tugenden.

Von einem Klassenkampf der drei Stände war in meiner Jugend nichts zu spüren. In Münster gingen, von der Geistlichkeit behütet und geführt, Adel und Bürgertum, durch Seelengemeinschaft verbunden, friedlich Hand in Hand. Man konnte schon glauben, man lebte in der besten der patriarchalischen Welten. Freilich durfte man auch hier nur nicht hinter die Kulissen blicken.

Mit heimlichem Grausen, Schaudern und Angst schlichen wir als Kinder vorüber an den Elendswinkeln der tiefsten Not und Armut, am Witthof, der Ditthöfsken Stiege, am Lappenbrink. Strenges Verbot verwehrte es uns, sie zu betreten. Nur scheue Blicke wagte man in die engen, schmutzigen Gassen mit den niedrigen, windschiefen Häusern zu tun, wo fahle, verwilderte Hungergestalten umherschlichen und die Prostitution ein höllisches Dasein führte.

Wild und ungeschliffen sind nach dem Zeugnis Hermann von Kersenbroicks, des ersten Münsterschen Geschichtsschreibers aus dem 16. Jahrhundert, diese Münsteraner und einen nicht sehr höflichen Menschen nennt man an manchen Orten einen Westfälinger. „Stark von Leibe und geschickt, alle Arbeiten zu ertragen; aber Hunger und Durst können sie nicht leiden und essen mehr als andere Nationen; wiewohl sie mit einfältiger Kost zufrieden sind, und meist weniger als prächtig essen. Nicht schlau, nicht arglistig, sondern ehrlich, ernsthaftig, beständig ... Doch nein, sie sind unter dem Saturn geboren, und dieses feindselige Gestirn bringt in ihnen Geiz, Argwohn, Betrügerei, Treulosigkeit, Halsstarrigkeit, Zorn und Aufruhr hervor, welche Laster aber er ihnen nicht plötzlich, sondern langsam, gleichsam tropfenweise einflößt ... Die Chronik bezeuget, daß vom Ursprung der Stadt an bis auf die gegenwärtige Zeit noch nie achtzehn Jahre hintereinander bei vollkommener Eintracht verflossen, sondern durch neue Unruhen allezeit sind unterbrochen worden."

Grenzenlose Gutmütigkeit gehört auch wohl zu den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten eines rechten Westfalen. Aber unter der tiefen Ruhe schlägt im alten Sachsen- und Cheruskerblut gewiß auch der Berserker. Ebenso seßhaft wie er ist, ein zäher Schollenkleber, ebenso unruhiger Seele auch, ein Reise- und Wandernsfroher, ein geborener Weltwanderer. Wo in den tiefsten Einsamkeiten Afrikas und Asiens träfe man nicht auf den auf Schusters Rappen dahinfahrenden Handwerksburschen und Strömer, ein Kind der roten Erde, der „Chotte Chott" sagt, „woher chommst Du denn, biste auchch hier?" Wenn das zweite Gesicht erwacht und der Spökenkieker umhergeht, wenn die uralten Träume vom Reiche Sion über die Seele kommen und vom Weltenkaiser und Heiland, der seine Schlacht am Birkenfeld ausgerechnet auf westfälischer Erde schlagen muß, dann brechen die roten Flammen der Revolution am wildesten hervor aus dem sonst so konservativen westfälischen und münsterländischen Geist und Gemüt.

Zum Zeichen dessen, als ein eindrucksvollstes altes Wahrzeichen Münsters hingen seit Jahrhunderten da oben am Lambertiturm die drei eisernen Käfige mit den Ueberresten der zu Tode gefolterten Häupter der Wiedertäufer, ihres Königs Jan von Leyden, Knipperdollings und Krechtings. Erinnerungen an blutige, grauenvolle Tage, da Münster Mittelpunkt und Hauptstadt des neuen Israels, des Reiches Gottes war, und die Spökenkieker, Schwarmgeister,

Propheten, Ekstatiker, Visionäre in seinen Straßen, vom heiligen Geist beschattet, die große Botschaft verkündigten vom Zukunftsstaat der Einheit und Gleichheit aller, – da die Wiedertäufer, die Bolschewisten der lutherischen Reformationsbewegung, Münster zum Mittelpunkt der Erde zu machen glaubten, von dem der Weltheiland ausziehen sollte, um seine Schlacht am Birkenfeld zu schlagen, und alle Völker der Erde in einem Glauben und einem Gotte zu vereinigen. Früh schon prägten sich in die junge Knabenseele diese Bilder besonders lebendig ein. Und oben in der Wand der Ueberwasserkirche steckte noch eine der eisernen Bomben, mit denen das Bermätzken, der streitbare und kriegstüchtige in alle Händel seiner Zeit verwickelte Bischof Bernd von Galen einundeinviertel Jahrhundert später seine aufrührerischen Münsteraner in die Knie gezwungen hatte. Ein echter und rechter Herren- und Gewaltmensch, und Vorkämpfer der absolutistischen Herrschaftsideen des 17. Säkulums.

Nicht minder eindrucksvoll aber konnte man die beiden Seelen in der Westfalenbrust, in Fleisch und Blut verkörpert, durch die Straßen der Stadt lustwandeln sehen. Als besonders volkstümliche Persönlichkeiten prägten sie sich meinen Knabenerinnerungen ein. Da sah man, völlig unzertrennlich, über den Domplatz die beiden Domherren behäbig schreiten, von Falstaffscher Fülle des Leibes, stilles Wohlwollen und selige Gutmütigkeit in den Aeuglein, warmherzige Verkündiger des Westfalen, der da mehr ißt und trinkt, als andere Nationen. Abermann und Habermann hießen sie im Munde des Volkes, und jeder schaute ihnen schmunzelnd nach. „Die Kirche hat einen guten Magen." Alle Zauber konservativer Weltanschauung, die in Münster mit allen Schwärmern und Aufrührergeistern immer wieder fertig geworden war, leuchteten über ihnen. Auf dem Marktplatz am Bogen aber stand der Scherenschleifer, der Demokrat, der als Führer des Volkes im Sturmjahr 1848 gewaltige rhetorische Fähigkeiten entwickelte und auch seine politische Rolle gespielt hatte. Ach nur eine kurze Zeit. Nun war auch er wieder von seinem Throne gestürzt, und niemand sah ihm mehr seine Herrlichkeit und seinen Ruhm an.

„In Münster ist es finster", hieß es im alten Sprüchlein, das sich die Einheimischen selber, lächelnd und mit Selbstironie zuraunten. Die aufrührerischen Berserker- und Spökenkiekergeister lagen seit langem schon wieder im tiefsten Schlaf. Das finstere Münster war das Münster im Schatten der Kirche, von den Geistern der Vergangenheit in Dornröschenschlaf versenkt, in konservativem Denken und Empfinden erstarrt. Man fühlte selber etwas seine kulturelle Rückständigkeit, behauptete sie mit Würde und ertrug das Joch der „Preußen" als das des gerisseneren Jungen, des helleren Kopfes voller modernen Aufklärichts.

Ich selber ging schon mehr wie das fremde Kind am Weihnachtsabend durch dieses Münster meiner Jugendzeit hin. Geburtsstadt war es, nicht Urheimatsstadt. Man gehörte nicht zu den Ureingesessenen, sondern war doch Einwanderer, Preuße. Erst der Großvater war als munterer Schneidergeselle von Burg bei Magdeburg herüber gewandert ins westfälische Land. Und als Mitglied der kleinen evangelischen Gemeinde, inmitten der streng katholischen Bevölkerung, Beamtenkind, wurde die Seele schon frühzeitig oppositionell gestimmt. Die Grüße „Lutherschker Dickkopp", „Katholschker Dummkopp"[,] die die fünf- und sechsjährigen Schulbuben untereinander austauschten, gehörten zu den ersten Morgenrufen meines Lebens, an denen dieses zum Nachdenken erwachte.

Meine Lebenserinnerungen. 2. Alt-Münstersche Festtage

Kinderspiele und frohe Festtage, die sich alljährlich immer wieder zu gleicher Zeit einstellten, leuchten aus der Jugendzeit als selige Sterne am Himmel. Den Menschen einen Festtag bereiten, erschien mir eigentlich, Zeit meines Lebens, als der Politik höchste Weisheit. Das Zauberwort, das der schöne Knabe mit der Schale dem Goetheschen „Schatzgräber" zuruft, ist tiefstes, bestes Wissen:

> „Tages Arbeit, Abends Gäste,
> Saure Wochen, frohe Feste ...["]

Die harte Arbeit und die sauren Wochen sind das eherne Muß eines Kulturmenschen, ohne die eine Kultur nicht zu bestehen vermag. Aber Selbstzweck sollten und brauchten sie nicht zu sein. Die Arbeit um so schwerer, die Wochen um so saurer nur, damit ein um so froherer und reicherer Festtag aufsteigen kann! Und wenn man dem Tag der Mühen und des Schweißes eine längere fröhlich-festliche Abendstunde abknabbern kann, um so besser.

Einer der dümmsten Streiche der Vernunftjünger in den Tagen der ersten französischen Revolution war es gewiß, als sie nicht mehr jeden siebenten, sondern erst an jedem zehnten Tag einen Sonntag feiern wollten. Gar bald schon mußten sie zur alten Ordnung der Dinge zurückkehren. Wir armen Kinder unseres Maschinenzeitalters haben gewiß das Joch einer Arbeitssklaverei auf uns geladen, schwerer, als es je ein Geschlecht vor uns getragen hat. Die allgemeine Behauptung, es würde uns durch die Maschinen gar so viel Arbeit erspart, ist wohl nur Theorie. Einigen Grund hätten wir vielleicht doch, mit „gelbem, hirnzerfressenden Neid" auf mittelalterliche Zeiten zurückzublicken, da die Wochen noch nicht so sauer waren, und so ungefähr jeden

vierten Tag ein Heiliger besonders gefeiert werden mußte. Auch die Arbeit eines Handwerkers, eines Bauern ist nur nicht so einförmig, einseitig, so mechanisch, und darum so nervenzerrüttend, geisttötend, wie die eines modernen Industrie- und Maschinenarbeiters, der immer nur als ein winzigster Teil eines großen Räderwerks verbraucht wird, und niemals durch sich selber allein ein Ganzes, Fertiges herstellt. Dort immer noch Herrenarbeit, hier mehr oder weniger Sklavenfrohn.

Aufs Festefeiern hat sich der alte Religionsmensch wohl überhaupt besser verstanden als die irreligiösen Kinder unserer Tage, welche so recht eigentlich erst die Pflicht der Arbeit als das heiligste Recht der Menschheit erfunden haben und nur nicht mehr wissen, was sie eigentlich verehren und feiern sollen. Auch in den Reichen der katholischen Lehren, scheint mir, weiß man gründlicher und seliger zu feiern und die Hände in den Schoß zu legen, während die kräftigeren menschlichen Arbeitstiere in den protestantischen Ländern herangezogen werden. In dem frommen finsteren Münster, in meiner Vaterstadt, in meiner Jugend Märzenblüte lebte man noch etwas mehr im Mittelalter. Da gab es noch mancherlei alte Festbräuche zu kosten und zu genießen, denen inzwischen vom Geist der Zeit der Garaus gemacht wurde. In der Kindesseele hafteten sie am tiefsten und schlugen ihre festesten Wurzeln. Die Sehnsucht, mit der die Menschen doch immer wieder nach den Spielen und Märchenwelten ihrer Jugendjahre zurückblicken, und der ewige Rousseautraum von den versunkenen Paradiesen und goldenen Zeitaltern, die einstmals waren, in denen eine noch glücklichere Menschheit lebte, fließen zuletzt doch wohl aus einer Quelle. Und diese Urgefühle haben vielleicht auch mehr Recht noch als die Ergebnisse neuzeitlicher Wissenschaft, welche uns diesen Glauben an die versunkenen Bimini-Inseln und Atlantiswelten so arg zerschlagen haben.

Am Neujahrstage erwachte das Jahr mit allgemeinen Prositrufen und den Glückwünschen: „Fröhlich Neujahr," die auch auf der Straße Unbekannte miteinander austauschten und von der lieben Jugend jedermann in die Ohren geschrien wurden. Braune, warme, duftende musgefüllte Krapfen gehörten nach alter Sitte zur Feier des Jahresbeginns. Und bald darauf endete die Weihnachtszeit mit dem heiligen Dreikönigstage, an dem auch wir evangelische Kinder, trotz des Haders der Konfessionen, in die katholischen Kirchen wanderten, um leuchtenden Auges die dort aufgebauten Krippen mit ihren kunstgeformten Wachsfiguren anzustaunen und Caspar, Melchior, Balthasar, den drei Weisen aus dem Morgenland, unseren Zoll andächtiger Verehrung darzubringen. Tiefer aber noch ging der Wunsch, wenn man doch so schöne Sachen als Spielzeug haben könnte.

Vom tollsten und ausgelassensten Festrausch aber wurde auch die sonst so schweigsame Westfalenseele in der Karnevalszeit befallen. Von morgens bis

tief in die Nacht hinein herrschte auf den Straßen und in den überfüllten Wirtshäusern das wilde und turbulente Treiben. Alle rheinländischen und Kölnischen Geister waren in die Münsterschen hineingefahren, und selbst die Bogenjungfrauen, die Vorbilder weiblicher Tugend und Sittsamkeit, kreischten nur lachend auf, wenn sie von Maskierten jählings überfallen, stürmisch umarmt und geküßt wurden. Männlein stolzierten in Weibertracht und Weiblein hatten Männerhosen angezogen. Von denen, die von der Larve geschützt, nur ihre Jacken umgekehrt hatten, oder in Schlafröcken, mit Zipfelmützen und langen Pfeifen, in blauen Bauernkitteln umherliefen, bis zu den Harlekins und Hanswürsten, Spaniern, Türken und Indianern gabs für das Kinderherz gar viel zu staunen, zu lachen und zu entsetzen. Als gespenstischste Wesen aber hafteten mir in der Jugenderinnerung die schrecklichen Riesen, die den Kopf mit einem Weibernachtmützchen bedeckt, bis in die ersten Stockwerke emporragten und dort gravitätisch in die Fenster hineinnickten. Im Mittelpunkt des Karnevalstreibens stand der große Umzug, der Handwerkzünfte, in dem die Metzger nach Jahrhunderte altem Gildenrecht die erste Rolle spielten. Fast wie spanische Toreros gekleidet, ritten sie auf ihren buntgeschmückten Pferden an der Spitze des Zuges, und da gabs ein wildes Kreischen, Jammern und Flüchten, wenn sie wüst, übermütig ihre Tiere unter die Bogen am Markt in das dichteste Menschengewühl hineintrieben. Auch von der Tollheit der Fastnachtszeit, wie sie noch in den Zeiten meiner Kindheit in meiner Vaterstadt herrschte, verspürte man später und besonders heut nicht mehr viel. Auch die alten Faselnächter scheinen dem langsamen Ausstreben verfallen zu sein. Vielleicht ergeht es ihnen noch, wie es mir bei meinem ersten Ausflug ins Maskenland, als vierjährigem Büblein erging. Wie herrlich hatte ich mir das vorgestellt. Was für Kapriolen wollte ich treiben und wie mit der Pritsche umherschlagen. Lieschen Groschen würde mich gewiß nicht erkennen und, wenn ich mich zuletzt doch demaskierte, nur ganz Staunen und Verwunderung sein. Lange bat und bettelte ich beim lieben Mütterlein, bis sie zuletzt mich ausstaffierte. Eine mit rotem Papier beklebte hohe Pappschachtel saß auf meinem Kopf als Zylinder, eine Maske mit langer Nase machte mich unwiderstehlich. Mit einem übermütigen Juchzer sprang ich die Treppe herab, ... aber kaum hatte ich die Haustür geöffnet, da fiel mir das Herz in die Hosen und die angeborene Schüchternheit wälzte sich zentnerschwer auf meine Seele. Scheu und ängstlich drückte ich mich an den Hauswänden entlang bis zur nächsten Straßenecke. Gott sei Dank, niemand bemerkte mich, achtete auf mich. Nach fünf Minuten kehrte ich wieder heim in die gewohnte bürgerliche Welt, tief enttäuscht von den seligen Karnevalsfreuden.

Im Zeichen eines Riesenkatzenjammers erwachte auch Münster, die Bischofsstadt, am Aschermittwochmorgen und tat Buße. Der erste Weg ging zur

Messe, wo man sich das Aschenkreuz auf die Stirne malte. Die stillen Wochen, die Fastenzeit begann. Aber auch der Frühling erwachte, und wenn die ersten warmen Märzsonnentage die Straßen mit ihrem Lichte vergoldeten, dann betrieb die Jugend die uralten Spiele ferner heidnischer Vorzeiten mit inbrünstigem Eifer. Mit Kreide machten wir „Himmel und Hölle" auf das arg holprige Pflaster und übten die Hupfweisen vom Morgen bis zum Abend aus. Die Wettkämpfe begannen, wer die meisten bunten Beskes, wie bei uns die Murmeln, die Knicker hießen, den anderen abgewann. Die Glasbeskes standen dabei in höchstem Preis und Ansehen. In jedem Jahre um dieselbe Zeit hoben die Spiele an, und ein paar Wochen lang schienen Knaben und Mägdelein keine andere Lust zu kennen, als „Himmel und Hölle" oder Beskes zu gewinnen, oder die Reifen, die Hasseln, Straße ab, Straße auf dahinzutrudeln. Frühlingsspiele waren es, und wie mit einem Zauberschlage verschwanden sie auch wieder.

Der Karfreitag kam, der Tag der großen Stille und des strengsten Fastens. Auch die Glocken durften nicht läuten. Aber an ihre Stelle trat das Rasseln der hölzernen Karfreitagsratschen, und mit der Stille war es doch nicht weit her. Mit solchen Handratschen bewehrt, lief die liebe Jugend straßauf und straßab, um sie plötzlich auf die Vorübergehenden loszulassen und einen Höllenlärm zu machen wie zur Fastnacht. An den Ostertagen zog man auf den Eiergewinn aus. Nicht Zucker- oder Schokoladeneier, – wirkliche Hühnereier nur, doch bunt gefärbt und zierlich bemalt, waren der Festzeit Symbol. In allen Häusern und draußen in Wald und Flur wurden sie versteckt, und des öfteren so gut, daß sie niemand mehr wiederfinden konnte. Auch das Eiertippen wurde eifrig betrieben. Wessen Eierschale zerbrach, hatte das Ei dem andern zu überliefern, dessen Schale heil geblieben. Ach, sie waren ja noch so billig, diese Eier, die allergewöhnlichste Volksspeise, auch dem Aermsten zugänglich. Heute, im verhungernden Deutschland, wo sie zur kostspieligen Delikatesse geworden, kann man auch Ostern nicht mehr feiern. Versunkene Atlantis. ...

Der Frühling und Sommer wurden die Zeit zahlreicher Kirchenprozessionen. Weihrauchdüfte quollen in den Straßen, die im Festschmuck prangten und mit grünem Schilf belegt wurden. Fromme Gesänge stießen zum Himmel empor, Musik ertönte. Aus allen Fenstern flatterten die rotweißen münsterschen und die gelbweißen päpstlichen Fahnen. Birkenbüsche zogen sich an den Hauswänden entlang. Und hier und da war ein Altar mit dem Muttergottesbild aufgebaut, vor dem die Prozession länger verweilte, um eine kurze Messe anzuhören. Und wenn der Himmel kam, der Bischof oder Weihbischof, würdig mit dem Allerheiligsten, der Monstranz, unter purpurnem Baldachin einherschreitend, fiel ringsum die Menge der Gläubigen andächtig in die Knie nieder. Die große Prozession, die zu dem zwei Stunden entfernten Telgte

wallfahrtete, wo die schwarze Muttergottes von Telgte als ein besonders wundertätiges und gnadenkräftiges Bild die höchste Verehrung seit Jahrhunderten genoß, eine alte Prozession zur Bannung und Abwendung der Pest, stand im Mittelpunkte dieser Feiern. Mit zwiespältigen Gefühlen blieben wir Protestantenkinder dabei zur Seite. Eigentlich war es recht feierlich und schön. Die eigene Kirche verstand sich nur nicht darauf, in dieser Weise die religiösen Gefühle zu beleben. Aber belehrt waren wir dahin, es sei nur leerer, äußerlicher, schädlicher Pomp, Götzendienst und papistischer Kultus der Sinne. In den jungen Jahren religiöser Hochglut legten wir auch viel Wert darauf, Bekenner zu sein, und die Mütze auf dem Kopf, die Hände in den Hosentaschen, unsere Verachtung an den Tag zu legen. Wurde uns von Fanatikern der Gegenpartei die Mütze vom Kopfe geschlagen, gab's Püffe, Stöße, dann sonnten wir uns im Glanze unseres Märtyrertums. Leider hatte auch die große Prozession die Wirkung, daß am Abend die Telgter Landstraße besonders reich von torkelnden und betrunkenen Gestalten war, was uns zu besonders höhnischen Bemerkungen erwünschte Anregung gab.

*

Zweimal im Jahre feierte man „Send". Der nackte Arm mit dem Marktschwert in der Hand wurde zum Zeichen dessen am Rathaus aufgesteckt. Voller Erwartungen schlug unsere Kinderseele, wenn auf dem Domplatz die Buden aufgeschlagen wurden und wir zwischen all den vielen schätzebergenden Kisten neugierig uns drängelten. Wie Weihnachtszauber hing es in den Lüften. Da konnte man kaufen, alles, was das Herz begehrte, wenn nur das Geld da war. In den Kuchenbuden mit den Zuckerzigarren, Borgholzhausener Pfeffernüssen und bunten lebzeltenen Herzen und ihren verliebten Sprüchlein verwirklichte sich das für Hänsel und Gretel so verführerische Haus der Märchenhexe. Von allen Richtungen war das fahrende Volk zusammengeströmt, und die Seiltänzerbude, die Frau ohne Unterleib, der Bärenmensch, jeder lockte mit gleichen Gewalten. „Zwei Groschen der Eintritt, Militär ohne Charge und Kinder die Hälfte. Viel Geld, aber nicht für das, was es hier zu sehen gibt!" schrie es mit heiseren Stimmen von allen Seiten.

> „Leute, hört die Mordgeschichte,
> die sich zugetragen hat",

gellte mit fürchterlicher Weiberstimme zur Drehorgel dazwischen der Abgesang der neuesten Moritat, auf Leinewand in grellsten Farben gemalt. Gruseln erregte es aber doch. ...

Im elterlichen Hause war Schmalhans der Küchenmeister, und wir Kinder genossen von all den schönen Dingen mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit. Doch auch mit unserem Sendgroschen in der Tasche fühlten wir uns

durchaus als Könige. Nach altem Brauch in der Familie wurden all die Lumpen, die sich angesammelt hatten, am Sendtage zusammengesucht und von uns Kindern nach Schütte in die Papierfabrik getragen. Der Erlös gehörte uns, und es kam dabei auf jeden Kopf zumeist ein ganzes „Kaßmännken", das 2½ Silbergroschenstück, für das man sich schon eine ganze Menge kaufen konnte. Der Besuch des Sendes an der Hand von Vater und Mutter brachte auch noch mancherlei gute Gaben. Der Vater hatte freilich ein besonderes Geschick darin, daß er, wenn er für uns eine Tüte mit Pfeffernüssen gekauft hatte, zumeist ein fremdes Kindlein bemerkte, welches in zerlumptem Kleidchen mit besonders sehnsüchtigen und frierenden Augen all die schönen Sachen bewunderte. Er dachte dann an seine eigene schwere Jugend, und drückte dem fremden Kinde, nicht uns, die Düte in die Hand. Und wir fanden das auch ganz in der Ordnung und sahen zu unserem Papa mit besonderem Respekt herauf.

Der Herbst brachte dann das Lambertusfest. Lange vorher sammelte die Jugend auf den Straßen bei allen Vorübergehenden die Gaben dazu ein, und forderte ihren Zoll: „'Nen Penninke füör Lambertus." Davon wurden dann die mit Laub umwundenen und fähnchenbesteckten Pyramiden erbaut, die des Abends im Lichte ihrer ölgefüllten „Lampiönkes" erstrahlten. Alte Urbilder des Weihnachtsbaumes: Um sie tanzten Alt und Jung im Kreise umher, unter dem Gesange alter Weisen, ganz feststehender, immer derselben Lambertuslieder, die man eigentlich nur an diesem Abend hörte:

„Lambertus soll liäwen,
He hätt uns so leiw, ...
Lange, lange Riege,
Twintig in die Stiege,
Twintig in den Hollerbusch, ...
Kiek, Anne-Mariesken ...["]

hieß es da, dunkel, absurd, mystisch, wie aus Urweltszeiten als Zauberspruch hervorklingend. Der ganze Katechismus war in Memorierverse gebracht, und einförmig wiederholten sich die Strophen:

„Guter Freund, ich frage dir:"
[„]Bester Freund, was fragst du mir?"
„Sag mir, was ist Eine?"
„Einmal ein ist Gott allein,
Der da lebt, der da schwebt
Im Himmel und auf Erden ..."

Und so ging es weiter, von 1 bis 12: „Zwei Gesetzestafeln, drei Patriarchen, vier Evangelisten, 5 Bücher Moïses, sechs Krüg mit totem Wein schenkt der Herr zu Kana ein, sieben Seligkeiten ... Wie ein Klang aus der Zeit der Bau-

ernkriege hörte sich die melancholische Weise an vom Edelmann, der zum Tor hinauseilt", und die dustere, blutige Ballade von der Gräfin Orlamünde, die um des Liebsten willen ihre Kinder ermordet, wurde mit tiefer Wehmut gesungen in langgezogenen klagenden Tönen: „O – oh – ohr – la – mün – de" ... Das Ganze, ein Gemisch von altgermanisch-heidnischen und christlichen Erinnerungen, wurde dann auch von der Polizei aus den Straßen verbannt und verschwand aus der Reihe alt-münsterischer Feste ...

In der Weihnachtsnacht strahlte noch nicht überall der Tannenbaum im Lichterglanz. Manche alteingesessene katholische Familie wollte von der neuen Sitte noch nichts wissen. Hier feierte man dafür am 6. Dezember den heiligen Nikolaus, zu dem die „Nikolauskiewokles" gebacken wurden aus Honig und Zimmetteig, der zu allerhand Gestalten von Menschlein und Tierlein geformt wurde. Sie durften auch späterhin auf meinem Weihnachtstisch niemals fehlen. ... In der Feier der Sylvesternacht beim dampfenden Punsch klang dann das festliche Jahr aus. Im Elternhaus wurde die Stimmung erhöht durch das Gedächtnis an den Hochzeitstag von Vater und Mutter. Für uns Kinder gab es da sogar chinesischen Thee zu trinken, was uns als besondere Seltenheit und Kostbarkeit galt.

So ungefähr sah der festliche Fixsternhimmel aus, der sich über meinen Kinder- und Jugendjahren wölbte und alljährlich immer wieder dieselben Freuden- und Seligkeitsstimmungen mit sich brachte.

Jugenderinnerungen

In meinen ersten Lebenserinnerungen steigt das Bild der Ritterstraße in Münster herauf. Der Name entsprach nicht ganz der Sache, und von den Adelshäusern der Stadt sah man hier nichts. Kleinbürger, Handwerker wohnten ringsum in den schmalen niedrigen, ein Stockwerk hohen Häusern. Holperig war das aus Feldsteinen gemauerte Straßenpflaster, und an beiden Seiten zogen sich die Gossen hin, in denen das trübe Abflußwasser stand. Bei Regenwetter schwollen sie an, das Wasser überflutete die Straße, und für die Kinder hob lustiges Treiben an. Sie machten „Kütenparade", krempelten die Buchsen hoch, wateten mit nackten Füßen und Beinen im schlammigen Feucht und ließen Papierschiffchen schwimmen. Warme Dämpfe quollen allmittäglich ringsum aus den Küchen, und jeder wußte, was es bei den Nachbarn ringsum an jedem Tag Köstliches zu schmausen und zu essen gab.

Das Haus, in dem die Eltern wohnten, war vielleicht das stattlichste und fürnehmste auf der Ritterstraße. Es gehörte dem Glasermeister und Anstrei-

cher Brinkmann, einem kleinen freundlichen, quecksilbern beweglich alten Herrn mit faltig zerkniffenem Gesicht. Eine zahlreiche Kinderschar tutete und quäkte, lärmte, lachte und tummelte sich auf den Treppen, den Gängen, im Hofe des Hauses. Die drei Familien, welche das Vorderhaus bewohnten, die Brinkmanns, die Lemkes, die Harts, und im Hinterhaus die Familie Schaar, huldigten alle und lebten dem Gotteswort der Bibel: Seid fruchtbar und mehret euch!

Auf der steinernen Treppenstufe vor der Haustür seh ich mich sitzen. Bilder und Gefühle des Mitleidens sind mir als früheste im Gedächtnis hängengeblieben. „Hildebrands Kracke", tönt es höhnend mit frechen Knabenstimmen über die Straße herüber an mein Ohr, „olle Kracke, olle Kracke, oho", und schräg gegenüber aus dem Fuhrgeschäft von Hildebrand wird ein alter dürrer Schimmel hervorgezogen und vor den Wagen gespannt. Auf einem Auge ist er blind, spitz stehen ihm alle Knochen aus dem Leibe hervor. Das ganze Elend der hilflosen Kreatur liegt über dem im Arbeitsjoch lahm und steif gewordenen Gaul. Mir ist's, als säh er mich lange an mit todestraurigen Blicken. Für die andern Buben auf der Straße aber ist Hildebrands Kracke steter Gegenstand der Schadenfreude und kleiner Quälereien, und wenn alle Peitschenhiebe das kraftlose Tier nicht mehr von der Stelle zu bringen vermögen, dann suchen sie in den Taschen nach Pulver und geben den Rat: „Steck'n doch 'n Sisemännken unner'n Stiärt, dann löpp he wie'n Deiwel!"

Das andre Opfer der Ritterstraße ist Itzig Löwenstein. Er zählt fünf bis sechs Jahre, und im Traum der Erinnerung trägt er unter jedem Arm, es eng an sich drückend, ein kläglich meckerndes, schwarzweißes Zicklein. Mit ängstlich weit aufgerissenen Augen flüchtet er die Straße hinab, verfolgt vom Geschrei der Jugend: „Hepp, hepp, Judenjunge", und auch sein Blick greift mir in die Seele, wie der von Hildebrands Kracke. Als Gerücht ging es sogar umher, daß Althändler Löwensteins, die Lumpen und Papiere sammelten, Ziegenbraten äßen und Ziegenmilch tränken, eine Zumutung an einen Münsterschen Magen, die ihre Pariastellung einigermaßen rechtfertigte. Umsonst aber, wenn ich als Dreijähriger Itzigs Partei ergriff. Bei der Überzahl der Feinde gab es für mich nur gründlichste Keile.

Wie in einer Märchen- und Wunderwelt sahen sich meine Kinderaugen zuerst staunend ringsumher. Wie ein Zauber und Geheimnis lag es über allen Dingen, und jegliches war seltsam zu schauen. Etwas Spukhaftes dämmerte in den Gängen des Hauses, und nachts fuhr ich wohl des öftern vom Schlafe entsetzt auf. Mir war's, als hätte sich in der Wand über mir ein viereckiges Loch geöffnet, und ein gräulich hexisches Gesicht stierte auf mich herab, ein langer fleischloser Arm angelte nach mir. Die Hinterseite des alten, grauen Domes vor allem war für mich eine Stätte, wo hinter verschlossenen Türen,

vergitterten Fenstern lauter Geister und Gespenster spukten, und nur scheu flüchtete mein Fuß vorüber an den dunkeln, schweren und lastenden Wänden und Mauern in den stillen Winkeln hinter dem Dom. Eine Wunderwelt war aber auch das saubere und blitzblanke Zimmerchen unsers rotblonden, immer fröhlich lachenden Hannchen Hirte, die als junge Nähterin in meinem Elternhaus fleißig die Hände regte, während die Mutter als alte Waschfrau Chamissos im großen Bottich das weiße Linnen wieder sauber spülte. Am schmalen Fensterlein dort wuchsen der Blumen gar viele, ein Kanarienvogel sang und zwitscherte im grünen Bauer; das Herrlichste aber war ein kleines Völkchen munterer possierlicher Meerschweinchen, die beweglich im Zimmer und unter dem jungfräulichen Bett hin und her huschten. Hannchen hatte aber auch immer ein Bildchen oder ein Stück Zucker für uns übrig ... Auf den Zehen trete ich leise an das weiße, mit Blumen bestreute Totenbett von des Hauswirts früh verstorbenem sechzehnjährigen Töchterlein und verspüre zum erstenmal etwas vom dunkeln Schauer und all den Fragen und Rätseln des Lebens und des Todes.

Doch recht früh schlägt für mich der Pflichten und des Dienstes allzu gleich gestellte Uhr. Und als dreijähriger Knirps wandere ich bereits zur Schule, zur Spielschule auf dem Horsterberg, in den gefährlichen Winkeln hinter dem Dom. Fromme Schwestern des Kaiserswerther Diakonissenhauses, schneeweiße Leinwandhauben auf dem Kopf, in blauen Kattunkleidern walten dort ihres Amtes und haben die Schar der Jüngsten in ihre Obhut genommen. Wir lernen kleine Gebete und Verse aus dem Gesangbuch hersagen, singen mit Kinderstimmen fromme Liedlein zum Preise des Allmächtigen und versenken uns in die ersten Anfangsgründe von Lesen und Rechnen. Weihnachten 1862! Da trete ich zum erstenmal an die Öffentlichkeit und stehe für eine Minute lang im Mittelpunkt einer festlich gestimmten Versammlung. Ich bin dazu auserwählt, den Dank der Kinderschar für die Gaben und all das Gute, die frohe Weihnachtsbescherung den lieben Eltern und der Schule darzubringen. Die Verslein habe ich noch heute nicht vergessen. Mit ausgestrecktem nach dem Himmel gerichteten Zeigefinger, der dann mit jähem Ruck waagerecht auf den lichterstrahlenden Tannenbaum zufährt, gebe ich mein Sprüchlein zum besten:

Seht ihr den Christbaum strahlen
In seiner hellen Pracht?
So kann ihn keiner malen.
Für uns ist er gemacht!
Oh, welche große Freud'
Ward uns bereitet heut,
Uns kleinen Kindern hier –
Nehmt unsern Dank dafür,
Nehmt unsern Dank dafür!

Und damit klappte ich zweimal wie ein Federmesser ehrfürchtiglich zusammen. Einen prachtvollen Kinderdegen aus Blech trug ich als köstlichstes Geschenk von der Bescherung heim.

Leider endete das eine Jahr meines Besuchs der Spielschule mit einem Mißklang. Herbst 1863 zog ich in die unterste Klasse der Elementarschule ein. Stolz trug ich nunmehr einen richtigen Schultornister mit Schiefertafel, Griffelbüchse und der Fibel auf dem Rücken. Mein erster Gang am Schulanfangsmorgen nach Beendigung des ersten Unterrichts führte mich noch einmal von der Pferdegasse zum Horstelberg hin, um mich dort in meiner neuen Würde bewundern zu lassen und den bisherigen Schulgenossen und -genossinnen den ganzen Abstand zum Bewußtsein zu bringen, der mich nunmehr von ihnen trennte. Durch das Gitter des eisernen Tores rief ich den auf dem Hof Spielenden einige geringschätzige Bemerkungen über dumme Blagen zu, die noch in der Spielschule sitzen müssen, und bekräftigte meine Verachtung damit, daß ich lang meine Zunge gegen sie ausstreckte. Hoheitsvoll lächelnd und die Hände in die Hosentaschen steckend, wehrte ich ihren Weh- und Racheruf ab: „Oh, das sagen wir der Tante, du ungezogener Junge du", und meinte nur achselzuckend: „Eure dumme Tante hat mir jetzt gar nichts mehr zu sagen, bäh." Doch schon eilte diese herbei, packte mich trotz allem Widerstand beim Kragen und schleppte mich ins Kohlenkämmerchen, wo ich dann eine Stunde lang eingesperrt darüber nachdenken konnte, allwo in diesen Lebensläuften eine schnöde Vergewaltigung beginnt und ein heiliges Erziehungsrecht anhebt.

Vierundeinhalb Jahre alt, saß ich nun auf den Bänken der Elementarschule, ein braver, stiller und fleißiger Schüler, der zu Strafen ganz und gar keine weitern Anlässe gab. Die Frömmigkeit, die im lieben Elternhaus herrschte, war als ein Erbteil auch auf mich übergegangen, und an jedem Sonntagmorgen vereinigte eine längere Andachtsübung die Familienmitglieder beim Morgenkaffee zu stiller Beschaulichkeit. Ihren Mittelpunkt bildete die Vorlesung des hundertunddritten Psalms, welche sich die ganze Jugendzeit hindurch, so lange ich im Elternhaus verweilte, ständig und ohne Abwechslung wiederholte, so daß ich ihn recht bald völlig im Gedächtnis hatte und auch heute noch ohne Stocken hersagen kann. Das einleitende Gesangbuchlied aber wechselte dafür an jedem Sonntag, und mein Bruder Heinrich, der Erstgeborene, hatte das Vorrecht, stets die Auswahl zu treffen und das zu lesen, was ihm gerade am schönsten dünkte. Mit einem Segensspruch des Vaters schloß die Feier, und eifrig streckten sich dann unsre Hände nach den lecker bereiteten Butterbroten aus.

Als ich sechs Jahre zählte, faßte ich mit meinem Bruder Heinrich, der um dreiundeinviertel Jahr älter war, den Plan, die ganze Bibel auswendig zu lernen.

Damit sind wir freilich nicht gerade weit gekommen, und der Eifer versagte bald, nachdem wir uns die ersten Kapitel des Ersten Buches Moses zueigen gemacht hatten. Ein recht größenwahnsinniger Traum war eine der Früchte dieser inbrünstigen Beschäftigungen. Ich träumte, ich sei gestorben, und kam in den Himmel. Allzu vornehm und glänzend sah er freilich ganz und gar nicht aus, sondern sah täuschend ähnlich dem schmalen blaugetünchten Gang, der in der elterlichen Wohnung zwischen den einzelnen Zimmertüren hinführte. An dessen Ende war eine Holzestrade aufgebaut, auf der sich drei Lehnsessel befanden. Auf dem mittlern, über den andern etwas erhöht saß Gottvater mit langem weißen Bart, zu seiner Rechten Gottsohn und zur Linken der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube. Gleich als ich in den Himmel eingetreten war und eine fromme Verbeugung gemacht hatte, sagte Gottvater: „Christus, steh auf! Julius Hart will dort sitzen. Mach ihm Platz!" Als ich am andern Morgen beim Kaffeetisch unschuldsvoll mein Erlebnis erzählte – schwapp, bekam ich von väterlicher Hand eine schallende Ohrfeige: „Infamer, frecher Bengel, du!"

Die Jahre kindlich religiöser Schwärmerei und eifrigsten Kirchenbesuches gingen bei mir allerdings recht frühzeitig schon zu Ende. Als Neunjähriger wurde ich bereits zum Freigeist bekehrt. Natürlich durch meinen Bruder Heinrich. Allzuviel Überredungskunst baruchte er dabei nicht einmal anzuwenden. Er selber hatte einen Roman der Wilhelmine von Hillern gelesen: Ein Arzt der Seele. In diesem erzählt die Verfasserin, wie ihr Held, ein Arzt, vom Atheismus bekehrt und zum frommen Glauben der Kirche wieder zurückgeführt wird. Auf meinen Bruder übte aber die Lektüre des Buches eine gerade entgegengesetzte Wirkung aus, und alles, was in diesem gegen den Atheismus gesagt wurde, brachte bei ihm umgekehrt den frommen Glauben, der bis dahin bei ihm noch unangetastet dastand, zu völligem Zusammenbruch. An einem frühen Morgen in den Ferien lagen wir im Bett nebeneinander, als mich die Stimme meines Bruders aus dem Schlaf weckte. Lateinische Worte schlugen an mein Ohr. Gerade eben war ich in ihre ersten Geheimnisse eingedrungen. Quem amas tu magis, me vel deum? fragte mich mein Bruder. Er hielt es doch wohl für besser, die heikle Frage mir in fremder Sprache vorzulegen. „Wen magst du lieber leiden, mich oder Gott?" Sie brachte mich völlig aus der Fassung, und hilflos, verlegen starrte ich meinen Bruder an. Erst nach einer Weile brachte ich stotternd mit weinerlicher Stimme heraus: „Ach, so was darfst du doch gar nicht sprechen, Männe, das ist ja Sünde ..." Aber unerbittlich wiederholte er noch einmal: Quem amas tu magis, me vel deum? Einige Zeitlang sträubte ich mich noch. Aber als er zum dritten Male, mit immer strengerer Miene fragte, da antwortete ich zitternd, wie es der Katechismus vorschrieb: „Ich mag Gott lieber leiden".

„Hah!" sagte mein Bruder: „So, dann kannst du ja auch mit deinem Gott spielen gehen. Ich will weiter nichts mehr mit dir zu tun haben." Und er warf sich auf die andre Seite und drehte mir den Rücken zu. Da gab es dann freilich keine Wahl mehr. Ich war bekehrt. „Nein", sagte ich, „ich mag dich doch mehr leiden", und es fiel mir damit ordentlich eine Last von der Seele. Mein Bruder aber begann mir eifrig zu beweisen, daß es einen Gott gar nicht gebe und [dieser] nur eine Erfindung der Menschen sei.

Einige Tage lang ging ich dann noch immer mit gedrückter Seele umher. Im Geiste schwante mir allerhand Unheil, das nun zur Strafe über uns hereinbrechen würde. Eine schwere Krankheit träfe die Eltern oder eines der Geschwister, oder der Tod sogar suche unsre Familie heim. Ein Blitz schlage ins Haus ein, oder durch Brand würde es völlig zerstört. Aber nichts geschah, und alles ging im üblichen Gleis weiter und vorüber, als wäre nichts vorgekommen. Und ich war völlig beruhigt. Die ganze Weltordnung kümmerte sich offenbar herzlich wenig darum, ob ich Gott leiden mochte oder nicht. Die religiöse Krise meiner Kinderjahre war damit endgültig für mich erledigt. Nur mit Kinderaugen sah ich jetzt nicht länger mehr in der Welt umher.

Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen

In meinen ersten Kindheitserinnerungen, wie im Traume, steigt das Bild der Ritterstraße in meiner Vaterstadt, dem hilligen, dom- und kirchenreichen Münster in Westfalen, auf, einer der schönsten altertümlichen Städte des Deutschen Reiches. Eine enge Straße war es, wo die kleinen Leute wohnten, Handwerker, Beamte. Das Haus des Anstreichmeisters Brinkmann, in dem meine Eltern einige Zimmer zur Miete bezogen hatten, war noch das stattlichste alldort, bevölkert von einer reichen Kinderschar der Hauseigentümer, der verschiedenen Mieterparteien, der Familien Lemke und Star, unsern frühesten Jugendkameraden, deren fröhlicher Lärm tagsüber Korridore und Räume erfüllte.

Ich selber war der dritte Sproß im Hause Hart. Zwei Brüder waren mir vorangegangen. Als Ältester mein Bruder Heinrich, mit dem ich von erster Jugend an bis zu seinem Lebensende (1906) besonders innig verbunden war. Als Regierungs-Supernumerar hatte mein Vater damals die unterste Stufe im preußischen Verwaltungsbeamtendienst „erklommen", und meine Mutter, in Wetzlar geboren, mit allen frohen rheinischen Temperamenten begabt, hielt bei knappstem Geld als genialste Haushaltungskünstlerin uns alle in peinlicher Ordnung und Reinlichkeit und guter Kost. Das Bad am Samstagabend, wobei

die ganze Kinderschar zu gründlicher Säuberung in den Holzbottich gesteckt, abgeseift und gescheuert, mit frischer Wochenwäsche versehen wurde, war noch eine heilige Überlieferung im kleinbürgerlichen Haushalt.

Als mein erstes großes Lebensereignis taucht unwandelbar in meinem Geist Hildebrands Kracke auf, ein alter halbblinder, verhungerter Schimmel, dem alle Rippen aus dem Leibe standen, der immer wieder unter lautem Hohn und Spott der Straßenjugend in mühseligem Tagewerk daherkeuchte. Für mich ein Bild des Jammers der Kreatur, alles Mitleid erweckend. Und der kleine Itzig Löwenstein, eine junge Zicke unter den Arm gepreßt, läuft mit ängstlich hilfeflehenden Blicken über die Straße, verfolgt von dem Schimpfen gleichaltriger Jungen: „Hepp, hepp, Judenbengel!" Von Löwensteins aber sagten die Nachbarn, sie äßen Ziegenfleisch – ein Greuel für einen Münsterischen Magen. Mein Eintreten für Itzig nimmt auch für mich ein schlechtes Ende. Ich ziehe unbedingt den kürzeren.

Der regelmäßige Schulbetrieb nahm mich frühzeitig in Beschlag. Mit der Kleinkinderspielschule, die von den Kaiserswerther Diakonissinnen am Horsteberg hinter dem Dome geleitet wurde, hub es an. Eine etwas gespenstische Gegend für mich. Schaudernd schlüpfte ich an den vergitterten Domfenstern vorüber, hinter denen meine Phantasie gräßliche Hexengestalten witterte, die mit langen, dürren Armen nach mir angelten. Hier trat ich auch zum erstenmal vor der großen Öffentlichkeit auf. Zu der Weihnachtsbescherung in der Schule wurde ich ausgewählt, den Dank der Kinder in schönen Verslein zum Ausdruck zu bringen:

„Seht ihr den Christbaum strahlen
In seiner hellen Pracht?
So kann ihn keiner malen!
Für uns ist er gemacht.
O welche große Freud'
Ist uns bereitet heut,
Uns kleinen Kindern hier!
Nehmt unsern Dank dafür,
Nehmt unsern Dank dafür ..."

Dann klappte ich wie ein Taschenmesser zusammen und wurde mit einem stolzen Soldatensäbel, mit Honigkuchenherz und Pfeffernüssen beschert.

Leider endete diese meine erste Schulperiode mit üblem Nachklang. Als ich im Herbst des nächsten Jahres zur Elementarschule aufstieg, schloß mein erster Schultag damit, daß ich, hochmütig geschwollen, zum Horsteberg eilte und gegen die auf dem Hofe spielenden Kinder durch das Eisengitter lang die Zunge bleckte. Auf deren Geschrei: „O, das sagen wir der Tante, das sagen wir der Tante", hatte ich nur ein verächtliches „Eure dumme Tante hat mir gar

nichts mehr zu sagen" zur Antwort. Aber schon packte mich diese ans Schlafittchen und sperrte mich für eine Stunde ins Kohlenkämmerchen.

Die Zeit der großen Kriegsjahre, in denen ein völlig neues Deutschland geboren wurde, übte natürlich auch auf unsre Kinderjahre den tiefsten Eindruck aus. Zuerst 1864 der Krieg gegen Dänemark. Begeistert sangen wir das große Kampflied des Jahres: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen". Freilich, was hieß eigentlich Schleswig-Holstein „stammverwandt"? Wir sangen dafür: „Schleswig-Holstein, stampf an die Wand ..." Das hatte doch mehr Sinn. Alsen und Düppel aber waren völlig selbstverständlich.

1866 sah es freilich in Münster noch recht finster aus. Der Preuße war für die alteingesessenen Einwohner noch der vollkommene Gottseibeiuns. Man lebte noch immer nur im alten Bistum Münster und in einer Bischofstadt, respektierte nur die Kirche als die von Gott gesetzte Ordnung. Ein Frevel aller Frevel war die Besetzung Hannovers durch die Preußen unter Vogel von Falkenstein. Man sang öffentlich Spottlieder auf ihn:

> Kommt ein Vogel geflogen
> Ins hannöversche Land,
> Hat gestohlen, hat geroben –
> Er wird Preuße genannt ...

Alle Sympathien gehörten den Österreichern, und nur ihnen wünschte man den Sieg. Als zuerst das falsche Gerücht sich verbreitete, daß die Preußen bei Königgrätz eine völlige Niederlage erlitten hätten, und das dreizehnte Regiment sei dabei völlig aufgerieben worden, prangte im Nu die ganze Stadt im festlichen Schmuck der Flaggen weißrot und weißgelb, der münsterischen und der päpstlichen Farben, obschon das dreizehnte Regiment ausschließlich aus Münsterschen Jungen bestand. Aber auch wir Kinder waren in zwei Parteien getrennt und prügelten uns auf den Straßen. Hie die katholsken Dummköppe – hie die luthersken Dickköppe.

Meine Kinder- und Jugendjahre im Elternhause stehen wie ein großer, goldener Traum von Licht, Frieden und Glück vor mir. Der Geist einer tiefsten, innerlichsten christlichen Frömmigkeit beseelte meine Eltern, und ihre Hand war immer offen für jeden Armen bei aller eignen Not. Mit einer feierlichen Morgenandacht wurde an jedem Sonntag das Tagewerk der Woche eingeleitet. Der 103. Psalm, immer wieder derselbe, leitete sie Jahr für Jahr ein. Eins von uns Kindern durfte dann ein von ihm ausgewähltes Gesangbuchlied vorlesen. Gebete des Vaters machten den Beschluß. Die ganze Bibel auswendig zu lernen, beschlossen feierlich mein Bruder Heinrich und ich und sahen darin das Ideal aller Ideale. Mit den ersten fünf Kapiteln aus den Mosaischen Büchern und einigen Psalmen wurden wir auch wirklich fertig.

Dann aber erlosch das fromme Bestreben in uns. Und es endete zuletzt, für mich recht frühzeitig schon, mit meinem zehnten Lebensjahre. Ich wurde von meinem Bruder zum Unglauben bekehrt. Schwer war es diesem nicht gerade geworden. Es war das Ergebnis eines kurzen Gespräches, als ich gerade eben in die ersten Geheimnisse des Lateinischen eingedrungen war. An einem schönen Herbstferienmorgen des Jahres 1869 lag ich mit meinem Brüderlein noch im Bett, als dieser sich plötzlich neben mir aufrichtete und meien Hand faßte. „Quem amas tu magis, me vel deum?" hörte ich ihn mit strenger Stimme fragen. „Wen magst du mehr leiden, mich oder Gott?" Zuerst war ich starr und entsetzt und wagte auf eine so gottlose Frage nicht zu antworten. Energisch wiederholte sie mein Bruder. „Ach, das darfst du doch gar nicht fragen!" stöhnte ich mit kläglicher Stimme. „So was sagt man doch nicht." Aber zum dritten Male heischte er gebieterisch: „Quem amas du magis ...?" – „Ich mag doch lieber Gott leiden", sagte ich endlich, wie ich es bis dahin gelernt hatte, nur nicht als freudiger Bekenner, sondern mit Zittern und halbem Weinen. „So, dann kannst du ja auch mit deinem lieben Gott nachher spielen. Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben." Das war allerdings eine fürchterliche Drohung, gegen die es länger keinen Widerstand gab. Einiges Drucksen noch, dann rang es sich mir ordentlich befreiend glücklich aus dem Munde: „Nein, Heinzelmännchen, ich habe dich doch viel lieber als Gott ..." Und eifrig machte sich mein Bruder daran, mir streng zu beweisen, daß es überhaupt keinen Gott geben könne.

Er selber war auch eben ein Neubekehrter. Ein unlängst erschienener Roman der Wilhelmine von Hillern, „Arzt der Seele", in dem ein Atheist zum frommen Glauben zurückgeführt wird, hatte auf ihn eine gerade umgekehrte Wirkung ausgeübt. Acht, zehn Tage lang nach diesem Morgen schwebte ich noch in ständiger Angst vor einem furchtbaren Strafgericht. Es würde das Haus abbrennen, der Vater oder die Mutter oder eins der Geschwister, die inzwischen auf sieben angewachsen waren, würde eines plötzlichen Todes sterben. Aber da von alledem nichts eintraf, atmete ich beruhigt auf in dem neuen Glauben, daß die Natur selber völlig gleichgültig verharre gegen alle Sekten- und Kuttenstreite menschlicher Religionen. Im elterlichen Hause aber tobten seitdem öfters erhitzte Dispute zwischen Vater und Söhnen über Gott und Unsterblichkeit.

Von früher Jugend an war ich ein eifriger Leser; Bücher waren meine liebsten Gefährten. Grimms Volksmärchen bildeten zunächst das Buch aller Bücher, das zuerst, wie wohl den meisten, auch mir die Schatzkammern des Geistes öffnete. Eine rechte Märchentante war auch unsre Dienstmagd Christine, der wir mit leuchtenden Augen lauschten, wenn sie uns noch einmal all

die schönen Geschichten von Schneewittchen, Aschenbrödel und Dornröschen erzählte, bunt gemischt mit allen möglichen andern Weisheiten und Überlieferungen des Volksmundes, mit denen sie vollgepfropft war.

Große Feierstunden gab es auch an jedem Sonntagabend, wenn wir zu Füßen des Vaters saßen, der, aus eigner Phantasie schöpfend, wild aufregende Rittergeschichten mit Kämpfen gegen Riesen, Zwerge und Zauberer, feuerspeiende Drachen erzählte und von gefangenen und befreiten Jungfrauen Wunderbares zu berichten wußte. Eines Tags kam dann aber doch die Ernüchterung. „Wie langweilig, immer dasselbe! Gerade in dem Augenblick, wenn es am spannendsten und gefährlichsten wird, dann kommt immer ein Wunder oder ein Zufall, und dann ist's auf einmal aus."

Eines Tags, als ich als Siebenjähriger aus der Schule nach Hause kam, fand ich dort ein Büchlein, in das ich mich gleich inbrünstig versenkte. Ich las es mit fieberhafter Aufregung. Aber es war doch noch zu lang, als daß ich es schon an einem Tage hätte bewältigen können. Mit beschleunigter Eile stürmte ich am nächsten Morgen aus der Schule heim, um es zu Ende zu lesen. Aber o weh! Es war nicht mehr da. Eine gräßliche Verzweiflung kam über mich. Wie konnte die Geschichte eigentlich enden? Heinrich hatte sich die Geschichte ausgeliehen und wieder zurückgegeben. Umsonst bat und bestürmte ich ihn in den nächsten Tagen immer wieder, mir das Buch doch ja noch einmal wieder zu besorgen. Er konnte es nicht. Alle Sehnsucht, den Schluß der Geschichte kennenzulernen, blieb unerfüllt. Meine ganze Jugendzeit hindurch wurde ich diesen Eindruck nicht los, und ich fragte mich immer wieder, was das wohl eigentlich für eine Geschichte gewesen, die mich so in Rausch und Entzücken versetzt hatte. Ich war schon zwanzig Jahre alt geworden, als mir eines Tags ein Buch in die Hand geriet, in dem ich zu blättern und zu lesen anfing. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Alte Erinnerungen, vergessene Gestalten tauchten auf. Kein Zweifel, das war das Buch meiner Kinderjahre: „Rosa von Tannenburg", vom Verfasser der „Ostereier", Christoph von Schmid.

Als Neunjähriger kannte ich keinen höheren Genuß als See- und Indianergeschichten, vor allem das Buch der Bücher, Coopers „Lederstrumpf", den ich neunmal hintereinander las. Im Walde bauten wir uns eine mit Moos ausgepolsterte Hütte und führten dort an den schulfreien Nachmittagen ein wildes Räuberleben, wie wir meinten.

Auch aus dem Elternhause wollten Bruder Heinrich und ich heimlich ausrücken, Schiffsjunge werden und so nach Amerika übersiedeln. Freilich nicht die Abenteuerlust und der „Lederstrumpf", sondern jämmerliche Schulangst gab dazu den eigentlichen Antrieb. Heinrich war immer ein fleißiger, tüchtiger Schüler gewesen, aber als er auf der Untertertia saß, wurde er plötzlich von

einem schweren Geist der Trägheit befallen. Er kam mit den Schularbeiten nicht mehr zustande. Als Gespenst aller Gespenster drohte es ihm, daß man ihn nicht versetzen würde. Er sah keine andre Rettung als die Flucht nach Amerika, in ein neues Leben. Ich nur sollte sein Genosse sein. Das verstand sich von selbst. Gegen den Willen meines Bruders gab es für mich keinen Widerstand. Einen Monat lang sammelten wir alle Brotkrusten in einem großen Leinwandbeutel und sparten die Reisekosten zusammen: ein ganzes „Kaßmännken", 2½ Silbergroschen oder 2 gute Groschen der damaligen Währung nach, war unser Reichtum. Und eines schönen Sommermorgens, in den Pfingstferien, schlichen wir uns heimlich in der ersten Morgendämmerung aus dem Hause. In einem Brief, den wir an den Spiegel steckten, nahmen wir schmerzlich gerührten Abschied. Einer Karte der Provinz Westfalen und von Nordamerika, die wir aus dem Schulatlas gerissen, vertrauten wir unsre Führung an. Sechs Stunden lang marschierten wir munter drauflos, dann aber war das Abenteuer zu Ende. Von einer schweren Last befreit, atmete ich auf, als Heinrich kläglich stöhnte: „Wir kehren doch wohl besser um", zumal da sich herausgestellt hatte, daß die vertrockneten Brotkrusten für unsern Hunger nicht genügten.

Unabwendbar war der schreckliche Tag, da Heinrich angstvoll sich mit dem Schulzeugnis nach Hause schlich. Gar so schlimm sah es nicht einmal aus. *Eine* Nummer 4, sonst in allen Fächern genügend. Der Schüler wurde versetzt. Aber ein Blick auf das Papier und die schlotternde Gestalt des armen Jungen genügten meinem Vater. „Urkundenfälschung." Das schlimmste Verbrechen nach der Meinung eines preußischen Beamten. In maßlosem Zorn zerknüllte er das Zeugnis und schlug es meinem Bruder rechts und links um die Ohren. Über Tische und Bänke, vom Stock geprügelt und verfolgt, sprang dieser, bis meine Mutter entsetzt dem Vater in die Arme fiel: „Um Gottes willen, du schlägst das arme Kind ja tot!" Dann ging mein Vater zum Professor, um sich zu entschuldigen, daß er in seiner Wut die Zensur zerrissen hatte, und um die Ausstellung einer Abschrift zu bitten. Er atmete auf. Wenigstens hatte er das böse Delikt aus der Welt geschafft. Das war die tiefste Absicht der schweren Züchtigung gewesen. Der Lehrer aber gab meinem Vater den Rat: „Nehmen Sie Ihren Jungen aus der Schule heraus! Er ist zu beschränkt und dumm. Zum gelehrten Studium taugt er nicht. Lassen Sie ihn Schuster oder Schneider werden." Viele Jahre später konnte es sich mein Vater nicht verkneifen, dem Herrn Professor dieses sein Urteil wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Zur Feier der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Abiturientenexamens war mein Bruder nach Münster gekommen, und sein alter Lehrer, der in seinen Mußestunden selber dichtete, als Sänger des „Westfalenliedes" sich bekannt gemacht hatte, hielt eine besondere Rede auf ihn, in der er diesen als Zierde

und Ruhm des Paulinischen Gymnasiums pries. Gleich nach jener exemplarischen Bestrafung aber brach bei meinem Bruder eine schwere Krankheit aus, die ihn dem Tode nahebrachte, eine Bauchfellwassersucht, die ihn viele Wochen ans Bett fesselte, lange schon in ihm gegärt hatte und die eigentliche Ursache war, daß er in der Schule so zurückblieb. Seitdem hat mein Vater nie wieder eins seiner Kinder geschlagen, und mein Bruder brachte im nächsten Schuljahr eine Nummer 1 und ein Praemium nach Hause.

Wie einmal die Zeit zu Ende ging, da wir mit seligem Entzücken den Rittergeschichten des Vaters lauschten, genau so, mit derselben Begründung legten wir nunmehr die Indianer- und Seeräubergeschichten aus der Hand und verlangten nach höherer Lektüre. Eines Tages gingen wir an der Fahleschen Buchhandlung vorüber und musterten die Auslagen, als plötzlich unser Auge wie gebannt an einer langen Reihe neuer Erscheinungen haftenblieb. „Reclams Universal-Bibliothek, zwei Silbergroschen jeder Band." Selbst für unsern schmalen Geldbeutel ein erschwinglicher Preis. Ein Schauder des Entzückens kam über uns. Seitdem sparten wir Pfennig auf Pfennig, um nach und nach in den Besitz dieser kostbaren Bücher zu gelangen. Schillers „Räuber" war unser erster Besitz. Ein überwältigender Eindruck. Mit fiebernder Seele, klopfenden Pulsen verschlang ich die Dichtung. Auf dem Ast eines blühenden Apfelbaumes sitzend, an einem sonnenstrahlenden Maiennachmittag las ich zum ersten Male den „Wallenstein". „Faust" und „Macbeth" folgten. Ordentlich stolz kam ich eines Tags nach einem neuen Kauf aus dem Fahleschen Laden und triumphierte meinen Bruder an: „Weißt du, was Herr Fahle gesagt hat? Ah, da kommt ja unser Reclam-Männchen!"

Um dieselbe Zeit begannen wir auch selber zu dichten und unsre ersten Verslein zu bauen. Das Volksmärchen von Musäus „Ulrich mit dem Bühel" gab mir den Stoff zu meinem ersten Poem. Allerdings bestand es nicht recht vor der Kritik des Bruders. Es gab darin noch zu viele falsche und schlechte Reime. Aber wir arbeiteten daran mit allem Fleiße weiter. Es wurde uns zur beglückendsten Tätigkeit. Und unsre Schubladen füllten sich an mit Manuskripten. Unser sehnlichster Weihnachtswunsch des Jahres 1869 war ein dickes, festgebundenes Buch, in dem wir sie für die Nachwelt sammeln und aufbewahren wollten.

„Achtundvierzig weiße Bogen
Mit 'nem starken Umschlag drum",

beteten wir alltäglich den lieben Eltern vor, und wirklich, da lagen sie auf dem Weihnachtstisch, zwei herrlich rotgebundene Bände mit goldener Aufschrift: „Heinrich Hart." – „Julius Hart."

Herbst 1870, im großen Kriegsjahre, kam ich aufs Gymnasium, in die Quarta. Die laute Begeisterung der Zeit taugte allerdings nicht dazu, unsre Schularbeit zu fördern. Auch die alteingesessenen Münsteraner und Altbierphilister wurden mitgerissen. Wenn sie auch noch immer nichts von den Preußen wissen wollten, als gute Deutsche fühlten sie sich. Wir aber übten uns in Kriegsliedern, und mein Bruder feierte in einem derbkräftigen altlutherischen Siegesgesang den Sturz des Kirchenstaates:

Freu dich sehr, o meine Seele,
Daß die alt Papistenhöhle
Endlich ausgerottet ist.
Unzucht, Unsitt wurd verbreitet –
Als der Erdball hier geleitet,
War darin nur Stank und Mist ...

Auf der Untertertia aber prophezeite mir unser junger Lehrer im Deutschen, ein Dr. Schwering, ich würde sicher einmal später Schriftsteller werden und Bücher schreiben. Ein paar humoristische Aufsätze, die von der üblichen Schulschablone abwichen und die ich unter dem Einfluß von Dickens geschrieben, hatten es ihm angetan.

Mit dem Kriege von 1870/71 war auch für Münster eine neue Zeit angebrochen. Der „preußische" Geist rüttelte die Geister der etwas verschlafenenen Stadt und ihres Pfahlbürgertums auf. All die siebziger Jahre hindurch gärte und wühlte es in der Bevölkerung. Die Altkatholikenbewegung fand auch hier ein Häuflein Anhänger, und vor allem erhitzte später der Kulturkampf die Gemüter widereinander und verstärkte, vertiefte die alten antipreußischen Gesinnungen. Eine kleine Gruppe von Nationalliberalen scharte sich um die neugegründete „Westfälische Provinzial-Zeitung", die, von der Regierung unterhalten, mit dem ultramontanen „Westfälischen Merkur" in ständigem Kampfe lag. All diese Bewegungen verfolgten auch wir nun schon mit Aufmerksamkeit und Interesse. All unsre Sympathien waren natürlich bei der Linken. Ein privater Lesezirkel, dessen geschäftliche Leitung mein Vater übernommen hatte, wurde für uns zur Quelle höchsten Genusses. Die zeitgenössische Literatur und Dichtung beschenkte uns mit ihren letzten Gaben. Allwöchentlich gab es für die Mitglieder des Zirkels je einen Roman und ein wissenschaftliches Werk. Spielhagens „Problematische Naturen" und später „Sturmflut" machten uns zu seinen heißesten Bewunderern und Verehrern, Heyses „Kinder der Welt" aber las ich als Untersekundaner gleich wieder neunmal hintereinander, wie einmal den Lederstrumpf.

Von der Untertertia an war unser Studierstübchen das Stelldichein geworden, wo sich allwöchentlich einmal die jüngste literaturbeflissene Gemein-

schaft Münsters um uns versammelte zu gemeinsamer Lektüre, zur Vorlesung von Dramen mit verteilten Rollen und zum gegenseitigen Austausch der selbstverfaßten Gedichte. Eine geschriebene Wochenzeitschrift mit eignen Beiträgen von allerhand Art auch gaben wir heraus, „Satrebil" getauft, umgekehrt Libertas, später „Herz und Geist". Auch von den andern Mitschülern wurde sie gelesen. Es war schon eine richtige Satrebil und reich an höchst radikalen, freireligiösen Äußerungen. Das Gerücht davon war auch in die Lehrerkreise gedrungen, und zu unserm größten Schrecken bekamen wir eines Morgens den strengen Befehl, die letzte Nummer am Nachmittag zur Zensur vorzulegen. In aller Eile machten wir uns von 12 bis 2 Uhr darüber, eine Neuausgabe herzustellen, die wahrhaft frömmsten Schulgeist atmete. Sie fand also die wohlwollendste Aufnahme, brachte uns sogar freundliches Lob für unsre fleißigen Bestrebungen ein, aber eine Fortsetzung wurde uns doch verboten.

Der Herbst 1873 brachte uns dann die erste Bekanntschaft mit einer rechten Poetenseele, mit der wir das ganze Leben hindurch in treuester Freundschaft verbunden blieben. *Peter Hille* kam nach Münster aufs Gymnasium. Auf einer Bücherauktion, die das Edelbecksche Antiquariat jährlich zweimal veranstaltete und deren eifrige Besucher wir waren, fiel er uns zum ersten Male auf. Unser Geldbeutel reichte nur für recht kümmerliche Einkäufe, und nicht ohne Neid blickten wir auf den Altersgenossen, der freigebig all die Herrlichkeiten aufkaufte, die wir nur allzugern erworben hätten. Am andern Morgen schon machten wir seine Bekanntschaft. Er stellte sich meinem Bruder vor: „Ich habe gehört, daß ihr auch Gedichte macht und einen literarischen Verein gegründet habt. Könnte ich nicht auch beitreten?" Natürlich war er hochwillkommen. Er verführte uns zuerst in die uns streng verbotenen Kneipen und zu tief in die Nacht ausgedehnten Bierreisen. Überhaupt war er ein höchst undisziplinierter Schüler, und mit dem ganzen Schulgeist stand er auf gespanntem Fuße. Sein Lehrer im Deutschen, August Buschmann, ein vortrefflicher Pädagoge, schüttelte immer wieder über seine Aufsätze traurig den Kopf. „Ihre Arbeit", so meinte er, „ist gewiß von ungewöhnlicher Originalität und von höchstem geistigem Wert. Aber vom Standpunkt der Schule aus muß ich ein Ungenügend darunterschreiben. Sie werden einmal sehr, sehr schwer im Leben zu kämpfen haben." Er hat recht behalten. Wir aber verdankten dem neuen Schulkameraden die anregendsten Stunden. Er war der erste, mit dem wir zu einem innigen Geistesaustausch kamen.

Um jene Zeit konnte ich zum ersten Male meinen Namen in einer Zeitung gedruckt lesen. Ich hatte eine Erzählung geschrieben: „Die Mühle im Spes-

sart", die zur Zeit der französischen Revolution spielte, als die Franzosen unter Jourdan das Land verwüsteten. Ich schickte sie an die Redaktion der „Westfälischen Provinzial-Zeitung" und riß entzückt weit die Augen auf, als schon in den nächsten Tagen ihr Titel mir auf der ersten Seite des Blattes entgegensprang. Zwanzig Fortsetzungen füllte sie. Natürlich hatte ich aus Schulrücksichten ein Pseudonym wählen müssen: Hermann Bruch. Sogar von einem Honorar wagte ich zu träumen. Bis zu zwölf Mark verstiegen sich meine höchsten Phantasien. Bescheiden klopfte ich deswegen an. Keine Antwort. Und als ich gleich darauf einen noch viel längeren Roman einsandte, bekam ich ihn umgehend mit einem gedruckten Antwortschreiben dankend zurück. Man war auf der Redaktion inzwischen wohl dahinter gekommen, was für ein blutjunger naiver Anfänger ihnen ein Kuckucksei ins Nest gelegt hatte.

Peter Hille war Büroschreiber geworden, mein Bruder hatte die Universität Halle bezogen, allein war ich von den werten Freunden geblieben und mußte mich noch anderthalb Jahre lang auf den Bänken der Prima herumdrücken. Geistig fühlte ich mich der Schule völlig entfremdet und führte ein recht wüstes Lotterleben. Nachts stahl ich mich heimlich aus dem Hause fort, zechte und kneipte mit den Schauspielern des Stadttheaters bis frühmorgens, um dann verschlafen und verkatert in die Schule zu taumeln. Erste Liebesbande knüpften sich. Und in innigster Verehrung blickte ich zu *Max Grube* auf, der damals als erster Charakterspieler und Intrigant in Münster engagiert war. Mein Leib- und Magenblatt war die von Oskar Blumenthal begründete „Deutsche Dichterhalle", die dann von Ernst Eckstein geleitet wurde. Das erste Gedicht, das ich ihm einsandte, genügte ihm allerdings noch nicht völlig. Aber selig trunken las ich von ihm im Briefkasten: „Wenn uns nicht alles trügt, besitzen Sie ein glänzendes Talent. Bitten um weitere Einsendungen." Natürlich erfolgten diese umgehend. Und umgehend erfolgte auch die Veröffentlichung meines ersten gedruckten Gedichtes: „Klingsors Nachtlied". Hoch atmete ich auf: ich fühlte mich aufgenommen in die Gemeinschaft der Dichter.

Mein letztes Pennaljahr brachte mich noch einen Schritt weiter. Mein Bruder war von der Universität nach Münster wieder heimgekehrt, und ein neuer Freund, Dr. *Albert Gierse*, schon in den höheren zwanziger Jahren, trat in unsre Kreise. Unser literarischer Gymnasiastenverein und unsre Zeitung „Satrebil" dehnten und wuchsen sich plötzlich ungewöhnlich aus. Mit Albert Gierse gemeinsam begründeten wir nunmehr einen „Westfälischen Verein für Literatur", der in aller Öffentlichkeit auftrat und größere Versammlungen mit Vorlesungen, literarischen Vorträgen und Diskussionen veranstaltete, die auch recht zahlreich vom Publikum besucht wurden. Vor allem aber gründeten wir eine Zeitschrift. Diesmal jedoch eine gedruckte. Eine an Umfang sogar recht

stattliche Vierteljahrsschrift: „Deutsche Dichtung" im Verlage von Coppenrath in Münster. Mitarbeiter von erstem Rang und Namen waren an ihr beteiligt: Robert Hamerling, Felix Dahn, Arthur Fitger, Julius Grosse, Albert Moeser, Sacher-Masoch, Josef Rank und andre hatten uns freundliche Beiträge, alle sogar umsonst, gespendet. Ich aber durfte gleich die erste Nummer mit einem hymnischen Gedicht „An die deutsche Poesie" eröffnen.

Zur Schule hatte ich alle inneren Beziehungen verloren. Und nur mit einigem Ach und Krach gelang es mir, beim Abiturientenexamen gerade eben durchzuschlüpfen. Starke Neigung herrschte sogar, mich noch ein halbes Jahr gefangenzuhalten. Zur Strafe für meine Freigeisterei, von der das Gerücht sich auch in den Lehrerkreisen verbreitet hatte. Aber der Schulrat aus Berlin legte sein Veto ein. Er erklärte mich für moralisch zu reif und geistig der Schule entwachsen, so daß ich nur zum Schaden der andern Schüler in der Anstalt zurückgehalten werde. So kam ich frei. Ich war achtzehn Jahre alt. Berlin lockte mich mit allen Zaubern und Gewalten. Meine erste Fahrt nach Berlin war mein nächstes Erlebnis. Als Ziel aller Ziele aber stand vor meinem Bruder und mir ein freies Schriftstellerdasein.

Wie ich Bücherwurm wurde

Am Anfang allen Lesens steht das A.B.C. Buch. Wenn ich nicht irre, war das meine auf dem Titelblatt noch mit dem Göckelhahn geschmückt, dem alten Symbolträger des Anfanges allen Wissens. Verhältnismässig früh, mit dreiundeinhalb Jahren, drang ich in seine ersten Geheimnisse ein. Mit fromm gefalteten Händen sass ich in den Bänken der evangelischen Spiel- und Kleinkinderschule meiner Vaterstadt Münster i. Westf., betreut von der guten Tante von der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth a. Rh., lernte Gebete auswendig und wurde von ihr auch zuerst mit den Unterschieden von A und B, von X und Y vertraut gemacht. An kleinen Fabeln von Gellert und Aesop vollendeten sich die ersten Lesekräfte. Und zum Weihnachtsfest des Jahres 1862 konnte ich zum ersten Mal in der Oeffentlichkeit vor einem feierlich versammelten Publikum auftreten. Ich wurde damit beauftragt, den Dank der Kinder für all die schönen Gaben auszusprechen, die auf dem Tisch unter dem strahlenden Weihnachtsbaum von der Schule für sie aufgebaut waren. Darauf knixte ich mit einer tiefen Verbeugung wie ein Taschenmesser in mich zusammen, und ein Lebkuchenherz, sowie ein Kindersäbel aus kostbarem Blech waren das erste Honorar, das ich für die so reizvolle künstlerische Darbietung heimtrug.

Die Schule lag auf dem Horsteberg, gleich hinter der Rückseite des grossen Domes von Münster. Nur mit Angst, Schaudern und Zittern schlich ich mich an ihr vorüber, immer in der Erwartung, dass aus einem der so tot aussehenden Fenster dort, plötzlich eine Hexe herausschauen und mit einem unendlich langen Arme nach mir greifen würde. Gegen dieses uralte Erbe, diese atavistischen Gefühle und Phantasien der Kinderseele kämpfen Volks- und Elementarschule mit altbewährten Mitteln an und drücken der Jugend den kleinen Katechismus, die biblischen Geschichten und das Kirchengesangbuch in die Hand, die fleissig auswendig gelernt werden müssen. Das Schullesebuch – bei uns „Der kleine Fix" in den unteren, „Der grosse Fix" in den oberen Klassen – legt die ersten Grundsteine zur weltmännischen Bildung. Liebe bunte Bilderbücher noch, mit Verslein und kleinen Geschichten, und als höchsten Gewinn, eine kleine Ausgabe der Grimmschen Volksmärchen, legte die gütige Elternhand auf den Weihnachtstisch. Damit erschöpfte sich mein erster Bücherschatz, der mit gläubigster Kinderseele noch empfangen wurde. Nur im „Kleinen Fix" stand eine Geschichte, welche die ersten kritischen Gefühle in mir erweckte und mich geradezu sittlich empörte. Es war ein Hymnus auf eine wohltätige gutmütige Bäckersfrau, deren Güte und Menschenliebe als Musterbeispiel aufgestellt wurde.

Im Hungerjahr 1848 erbarmte sich diese wackere Frau so sehr eines armen kleinen Jungen, dass sie ihm sogar erlaubte, sich jeden Morgen neben die Backofentür zu setzen und tief die warmen nährenden Dämpfe einzuatmen. Dass sie ihm aber auch eine trockene Semmel oder gar eine Bretzel in die Hand gesteckt hätte, davon war in der Erzählung nichts zu lesen. „So ein Scheusal!" protestierte mein Kinderverstand gegen die Pädagogik des Schullesebuches. Das Buch aller Bücher aber war natürlich der kleine Grimm. „Schneewittchen", „Dornröschen", das „Märchen vom tapferen Schneiderlein" und all die anderen Ewigkeitsgestalten entzündeten zuerst alle Seligkeiten der Phantasie. Aber die Schreckbilder des „Ritters Blaubart", des „Märchens vom Machandelbaum" stürzten auch wieder die Seele in die Aengste zurück des Vorbeischleichens am Dom, aus dessen Fenster die Hexen nach mir angelten. Und einige Zeit lang graute mir beim Mittagessen nur vor jeder Rindfleischsuppe, und unmöglich wars mir, sie herunterzuschlucken. In jeder sah ich die Fingerknöchlein eines geschlachteten Kindes schwimmen. Doch auch die Bibel wurde im streng christlichen Elternhause fleissig gelesen, und als ich sieben Jahre alt war, fasste ich mit meinem älteren und mir liebsten Bruder Heinrich den eisern festen Entschluss, das ganze Buch der Bücher, altes und neues Testament, wörtlich auswendig zu lernen. Doch über das erste Kapitel des ersten Buches Mosis und den ersten Psalm sind wir dabei doch nie hinausgekommen.

Am tiefsten aber packte und erschütterte mich um diese Zeit eine Geschichte von einem gefangenen Grafen. Das Titelblatt fehlte. Mein Brüderlein hatte sich das Buch von einem Mitschüler geliehen, und je mehr ich mich in die Lektüre vertiefte, um so mehr stieg meine Aufregung und Spannung. Aber es war doch noch zu lang für mich, um es gleich am ersten Tage in einem Zuge zu Ende lesen zu können. Am nächsten Morgen raste ich mit besonders beflügelten Schritten aus der Schule nach Haus, – aber vergebens suchte, suchte ich nach ihm. Es war nicht mehr da. Entsetzt stellte ich fest, dass es mein Bruder wieder zurückgegeben hatte. Wie ging es weiter, wie endete es, was wurde aus dem Grafen und seiner wunderlieblichen Tochter? Ich war geradezu krank vor Verlangen nach diesem Wissen. Umsonst beschwor ich meinen Bruder Tag um Tag, die Geschichte mir wieder zu beschaffen. Er konnte es aber nicht. Sie blieb verschwunden. Doch haften blieb mir die Erinnerung an die Entzückungen und Spannungen, die sie mir bereitet hatte, und lange, lange später noch fragte ich mich, was das wohl für ein Buch gewesen sein könnte, das mich so ergriffen hatte. Ich war schon vierundzwanzig Jahre alt, als mir zufällig ein kleines Geschichtchen für die reifere Jugend in die Hände fiel. Ich blätterte darin herum, las die paar Seiten. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Zweifellos! Das war das Buch, das meine Kinderseele so entzündet hatte: „Rosa von Tannenburg", vom Verfasser der „Ostereier", Christoph von Schmidt.

Mit acht und neun Jahren schwelgte ich nur noch in Indianergeschichten und abenteuerreichen Seeromanen. Der Robinson hatte natürlich zuerst den Sinn für fremde Länder geweckt, Gullivers Reisen wurden noch als köstliche Märchen nur gelesen, wie Sindbads Reisen aus „1001 Nacht", und ohne Verständnis Swifts, des grossen Satirikers. Die Abenteuerliteratur lernte ich immerhin nur aus ihren besten Erzeugnissen kennen. Marryat war für mich der bewundertste Erzähler von Seegeschichten, Gabriel Ferrys „Waldläufer", dann ein Roman „Conanchet" und vor allem als Krone aller Kronen Coopers „Lederstrumpf" erfüllten die junge Seele mit allen Räuschen der Indianerpoesie. Die Geographie von Amerika wurde mir vertrauter als die vaterländische. Und eines Sommermorgens, früh vier Uhr machten mein Bruder Heinrich und ich uns auf den Weg, ein „Kassmänneken", 2½ Silbergroschen, in der Tasche und in der Hand einen Beutel mit vertrocknetem Brot, das wir uns einige Wochen lang vom Munde abgespart hatten, um nach Amerika auszuwandern und „Indianerjäger" zu werden. Die Reise dauerte freilich nur einen halben Tag. Neunmal, immer wieder, habe ich dann den „Lederstrumpf" verschlungen. Dann war ich mit aller Abenteuerromantik fertig. Die letzte Reinigung bestand darin, dass ich mit meinem Bruder und einem Freunde selber eine Indianergeschichte schrieb, von ungeheurem Umfang. Die Mitarbeiterrollen waren

sorgfältig verteilt. Das blöde Erotische, die dummen Liebesgeschichten waren Aufgabe des Freundes, der unseres Erachtens allein etwas davon verstand; mein Bruder übernahm das Raffinierte, Technische, merkwürdige Brükkenbauten u.s.w., grosse Listen, durch die sich die Helden aus den gefährlichsten Lagen befreiten; die Kampf- und Schlachtszenen, die Marterpfähle steuerte ich bei.

Eines Tages, im Jahre 1868 – ich zählte neun Jahre – schlenderte ich mit meinem Bruder durch die Strassen Münsters. Wie immer blieben wir vor den Schaufenstern der Buchhändlerläden am gefessel[t]sten stehen. Diesmal war es der Fahlesche Buchladen, der uns beiden gleichzeitig einen Schrei des Staunens und Entzückens entriss. Wir rissen die Augen weit auf. „Kuck mal da! Kuck mal da!" Eine Reihe, wohl mehr als ein Dutzend rotgelber Hefte, lag ausgestellt. Goethes „Faust" ... Schillers „Räuber" ... Shakespeare ... Zwei Silbergroschen jedes Heft ...

[„]Reclams Universal-Bibliothek"! Zwei Silbergroschen nur! Selbst für unsere schmalen Taschen war solch ein Schatz dann und wann doch käuflich, als eigenstes Eigentum zu erwerben. Seit jenem Tage sparten wir jeden Pfennig. Und nach einiger Zeit konnten wir das erste Heft triumphierend nach Hause tragen. Schillers „Räuber". Fiebernd, glühend vor Begeisterung, las ich sie zum ersten Mal. Ha, das war doch etwas anderes noch als eine Indianergeschichte. Dann den Wallenstein ..[.] Es war im Maien ... Auf einem blühenden Apfelbaum sass ich und las und las ... Jeder Groschen wanderte dann zu Fahle. Und schon nach einiger Zeit kam ich nach einem solchen Besuch zu meinem vor der Tür wartenden Bruder wieder heraus. Sehr stolz. „Er kennt uns schon", flüsterte ich ihm geheimnisvoll zu. „Sieh da["], hat er gleich gesagt, als er mich sah. [„]Da ist ja unser Reclam-Männchen wieder." Dieser Reclämchen wurden dann mehr und mehr, und die ersten Grundlagen meiner literarischen Kultur.

Meine erste Zigarre

Dem alten Wort „Erkenne dich selbst" habe ich all mein Leben nachgetrachtet. Ich bin damit immer nur zu dem einen Ergebnis gekommen: Ich bin geradezu ein vollkommener Mensch. Andere mögen darüber anderer Meinung sein. Sie sind es sogar. Meine liebsten Freunde, meine nächsten Anverwandten in erster Reihe waschen mir in einem fort den Kopf. Sie tun so, als wären sie geradezu erschreckt über die Unzahl meiner Schwächen, Fehler, Laster und nennen mich öfters einen Auswurf der Menschheit. Aber das stört

mich nicht weiter in meiner Selbsterkenntnis. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen."

Vor allem behaupten die anderen immer wieder, an erster Stelle, ich sei ein Raucher. Wenn ich meine Lasterlosigkeit geziemend betone und mich ihrer rühme, fangen sie an zu lachen und zu zetern: „Und das raucht. Das raucht wie ein Fabrikschornstein." „Das" soll natürlich ich sein. Es enthüllt die ganze Tiefe ihres Abscheues.

Ja wohl! Allerdings! Ich bin ein Raucher. Ich rauche – rauche in einem fort. Kaum bin ich mit einer Zigarre fertig geworden, schwupp, zünde ich mir auch schon eine neue an.

Freilich, ganz leicht ist mir auch der Weg zu dieser Vollendung nicht geworden.

Die Schlacht von Gravelotte im glorreichen Jahr 1870 war die Ursache, daß ich zum erstenmal in meinem Leben eine Zigarre kostete. Mein ganzes Vermögen opferte ich sogar für ihren Besitz: vier Pfennige. Elf Jahre war ich alt und wilder Kriegsschwärmer, für alles Militärische hinreißend begeistert. Das brachte das Jahr 1870 so mit sich.

Außer im Trubel und Jubel der Kriegszeit schwelgten wir damals auch noch im seligen Glück der Schulferien. Für mich waren sie noch eine besondere Uebergangszeit. Die Elementar- und Rektoratsschule hatte ich hinter mir, und zum Herbst ging's aufs Gymnasium, gleich zur Quarta. Einstweilen stand ich unter keinem Lehrergebot und war über alle Schultyrannei erhaben.

Zumeist lungerten wir Jungens am Bahnhof unserer guten Vaterstadt Münster in Westfalen umher, wo es jetzt am interessantesten war, die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz eintrafen, in einem fort die Militärzüge kamen und gingen und die vielen, vielen Waggons mit gefangenen Franzosen, die sich eines liebenswürdigen Empfanges erfreuten. Immer standen hundert liebe junge Damen bereit, die ihnen freundlich-zärtlich zunickten, Tassen wärmenden Kaffees einschenkten und Platten, reich mit Kuchenstücken belegt, zum Genuß darboten.

Doch als einmal auch ein preußischer Unteroffizier begeistert zugreifen wollte, wehrte ihn eine der Jungfrauen energisch ab: „Bitte! Zuerst die Herren Franzosen!" Worauf der rohe Soldat wütend auf die Platte schlug, daß zehn Kaffeetassen und ebensoviel Kuchenteller nebst Inhalt auf den Boden klirrten. Ja, so zart und lieb gingen wir damals mit den besiegten Feinden um. Ach, wie schlecht haben diese es uns vergolten, beinahe ein halbes Jahrhundert später, als sie die Sieger waren. Nun, wir Jungens hielten es damals mit dem preußischen Unteroffizier, priesen ihn und bewunderten seine Tat.

Die größte Anziehungskraft aber übte auch die in den schönen Sommertagen weit offen stehende Tür des Telegraphenzimmers aus, in dem die Ma-

schinen unaufhörlich geheimnisvoll klapperten. Und wieder lungerten wir, mein Bruder Heinrich und ich, am Eingang, mit neugierigen Augen und Ohren ins Innere hineinspähend, als plötzlich der Beamte, der eifrig seine Bandstreifen mit den magischen Linien und Punkten seines Telegraphenalphabets aus dem Apparat zog, aufsprang, seinen Stuhl umwarf und dreimal in ein wildes, jubelndes Hurra ausbrach: „Großer Sieg bei Gravelotte, großer Sieg bei Gravelotte!!", und während er die Depesche laut vorlas, fielen sich alle selig in die Arme. Wir aber stürmten spornstreichs davon.

Wir fühlten uns beglückt, als hätten wir selbst die Schlacht gewonnen. Wir wollten, wir mußten unsern Mitbürgern die erste Verkündigung bringen. Mit keuchender Brust stürmten wir straßauf, straßab durch alle Teile und Winkel der lieben Vaterstadt Münster: „Großer Sieg bei Gravelotte! Großer Sieg bei Gravelotte!!" Aller Augen ruhten auf uns. Alle grüßten uns, lächelten, lachten, schrien Hurra und fielen sich in die Arme.

„Chairete, Nenikäkamen!" rief begeistert mein Bruder, bereits eingeweiht in die ersten Geheimnisse der Griechensprache, und unterstrich bedeutsam, daß jeder von uns sich als der Siegesbote von Marathon fühlte, und nicht lange dauerte es, da schwamm die ganze Stadt im Schmuck schwarzweißer preußischer, rotweißer Münsterscher und sogar einiger weißgelber päpstlicher Fahnen.

An diesem Tage rauchte ich meine erste Zigarre. Das war ich mir schuldig. Freilich nicht umjauchzt von einer jubelnden Menge, und von ihr auf den Schultern getragen. Ganz, ganz heimlich und versteckt nur. Oben auf dem Ludgeriberg – hinter einem hohen Lindenbaum verborgen. Niemand durfte es sehen. Ach, es dauerte nicht lange, und der Siegesjubel von Gravelotte wurde zu einem fürchterlichen und schrecklichen grauen Elend. Stöhnend und wimmernd lag ich mit dem Kopf am Lindenbaum und spie die Rinde an. Was waren mir noch alle Schlachten der Welt, Marathon, Wörth und Gravelotte? Weiß und grau im Gesicht, ein alter Mann, schlotternd an allen Gliedern, schleppte ich mich an des Bruders Arm jammernd heimwärts. Auch der Bruder hatte genascht und schwankte hilflos mit verglasten Augen umher.

So aber ist mir, jetzt am Ende meiner Tage, gleich meine erste Zigarre fast ein düsteres und zugleich erhabenes Symbolum geworden. Gleich wie der Siegestag von Gravelotte und meine Begeisterung, den Siegesboten zu spielen, für mich in so grauem Elend, in Jammern und Stöhnen endete – ach, so endete auch die Herrlichkeit unseres lieben deutschen Vaterlandes von 1870/71 allzu rasch und jäh in Trauer und in Buße, in Sack und Asche. Aber – aber, in neuem Glanze und köstlicherer Schönheit als jemals früher wird auch dieses Reich wieder auferstehen – so wie aus dem Rauch meiner ersten, meiner Gravelotte-Zigarre zuletzt doch der strahlende Phönix aufstieg, die Kraft und

Herrlichkeit des vollkommenen Rauchers, des höchstentwickelten Menschen, dem nichts mehr passieren kann. Das ist die Vision und Prophezeiung, die aus den Wolken jedes Tabakopfers immer wieder mit seliger Gewißheit vor mir aufsteigt.

Meine Jugendfreunde – die Bücher

Wie ich ein Bücherwurm wurde, wie ich mich in einem Zeitraum von fünf Jahren aus einem ABC-Schützen zu einem eifrigen Käufer von Reclam-Bändchen entwickelte, habe ich an dieser Stelle erzählt. Ich war ein arg verträumtes Kind, und die Bücher waren eigentlich meines Bruders Heinrich und meine einzigen Jugendfreunde und Gefährten. An den Spielen unserer Alterskameraden beteiligten wir uns wenig, und wir lebten ziemlich allein für uns. Ueber die Bücher vergaß ich auch Schlittschuhlaufen, Schwimmen und allen sonstigen Sportbetrieb der Knabenjahre. In die sportbeflissene Jugend von heute hätte ich kaum hineingepaßt. Mir erschien noch Shakespeare ein wertvollerer Mensch zu sein als selbst Breitensträter und Diener und sämtliche Boxergrößen der Welt, Wettläufer, Kanalüberschwimmer und selbst Ozeanflieger.

Von allen Klassikern war es *Shakespeare*, den ich zuerst von Anfang an bis zu Ende durchgelesen habe. Mit ihm wurde ich eher vertraut als mit Goethe und Schiller. Seine Königstragödie „Johann ohne Land" war überhaupt das erste Drama, das ich kennenlernte und das ich ganz zufällig in die Hände bekam. Ein recht zerschlissenes Exemplar, ohne Anfang und Ende. Ganz von unten herauf bin ich in die Shakespeare-Welt eingedrungen. Zuerst noch im Bann der Kinderphantasie, die in Spuk- und Gespensterträume[n] ganz daheim ist. Die ersten tiefsten Eindrücke, die ich vom Dichter empfing, waren doch die Hexenszenen im „Macbeth", wie auch meine erste Faustlektüre sich wesentlich noch in einem mittelalterlichen Grausen erschöpfte, am Spektakel der Hexenküche und Walpurgisnacht, am Teufelsspuk und Mephistopheles aufs höchste sich erregte.

Als willkommenen wertvollsten Schatz erwarben wir dann im nächsten Jahr, als Eigentum unserer schmalen Privatbibliothek, Heinrich Viehoffs „*Vorschule der Dichtkunst*". Dem gläubigen Vater hatten wir erzählt, es sei ein Schulbuch. Jedenfalls betrieben wir sein Studium sehr viel eifriger, als das aller Bücher, welche uns das Gymnasium in die Hand drückte. Und es hub ein eifriges Dichten an in sämtlichen in- und ausländischen Formen. In Sonetten, Terzinen und Ottaverimen, in Madrigalen und Rondeaux, Glossen und auch

Ghaselen versuchten wir, Meister der Technik zu werden. Cottas Ausgabe von *Schillers* sämtlichen Werken in einem Band, Preis einen Taler, zierte diesmal unseren Weihnachtstisch, zur Anschaffung einer Goetheschen Gesamtausgabe reichte es aber während meiner ganzen Jugendzeit nicht. Reclam mußte hier unsere Bedürfnisse befriedigen. Walter Scott, Conscience[’] „Löwe von Flandern“, las ich um diese Zeit mit Respekt, aber ihr Ruhm verblaßte für mich bald beim Genuß Dickensscher Herrlichkeiten. „Oliver Twist“, „David Copperfield“ las ich zuerst mit seligen Entzückungen, und sie färbten auch auf meine Schulaufsätze ab.

Die besten neuesten Werke der *zeitgenössischen Dichtung* konnte ich während meiner ganzen Gymnasialzeit gleich nach ihrem Erscheinen genießen. Mein Vater verwaltete die Geschäfte eines Privatlesezirkels von etwa 70 Münsterischen Bücherfreunden. In jeder Woche wurden zwei neue Werke angeschafft, ein Roman oder eine Novellensammlung und ein Werk jüngster Wissenschaft, die dann unter den Teilnehmern zirkulierten. Wir saßen an der Quelle und waren die ersten Leser. Eigentlich war uns die Lektüre verboten. Aber ...! Die Auswahl war sehr gut und gab nur das Beste. Auerbach ließ uns ziemlich kühl – aber Spielhagens „Problematische Naturen“, „Sturmflut“, Heyse, Raabe, Storm wurden vor allem unsere Begeisterung, Hamerlings „Ahasver in Rom“ und „der König von Sion“. Heyses „Kinder der Welt“ war für mich ein Ereignis, wie einstmals der „Lederstrumpf“. Ich las auch dieses Buch gleich sechsmal hintereinander. Und ein paar Jahre später zogen wir auf „kritischen Waffengängen“ gegen die Götter unserer Jugend zu Felde.

Festtage für uns waren die Edelbeckschen Bücherauktionen, die zweimal im Jahre veranstaltet wurden. Zumeist gab’s freilich nur katholisch-theologische Literatur. Aber um so billiger konnte man für zwei, drei Groschen wertvolles, altes poetisches Gut erlangen, das darunter zerstreut war. Mit gelbem, hirnzerfressendem Neide blickten wir eines Tages – ich war Obertertianer – auf einen jugendlichen Altersgenossen, der offenbar von denselben Neigungen wie wir besessen, alles kaufte, was wir so gern uns angeeignet hätten: Byron, Shelley, usw. Aber für unseren Geldbeutel war es unerschwinglich. Er hingegen schien ein Krösus zu sein. Schon am nächsten Morgen machten wir seine Bekanntschaft. Er war, wie mein Bruder, Obersekundaner, aber auf einem anderem Zötus. Auf dem Schulhof stellte er sich vor. Er hätte gehört, wir machten auch Verse und hätten ein Dichterbündchen gegründet „Satrebil“, das an jedem Donnerstag bei uns auf der Bude tage. Daran nähme er auch gern Anteil. Er heiße *Peter Hille*. Natürlich war er herzlich willkommen, Selbstverständlich wurden wir auch gleich die besten Freunde. Er war unser erster Verführer und verlockte uns in die vom Schulgesetz streng verbotenen Wirtshäuser. Die anerkannten Klassiker Goethe, Schiller, Shake-

speare berührten ihn weniger. Seine Lieblinge waren vor allem die großen tragischen Gestalten, die Lenz, Hölderlin, Lenau, Grabbe.

Mit ähnlichen Wonneschauern, wie einst Goethe, versenkte ich mich als Primaner in Hammer-Purgstalls standard work „*Geschichte der schönen Redekünste Persiens*". Mehr noch als Hâfis zog mich Rumi an, und unter dessen Einflüssen habe ich eigentlich einige Jahrzehnte lang dem Sufismus unter den Religionen die Krone zuerkannt. Die Gegensätze berührten sich. Zu gleicher Zeit war es Haeckels „Natürliche Schöpfergeschichte", die mich in Rausch und Begeisterung versetzte und die Tore einer neuen Weltanschauung für mich aufstieß. Auch in meine Schulaufsätze ergoß sich leider die neue Erkenntnis, und der „Kampf ums Dasein" wurde für mich zu einer Zauberformel, mit der ich ihre Probleme zu lösen versuchte. Bis eines Tages wieder das Donnerwetter des Lehrers über mich losbrach. Eine Schande wäre es, daß ich solche gottlosen heidnischen Bücher schon gelesen habe. Mit „ungenügend" nur könne er meine Arbeit zensieren. Aber ich zuckte mit der Achsel. Als Heiligtum trug ich in meiner Tasche einen Brief von Haeckel selber, eine Antwort auf einen Brief von uns, in dem wir ihm den Dank der deutschen Jugend aussprachen. Jahrzehnte später noch sagte mir *Ernst Haeckel*, unser Brief von damals wäre eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens. Während ich noch auf den Bänken des Gymnasiums saß, gründeten wir unsere erste Zeitschrift. Wir hatten sogar glänzende Mitarbeiter: Hamerling, Felix Dahn, Sacher-Masoch, Joseph Rank usw. Einige Lehrer wollten mich deshalb im Abiturientenexamen durchfallen lassen. Aber der Berliner Schulrat trat für mich ein: Ich sei schon zu reif für die Schule, und es wäre besser, wenn sie mich los würde.

Allerhand Lebenserinnerungen. Wie ich zu dichten anfing

Ein Bücherwurm bin ich Zeit meines Lebens gewesen, und als ich die Geheimnisse der ABC-Bücher begriffen hatte, wurde auch das Geschichtenbuch die unversiegliche Quelle meiner jungen Freuden. Acht Jahre alt, schrieb ich meine ersten Verse, angefeuert durch das Beispiel meines drei und ein Viertel Jahre älteren Bruders Heinrich, zu dem ich als meinem Vorbilde mit grenzenloser Hingabe und Verehrung aufblickte. Der Anfang des Märchens von Musaeus *Ulrich mit dem Bühel* lockte mich, seine Prosa in gebundene Form umzugießen. Freilich mit dem Reimen haperte es noch, und die Korrektur meines Brüderleins wies mir eine reichere Fülle von falschen Reimen nach. Aber der Bann war gebrochen, und dem ersten Versuche folgten nun unaufhörlich andere nach.

„Achtundvierzig weiße Bogen
Mit 'nem starken Umschlag 'rum"

lautete dann das Sprüchlein, das wir zwei Jahre später in der Weihnachtszeit allabendlich unserem gütigen Vater vorbeteten und als heißesten Wunsch ans Herz legten. Er ging in Erfüllung, und auf unserem Gabentisch prangten zwei in rote Leinewand gebundene Bücher mit Goldaufdruck „Heinrich Hart" und „Julius Hart", in welche wir in den nächsten Jahren unsere Musen-Erstlinge einschrieben. Eine Kompagniearbeit war dann das erste „große" Werk. Ein Indianerroman natürlich, ein Nachschlag der einige Zeit lang mit glühendem Eifer betriebenen Lektüre von Coopers *Lederstrumpf* und Kapitän Marryats Seeromanen. Es war ein weitschichtig angelegtes Werk. „Drei Männer umspannten den Schmerbauch kaum." Mein Bruder, unser Freund Emil Abshoff und ich teilten uns die Arbeit. Emil, dem wir allein hier eine Erfahrung zutrauten, sorgte für die Liebesszenen, Bruder Heinrich übernahm das Schwierigste, baute schwindelnde Brücken über tiefe Abgründe und schwelgte in technischen Erfindungen. Die Kampfszenen, die Jagden, Marterpfähle und das Skalpieren waren mir zugeteilt.

Als Untertertianer wurde mir zum ersten Male die Prophezeiung zu Teil, daß ich gewiß später noch einmal Schriftsteller werden und Bücher schreiben würde. Unser junger Lehrer im Deutschen hatte uns das beliebte Schulaufsatzthema gestellt, einen Tag aus unseren Ferien zu schildern. Charles Dickens hatte damals bei mir die Indianerromane verdrängt, und unter seinem Einfluß schrieb ich eine Humoreske über die Jagdabenteuer, die ich angeblich erlebt haben wollte, in Begleitung eines dürren, langen und eines kurzen, dicken Weidgesellen. Ein Schulkamerad, ein Graf Stolberg, Sohn des kommandierenden Generals in Münster, hatte zu gleicher Zeit in der farbenglühenden Schilderung eines Sonnenuntergangs im Riesengebirge geschwelgt. Und nicht ohne Neid hörte ich das Urteil unseres Lehrers, der diesen für den besten aller Aufsätze erklärte. In der nächsten Stunde aber nahm er sein Urteil zurück und gab meiner Arbeit den Preis und prophezeite mir meine zukünftige Poetenlaufbahn. Ganz überraschend klang sie mir nicht, als ein Ideal aller Ideale hatte mir das auch schon dunkel vorgeschwebt.

Mit einigen Schulkameraden gründeten mein Bruder und ich dann ein Dichterbündchen, das sich an jedem Donnerstag auf unserer Bude zu gemeinsamem Schaffen und Disputieren zusammenfand. „Satrebil" tauften wir es, das Wort Libertas umtaufend und so hieß auch die geschriebene Wochenzeitschrift, in der wir unsere Beiträge zusammenstellten. Vier Jahre lang dauerte immerhin unser Bündchen und unsere Zeitschrift. Heinrich Viehoffs *Vorschule der Dichtkunst* war unser heiliges Bundesbuch, aus dem wir die

erste Kunde schöpften von den Geheimnissen der Sonette, Ghaselen, Terzinen usw. Wir probten schließlich alle Formen durch.

Im Herbst 1872 kam Peter Hille aufs Gymnasium nach Münster, auf die Obersekunda, und wir wurden bald die innigsten und die besten Freunde. Er war der Verführer, der uns zuerst in die Wirtshäuser verlockte[,] und stand mit der Schule in ständigem Kampf. Lang war nicht seines Verbleibens auf ihr. Seine ganze Natur taugte nur nicht für jeden regelmäßigen Unterricht, und als er gleich im ersten Jahre sitzen bleiben sollte, nahm er seinen Abschied von ihm. Unsere Freundschaft aber dauerte bis zu seinem Lebensende.

Die *Mühle im Spessart* nannte sich dann die erste größere Erzählung, die ich als Untersekundaner schrieb. Mit klopfendem Herzen wagte ich sogar, sie an die Westfälische Provinzial-Zeitung, das liberale Blatt meiner Vaterstadt, einzusenden. Sie wurde wirklich und wahrhaftig sofort angenommen und gleich auch veröffentlicht, unter einem von mir gewählten Pseudonym natürlich, Hermann Bruch. Wegen der Schüler. Dem erstaunten, beglückten Autor leuchtete eines Morgens der Name gedruckt aus den Zeitungsspalten entgegen. Zwanzig Nummern hindurch. Wilde Träume, wilde Hoffnungen wurden in mir wach. Mit Geld sollte solches sogar bezahlt werden. An ein Goldstück, an zehn Mark, wagte ich sogar zu denken. Schüchtern fragte ich danach. Keine Antwort erfolgte jedoch. Alles blieb stumm. Und ein neues Manuskript, noch viel längeres, *Väter und Söhne*, das ich nachfolgen ließ, kam umgehend mit gedrucktem Formular zurück: „Untauglich". Die Redaktion hatte inzwischen erfahren, daß sie einem vierzehnjährigen Jungen auf den Leim gegangen war.

Zwei Jahre später veröffentlichte dann die von Oskar Blumenthal gegründete und dann von Ernst Eckstein redigierte *Deutsche Dichterhalle* ein erstes Gedicht von mir[:] *Klinsors Nachtlied.* Eine frühere Einsendung von mir war allerdings abgelehnt, aber im Briefkasten trösteten einige redaktionelle Bemerkungen darüber hinweg: „Wenn uns nicht alles täuscht, besitzen Sie ein glänzendes Talent. Weiteren Einsendungen sehen wir mit Interesse entgegen." Umgehend erfolgte dann natürlich die neue Einsendung, die auch gleich gedruckt wurde.

Meine letzten zwei Jahre auf dem Gymnasium, während mein Bruder in Halle und München auf der Universität weilte, vergingen allerdings in einem rechten Lodderleben jenseits der Schule. Und die Nächte verkneipte ich mit den Schauspielern. Die Rückkunft meines Bruders führte dann zu neuen literarischen Gewaltstreichen, die ich noch als Gymnasiast mitverüben half. Mein Bruder, unser Freund Albert Gierse und ich gründeten einen „Westfälischen Provinzialverein für Literatur" und im Coppenrathschen Verlag zu Münster gaben wir eine Vierteljahrszeitschrift *Deutsche Dichtung* heraus, die sogar Dichtungen von damals ersten Namen: Robert Hamerling, Sacher-Masoch,

Josef Rank, Felix Dahn veröffentlichen konnte. Herbst 1876 fuhren wir dann zum ersten Male nach Berlin. Ich sollte Jura studieren.

Daraus wurde freilich nicht viel. Das erste Lebensziel wurde erreicht. Die Laufbahn als freier Schriftsteller. Wir gründeten den *Deutschen Literaturkalender*, den wir einige Jahre später an Josef Kürschner verkauften, und eine Zeitschrift *Deutsche Monatshefte für die Literatur der Gegenwart*. Sie ermöglichten es uns zuerst, den freien Beruf auszuüben.

Wie ich Schauspieler wurde

Als ich 12 Jahre alt war und als Gy[m]nasiast in meiner Vaterstadt Münster die Bänke der Untertertia drückte, prophezeite mir unser Lehrer im Deutschen, ich würde gewiss noch einmal ein Dichter werden und Bücher schreiben. Er sagte mir eigentlich auch damals schon nichts durchaus Neues. Dunkle Hoffnungen darauf schwebten bereits in meiner Seele. Und während der ganzen Zeit, da wir das Gy[m]nasium besuchten, sahen mein Bruder Heinrich und ich unsere wichtigste Aufgabe doch allein darin, in allerdings streng verbotenen Vereinchen Schulkameraden zur Pflege der Dichtung und Literatur zusammenzubringen und in einer geschriebenen Wochenzeitschrift die Schöpfungen der Mitglieder der Ewigkeit zu erhalten. „Satrebil!" hiess sie. Umgekehrt zu lesen! Libertas, Freiheit lautete unser Bannerwort. Unser Studierstübchen war dauernd der Versammlungsort, wo an den schulfreien Nachmittagen, am Dienstag und Donnerstag die Symposien gefeiert wurden.

Es ging dabei immer sehr lebhaft zu, und die unten auf der Strasse Vorübergehenden blieben gern stehen, um an dem Totschlag, der da offenbar oben vor sich ging, als Ohrenzeugen teil zu haben. Die Wände des Zimmers erbebten besonders stark, wenn wir gemeinsam unter uns mit verteilten Rollen die grossen Dramen der Weltliteratur lasen. Mit donnerndem Pathos. Ich schwelgte mehr in scharfen, heiseren, krächzenden Tönen, denn die heimtückischen Intriganten und Bösewichter gehörten in mein Spezialgebiet hinein. Meistens erntete ich dabei die Anerkennung, dass ich geradezu zum Komiker geboren sei. Jedenfalls geriet ich wie Herkules an einen Scheideweg: Dichter oder Schauspieler. Das wurde für mich zur Frage an das Schicksal.

Schon war ich Primaner geworden. Im Inneren fühlte ich mich recht einsam und verlassen. Denn mein Bruder Heinrich war zum ersten Male von mir getrennt, hatte die Universität bezogen und weilte draussen in der Fremde. „Satrebil" löste sich auf. Meine Beziehungen zum Gymnasium wurden immer schlechter und lockerer, der Schüler in mir verlotterte immer tiefer. Nur die

verbotensten Früchte lockten: Theater und Wirtshaus. Zum ersten Male konnte ich einem ganz wirklichen, lebendigen Schauspieler begeistert die Hand drücken. Und zum ersten Male sah ich ein Gedicht von mir gedruckt. Oh, nicht in einem Münsterschen Käseblatt. Nein, in der Zeitschrift, welche für mich die Zeitschrift aller Zeitschriften, das Kulturblatt an und für sich bedeutete. Alle führenden Geister der deutschen Poesie damals waren ihre ständigen Mitarbeiter. Ich durfte in ihrer Nähe weilen. In die „Deutsche Dichterhalle" trat ich selig schaudernden Gefühles ein. Oskar Blumenthal hatte sie begründet. Jetzt aber war ihre Leitung in die Hände Ernst Ecksteins übergegangen. Freilich wanderte meine erste Einsendung in den Papierkorb. Doch unter Ehren u. Anerkennung. Vielleicht noch mehr als ihr Abdruck berauschte und beglückte mich eine Briefkastennotiz: „Wenn uns nicht alles täuscht, besitzen Sie ein glänzendes Talent ..." Weitere Einsendungen wurden ausdrücklich erbeten. Noch an demselben Tage flog natürlich ein neues Gedicht nach Leipzig herüber: „Klinsors Nachtlied". Und in der nächsten Nummer schon lag es wirklich und wahrhaftig gedruckt vor meinen Augen. Ich war im Himmel.

Der erste Schauspieler aber, dem ich persönlich die Hand drücken durfte, war Max Grube. Er und sein Direktor Paul Borsdorff brachten damals als Sendlinge u[nd] Schüler der Meiningerkunst die lebendige Botschaft von der neuen, grossen Szenenreformation zuerst nach Münster. Max Grube spielte die finsteren Bösewichte, Franz Moor, Shylock, wa[r] sozusagen auch für mein Spezialgebiet besonders berufen. Hoch ob[en] auf der Galerie, auf dem 50 Pf[ennig] Platz sassen wir, meine Freunde und ich, seine begeistertsten Bewunderer, klatschten uns die Hände wund, schrien unaufhörlich Bravo, und wenn's nach uns nur gegangen wäre, hätte der Vorhang eine ganze Nacht hindurch immer wieder aufgezogen werden müssen. „Hast du's gesehen," – [„]er hat zu uns immer allein heraufgeblickt, uns ganz besonders gedankt", stammelten wir dann zu einander in seligen Überzeugungen. Schliesslich liess sich der Wunsch, das Verlangen nicht länger unterdrücken. Ich schrieb Max Grube einen glühenden Brief. Und umgehend kam die Antwort. Er lud mich ein, ihn doch zu besuchen. Das war mehr, als ich zu erwarten wagte. Ich zog meinen Sonntagsrock an, und bei Kaffee und Kuchen erwartete er mich. Noch einige Male ging ich dann zu ihm hin. In seinen Lebenserinnerungen hat auch er diesen Stunden ein freundliches Andenken bewahrt.

Der Kampf in meiner Seele, Dichter oder Schauspieler?, loderte aber jetzt am hellsten auf. Der Schauspieler trug zuletzt doch fürs erste den Sieg davon. Der Sommer und Winter, die beiden letzten Semester meiner gymnasialen Beschäftigungen, waren ganz ausschliesslich dem inbrünstigsten Verkehr mit den Theaterleuten gewidmet. Die Schule war zu einem dumpfen Traum und einem schweren Alpdruck geworden. Ach, wenn des nachts alles schlief,

kletterte ich heimlich zum Fenster heraus und feierte nächtliche Orgien mit dem lustigen Bühnenvölkchen, welches mich schon ganz wie einen Zunftgenossen betrachtete. Ich verleugnete durchaus mein jämmerlich „klägliches Mulusdasein" und prahlte damit[,] schon Student zu sein. Die erste Liebe zu einer Schauspielerin, keusch, rein und entsagend, entflammte die Theaterbegeisterungen zur höchsten Ekstase. Sie war die sommerliche Operettendiva. Dann und wann hob sie sogar durch einen Kuss mich aus meinem Toggenburg-Dasein empor, besonders, wenn ich ihr ein glühendes Liebesgedicht zu Füssen gelegt hatte. Sie fand es immer sehr schön und behauptete, es auf ihrem Herzen tragen zu wollen.

Als mir aber eines Tages sogar der Herr Direktor erklärte, er glaube, ich habe offenbar ein starkes Talent und würde es als Schauspieler gewiss noch einmal zu hohen Ehren bringen, da war es entschieden, aller Zwiespalt in meiner Seele überwunden. Eine Nacht lang wälzte ich mich unruhig im Bett umher und sah mich in Träumen auf der Bühne stehen, von wilden Beifallsstürmen umtost. Am nächsten Morgen trat ich vor den Erhabenen, den Gewaltigen hin, ehrfurchtzitternd, stammelnd: „Würden Sie es einmal versuchen?" [„]Würden Sie mich auf Ihrem Theater auftreten lassen?" Er nickte huldreich: „Gewiss, selbstverständlich, sofort, in unserem nächsten Stück." Er meinte sogar, er könne es schon wagen, mir gleich eine zwar kleine, aber sehr hübsche, feine Rolle anzuvertrauen, aus der sich sehr viel machen liesse ..."

Noch an demselben Tage hatte ich sie in der Hand und durchflog sie mit fiebernden Augen. Er hatte nicht zu viel versprochen, der Herr Direktor! Klein war sie freilich! Drei Sätze lang. Eben hatte ich sie gelesen, und schon konnte ich sie auswendig, von Anfang an bis zu Ende. Aber die wenigen Worte schlossen eine Charakterfigur höchsten Formates in sich ein. Leuchtend stieg eine uroriginelle Gestalt, von allem Humor, aller Komik, aller Tragik umwittert, in meinem Geiste auf. Einen Gauner, einen Hochstapler sollte ich spielen. Ah, das lohnte sich schon. „Gebrüder Bock" hiess das Meisterwerk, in dem ich zuerst meine Flügel entfalten durfte. Grosse Berliner Posse! In einem Verbrecherkeller spielte sich das erste Bild ab. Das einzige auch, in dem meine Kunst sich offenbaren konnte. „Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle. Mein Name ist Graf Knickebein." Und nach einer Weile: „Champagner delizi-ös" lautete der Wortschatz. Mein ganzes Leben lang habe ich ihn nicht mehr vergessen können.

Und endlich brach der grosse Abend an. Ich war der erste in der Garderobe. Die Maske, die ich klebte, fand allgemeine Anerkennung. Höchstes Siegergefühl schwellte meinen klopfenden Busen. Das Klingelzeichen ertönte, ich hörte das Aufrauschen des Vorhanges. Da, was war das plötzlich? ... Immer wilder, fürchterlicher klopfte es im Busen. Mit zitternden Händen umklam-

merte ich die Lehne eines Stuhles. Ein grässliches Angstgefühl durchschlotterte meine Glieder. Alles ringsum fing an, sich zu drehen. Alles, was ich sagen sollte, war spurlos mir aus dem Gedächtnis entschwunden. „Kognak" stöhnte ich; aber schon bekam ich einen Stoss von hinten in den Rücken, und ich flog aus dem Kulissen heraus. Hilflos, kläglich schlotterte ich in mich zusammen und machte ein paar taumelnde Schritte und starrte mit blöden Augen ins Publikum hinein. Im gleichen Augenblicke schon brauste eine laute Beifallswelle über mich dahin. Fröhliches Lachen durchlief das Haus. „Conradi! Bravo! Bravo!" tönte es. Es versetzte mir den letzten Herzstoss! Ich muss sehr komisch ausgesehen haben. Man verwechselte mich mit dem ersten Komiker. Eine lange, drückende Pause alsdann. „Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle ..." rief es aus dem Souffleurkasten. Zweimal, dreimal! Alle auf der Bühne wiederholten es und flüsterten es mir ermunternd, drohend zu. Umsonst! Entgeistert sah ich meine Mitspieler an ... Kein Wort kam aus meinem Munde ... Ein Anderer stellte mich vor: „Das ist Graf Knickebein ... Man sieht's ..." Auch der „deliziöse Champagner" blieb mir vollkommen in der Kehle stecken ... Wie eine Leiche schleppte man mich wieder hinter die Kulissen zurück.

„Ja, ja, das Lampenfieber", sagte der Herr Direktor. „Sie müssen sich doch erst an die Bühne gewöhnen. Versuchen Sie es zuerst einmal in der Komparserie." Das sah ich auch ein. Im „P[f]efferrösel" der Altmeisterin Birch-Pfeiffer fand mein 2. Auftreten statt. Das Stück spielt im Mittelalter. Ein stummer Ritter war mir darin zugeteilt. Zu 6 marschierten wir, einer hinter dem anderen, auf die Bühne heraus. Mein Direktor wollte noch nichts von der Meininger Revolution wissen. Er hielt's durchaus mit der alten Schule, und das Volk, die Masse, stand bei ihm noch immer im Hintergrund in Reih und Glied, die Hände an der Hosennaht, parademässig aufgestellt. Wir 6 machten linksum kehrt, Brust heraus, Bauch herein. Doch kaum hatte ich mich so in Positur gesetzt, und sah mich diesmal völlig fieberfrei, mit still verklärtem Lächeln, fröhlich blitzenden Augen im Kreis umher – hui, da brauste auch schon wieder der Beifall auf, und stürmisches Gelächter ging durch das ganze Haus, wollte gar nicht enden. „Dableiben, Zulage kriegen," schrie eine muntere Stimme im Zuschauerraum. Je heiterer und zufriedener ich lächelte, umso lustiger amüsierte man sich da unten. Was nur eigentlich unsere holde Naive, „das Pfefferrösel", von mir wollte? In einem fort schüttelte sie mit dem Kopfe, machte mir Zeichen, griff sich nach den Augen, als wollte sie sich da etwas ausreiben. Auch alle Anderen grinsten mich lachend an und machten ähnliche Bewegungen. Vom schauspielerischen Nachahmungstrieb ergiffen, tat ich ebenso und hatte plötzlich etwas in der Hand. Entsetzt starrte ich darauf. Ich hatte mir meinen Kneifer von der Nase genommen. Anachronismus! schoss es mir

durchs Gehirn. Ein mittelalterlicher Ritter mit einem Pincenez. Ich glaubte, in die Erde zu versinken. Doch als ich so auf meinen Kneifer starrte, da war des Jubels im Hause, des Beifalls und des Lachens kein Ende.

Mein Schauspielertraum war zerronnen. Ich nahm für immer Abschied von ihm. Aber ich weiss doch nicht.... Bis zum heutigen Tage sagen mir die Leute stets von neuem: „Warum sind Sie eigentlich nicht zur Bühne gegangen? Sie wären doch sicher ein vorzüglicher Komiker geworden."

Meine Primanerjahre. Jugenderinnerungen

Ich war ein schlechter Schüler geworden. Meine letzten Gymnasialjahre waren ein steter Hader und Streit wider die Lehrergebote und Schülergesetze. Literatur, Kunst, Theater und das Wirtshaus fesselten allein noch meine Interessen, und die lateinischen und griechischen Bücher nahm ich nur noch zur Hand, wenn ich morgens acht Uhr notgedrungenerweise den Schulweg antrat.

Auch mein Bruder Heinrich, mein Führer und Meister, mit dem ich bis dahin unzertrennlich verwachsen war, hatte mich allein gelassen, um die Universität zu beziehen, und wartete nicht mehr regelmäßig am Schluß der Stunden auf mich, um gemeinsam mit mir den Heimweg anzutreten. Ach ja, ich fühlte mich höchst einsam und verlassen und hatte zur Zeit niemanden mehr, mit dem ich verkehrte und meine Gedanken austauschen konnte.

Allerdings war ich schon seit einiger Zeit ein gedruckter Autor – als Sekundaner sozusagen in die Literatur eingetreten. Eine Erzählung hatte ich geschrieben: „Die Mühle im Spessart" ... Ich weiß allerdings nur noch so viel davon, daß sie zur Zeit der großen Französischen Revolution spielte und den bekannten Rückzug des Generals Jourdan zum Gegenstand hatte. Ich schickte sie an die Westfälische Provinzialzeitung in meiner Vaterstadt Münster, das „Pferdeblättken" genannt, welches damals in den Tagen des Kulturkampfes als Regierungsorgan zum Kampf gegen die katholisch-ultramontane Presse gegründet [worden] war. Eine briefliche Antwort erhielt ich nicht. Aber selig verzückte Augen machte ich, als ich nur wenige Tage später meinen Namen zum erstenmal gedruckt sah. Freilich ein Pseudonym: Hermann Bruch, nach dem Familiennamen meiner Mutter. Als Sekundaner mußte ich natürlich mit mir Versteck spielen. Durch mehr als zwanzig Fortsetzungen lief die Erzählung. Allerhand wilde Träume kamen über mich. Ich hatte davon munkeln gehört, daß solche Geschichten in den Zeitungen sogar mit blankem Gelde honoriert würden. Phantastische Wünsche und Hoffnungen stiegen in meinem Geist auf. Ich sah mich schon im Besitz von vielleicht sogar zwölf Mark. Als

jedoch davon alles stillblieb, faßte ich mir sogar ein Herz und wagte deswegen bescheiden anzuklopfen. Keine Antwort. Tiefstes Schweigen.

Eine neue Geschichte, die ich diesmal Roman benannt und inzwischen fertiggeschrieben, noch viel länger als die vorige, über vier Erdteile spielend, sandte ich nunmehr ein. Aber prompt kam sie wieder zurück mit einer gedruckten Antwort: „Unverwendbar!" Die Redaktion hatte inzwischen wohl Erkundigungen über das Alter und die Lebensstellung ihres Mitarbeiters eingezogen.

Es war mir dasselbe Los zuteil geworden wie einige Zeit früher meinem Bruder Heinrich, der ein Trauerspiel „Winkelried" gedichtet und an das königliche Schauspielhaus in Berlin eingesandt hatte. Er bekam es zurück mit einem von Botho von Hülsen unterzeichneten Brief voller Lob und Anerkennung für das Talent des Verfassers. Wohl sei das Werk noch nicht völlig bühnenreif, aber mein Bruder wurde sogar um weitere Einsendungen herzlich ersucht. Mein Vater, sehr stolz darüber, griff zur Feder, um dem Herrn Generalintendanten dafür zu danken, daß er die Arbeit eines Gymnasiasten so freundlich beurteilt habe. Aber als mein Bruder nicht lange darauf eine neue Tragödie einschickte „Don Juan d'Austria", kehrte auch sie rasch zurück, diesmal jedoch ohne alles Weitere, mit einem gedruckten Waschzettel: „Für uns nicht verwendbar."

Für meine Schularbeiten hatte ich nicht mehr viel Zeit übrig; um so eifriger besuchte ich das Theater und sparte fleißig an den Fünfzigpfennigstücken, um oben auf der Galerie meine Begeisterungen auszutoben.

Damals, im Winter 1875/76, spielte in meiner Vaterstadt Paul Borsdorff, der Direktor des kleinen Detmolder Hoftheaters, welches zugleich auch schon immer mit dem Stadttheater in Münster verbunden war. Einer der ersten Sendboten, der begeistert das damals eben neue Meininger Kunstideal in die Provinz hineintrug, ein feuriger Idealistenkopf, der in späteren Jahren auch in Berlin, im Nationaltheater, sich Ansehen erwarb. Unter seinen Schauspielern war ein junger Anfänger, Max Grube, der bei weitem stärkste und begabteste. Sein Franz Moor, sein Shylock rissen uns, seine Bewunderer, zu wilden Begeisterungsausbrüchen hin und erregten auch seine besondere Aufmerksamkeit. Stolz, geradezu hochmütig stellten wir unter uns fest, daß er eigens zu uns heraufgesehen und sich dankend verbeugt hatte. Ich konnte nicht anders: In einem verzückten Brief legte ich ihm alle meine Bewunderungen zu Füßen und erhielt umgehend von ihm eine Einladung zu einem Besuch bei einer Tasse Kaffee. Auch Max Grube hat später in seinen Lebenserinnerungen dieser unserer ersten Begegnung noch einige freundliche Worte gewidmet.

Die Zeitung aber, die damals allein für uns die Welt bedeutete, war die „Deutsche Dichterhalle". Oskar Blumenthal hatte sie zuerst begründet und sie

dann Ernst Eckstein, seinem redaktionellen Nachfolger, übergeben. Es war gewiß kein Dilettantenblatt. Ihre eifrigen Mitarbeiter waren alle damaligen ersten deutschen Dichter. Der Zutritt zu so erlauchten Geistern war kaum zu erwarten. Dennoch hatte ich es gewagt, ein Gedicht einzusenden, und wie ein Traum war es, als ich im Briefkasten der nächsten Nummer plötzlich las: „Wenn uns nicht alles trügt, besitzen Sie ein glänzendes Talent." Wohl sollte das bereits übersandte Gedicht noch nicht veröffentlicht werden, aber weitere Einsendungen wurden herzlich erbeten. Unverzüglich natürlich erfolgte eine solche. Und in der nächsten Nummer erschien sie gedruckt: „Klingsors Nachtlied". Es war schon ein großer Schritt hinaus über mein Veröffentlichung im „Pferdeblättken", in der Westfälischen.

Ernst Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" aber wurde für mich zu einer tiefen geistigen Erschütterung und Revolution und führte eine ganz neue Welt- und Lebensanschauung herauf. In einem begeisterten Telegramm an Haeckel brachte ich ihm meine Bewunderung zum Ausdruck. Einige Monate später – er war gerade von einer seiner großen Reisen zurückgekehrt – sandte er mir ein liebenswürdiges Danktelegramm. Auch er hat mir später persönlich gesagt, daß ihm meine Zusendung immer mit ein liebstes Lebensandenken geblieben sei, da es bei ihm eingetroffen sei, als seine Theorie noch die schwersten Angriffe gegen ihn brachte.

Auch ich selbst hatte auf der Schule als Unterprimaner und Haeckelianer zu kämpfen und zu leiden. In meinen deutschen Aufsätzen spielte damals der „Kampf ums Dasein" eine entscheidende Rolle. Einige Male war der Lehrer schon schweigend darüber hinweggegangen, bis er zuletzt eines Tages hochroten Kopfes erschien und mich andonnerte: „Sie lesen gottlose und schlechte Bücher, von denen Sie noch gar nichts wissen dürfen. Ich weiß, Sie schreiben die besten Aufsätze in der Klasse. Aber Ihr darwinistisches Gefasel zwingt mich, ein ‚Ungenügend' darunterzuschreiben." Zornig warf ich das Heft auf die Erde, trat mit Füßen darauf und protestierte: „Das ist eine Ungerechtigkeit!"

Ja, die Schule wurde für mich zu einem immer unerträglicheren Gefängnis. Ein um so eifrigerer Theaterbesucher war ich geworden. Allabendlich schwelgte ich im Sommertheater im Genuß von Possen und Operetten, und die Nächte hindurch verkneipte ich mit den Schauspielern, schwärmte in stiller platonischer Liebe für die erste Sängerin der Bühne, legte ihr glühende Gedichte der Bewunderung zu Füßen und wurde dafür mit dem ersten Kuß belohnt. Mein Nebenbuhler dabei war Stahmer, der sich später als großer Bassist auch in Berlin einen Namen gemacht hat, aber damals noch als jugendlich feuriger Liebhaber auszeichnete. Die beste Freundschaft aber umschloß uns, durch die gemeinsame Liebe zur Sängerin, zu „unserer" Berta, nur noch vertieft und erhöht.

Sehr viel stürmischer und wilder noch ging es im nächsten Winter mit mir zu. Es war mein letztes Gymnasialsemester, und ich stand unmittelbar vor dem Abiturientenexamen. Abends ging ich Punkt zehn Uhr fromm zu Bett, wenigstens nach der Meinung meiner Eltern; in Wirklichkeit aber stieg ich durch das Fenster meines zur ebenen Erde gelegenen Schlaf- und Studierstübchens und eilte schnurstracks über die Gräber des nächtlichen Friedhofs hinweg, der gegenüber dem Haus lag, zu Rissen in die Wirtsstube, in die Kreise meiner geliebten Schauspieler, um mit ihnen zu pokulieren und zu disputieren und des öfteren erst in den Morgenstunden heimzukehren und auch wohl gleich in die Schule zu eilen, ohne das Bett berührt zu haben. Glücklicherweise konnte ich meinen Lehrern dabei ein Schnippchen schlagen. Und als ich eines Tages in der ersten Stunde, in der Mathematik, für die ich aber gar nichts übrig hatte, völlig schlaftrunken vor mich hinstierte, hörte ich plötzlich, wie aus weiter Ferne und tiefem Nebel, meinen Namen rufen. Taumelnd fuhr ich in die Höhe, verstand nicht im geringsten, was der Herr Professor eigentlich von mir wollte, und starrte ihn nur blöde an. Kopfschüttelnd nur musterte der mich von oben bis zu den Füßen, um mich dann streng, doch zugleich mit großem Wohlwollen zu examinieren: „Sagen Sie mal, wann sind Sie eigentlich in dieser Nacht schlafen gegangen?“ Wie an einem Rettungsanker klammerte ich mich an. „Fünf Uhr morgens“, stammelte ich. „Ja!“ meinte er. „Das habe ich Ihnen ja doch sofort angesehen. Sie studieren zu viel, Aber ich rate Ihnen dringend, gehen Sie spätestens zehn Uhr zu Bett! Und kommen Sie gestärkt mit frischen Sinnen zur Schule! Wenn Sie hier gut aufpassen, lernen Sie bedeutend mehr und besser, als wenn Sie die ganzen Nächte hindurch allein für sich hinbüffeln.“

Übermütig stach mich auch wohl der Hafer. Ich foppte meine Lehrer. Abends klebte ich mir in der Garderobe der Schauspieler einen Vollbart an und ging dann ins Wirtshaus, um mich zu einem der Gestrengen an denselben Tisch zu setzen und mit ihm allerhand Schabernack zu treiben.

Eine der neuesten Errungenschaften jener Zeit war das Tingeltangel, das auch über Münster seine Segnungen ausbreitete und die guten alten Sitten verwirrte. Natürlich zog es auch uns mit magischen Gewalten an, und manchen Abend verbrachte ich im Bann der lockeren Tingeltangeleusen.

„... Zum Tinglingling schon wieder,
Mir zittern alle Glieder –
Papa, Mama, der Klapperstorch ist da ...“

Einer dieser Abende hätte mir allerdings fast zum schweren Verhängnis werden können. An einem Nebentisch, ganz in meiner Nähe, saß ein baumlanger Korpsstudent, das Gesicht rechts und links mit Schmissen köstlich

verziert. Bewundernd, verehrend, mit allen Gefühlen eines Primaners, eines Mulus noch, schaute ich zu ihm empor. Da fuhr jener rasselnd auf und trat an meinen Tisch. „Mein Herr", fuhr er mich mit der schnarrendsten Leutnantsstimme an, „Sie fixieren mich in unverschämtester Weise. Das ist Tusch. Ich bitte, mir zu folgen! Ich habe mit Ihnen zu reden!" O weh! Ein Duell! Mir wurde übel zu mut. Alle Folgen, die dem armen Gymnasiasten drohten, stiegen finster auf. Von der Schule geschaßt. Cum infamia. Im Tingeltangel ertappt. Duell! Recht geknickt folgte ich ihm nach draußen, auf das verschwiegene Örtchen. Dort stellte er sich vor: „Mein Name ist von Haase." Auch ich verbeugte mich. „Doktor Julius Hart", sagte ich. Die Ehrfurcht, mit der ich ihn zuerst betrachtet hatte, schien auf ihn überzugehen. „Sie haben mich fixiert, Herr Doktor! Sie wissen ..." „Natürlich stehe ich zu Ihren Diensten. Allerdings war es nur das höchste, ernsteste Interesse. Ich dachte nur nach, welchem S.S.C. Sie angehören ..." „Ah", meinte er, „das ändert freilich die Sache ... Es war mir eine Ehre, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Bitte!"

Wir kehrten gemeinsam in das Lokal zurück, jeder an seinen Tisch. Gleich darauf erhob er sein frischgefülltes Glas. „Einen Hochachtungsschluck!" trompetete er herüber. „Ein ganz Spezielles, Herr Doktor!" Und leerte sein Glas bis auf die Neige. Staunend sahen mich meine Bekannten ob meiner plötzlichen Standeserhöhung an.

Um diese Zeit kehrte auch mein Bruder von der Universität München wieder heim, und eines Tages kam zu uns ein junger Mann, ein etwa Dreißigjähriger, der von uns gehört hatte, daß wir auch Dichter wären wie er. Dr. Albert Gierse war sein Name. Rasch wurden wir mit ihm innigst befreundet. Einen westfälischen Verein für Literatur mit ihm gemeinsam zu begründen, schlug er uns vor – ja, sogar eine Vierteljahrschrift zu begründen: „Deutsche Dichtung". Einen Verleger hatte er auch dafür schon an der Hand: den altangesehenen Coppenrat[h]schen Verlag in Münster. Wer war glücklicher als wir?

In der Tat brachten wir bald einen Verein von über hundert Mitgliedern zusammen, der auch öffentliche Vorlesungen und Versammlungen veranstaltete, und es waren sogar erste Namen, die mein Bruder und ich als Mitarbeiter gewannen: Hamerling, Felix Dahn, Sacher-Masoch, der mit seinem „Vermächtnis Kains" damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, Julius Grosse, E.M. Vacano, Carriere. Wir hatten ihnen allen schon früher begeisterte Briefe geschrieben und freundliche Antwort bekommen. Mir selber aber wurde die Ehre zuteil, mit einem großen Hymnus „An die deutsche Poesie" die erste Nummer zu eröffnen. Für die Provinzialzeitung, für das „Pferdeblättken", hatten wir aber auch die Theaterkritik übernommen. Die Nächte wurden vielfach im Wirtshaus verbracht, und nur eines fiel mir manchmal recht schwer auf

die Seele: daß ich noch immer die Bänke der Prima drückte und des Morgens zur Schule mußte. Alle inneren Beziehungen zu ihr hatte ich verloren. Und gerade als das erste Heft unserer „Deutschen Dichtung" gedruckt wurde, seufzte ich in den Nöten des Abiturientenexamens.

Sehr gut und aussichtsreich sah es damit gerade nicht aus. Wie es mit meinen mathematischen Kenntnissen bestellt war, wußte ich selbst am besten. Aber all die langen Jahre hindurch hatte ich doch immer meinen Lehrern Sand in die Augen zu streuen gewußt, daß ich mit einem „Genügend" davongekommen war. Vollkommen mit Schmuggelblättchen ausgerüstet, stieg ich deshalb auch ins schriftliche Examen hinein, und meine Kameraden hatten mir fest zugesichert, mir die richtigen Lösungen heimlich zuzustecken. Aber das Schicksal wollte es, daß sich der Lehrer gerade vor meinem Platz aufpflanzte und ich ganz auf meine eigenen Kenntnisse angewiesen blieb. Mit gesträubten Haaren betrat ein paar Tage später der Herr Professor die Klasse. „Noch niemals", stöhnte er, „solange ich hier unterrichte, habe ich jemals eine solche Aufgabe bekommen wie diesmal. Total ungenügend. Der Schüler hat nicht die blasseste Ahnung, was überhaupt Mathematik ist. Er ist rettungslos durchgefallen. Er müßte ja im Mündlichen vorzüglich bestehen, was natürlich vollkommen ausgeschlossen ist ... Hart ..."

Es fiel mir doch zentnerschwer auf die Seele. Acht Tage noch Zeit. Eine letzte Hoffnung nur faßte ich. Des alten Euler „Briefe eines Mathematikers" kaufte ich mir und studierte sie auf eigene Faust. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das abstrakte Wesen der Mathematik wurde mir auf einmal klar und deutlich. Und siehe da, im Mündlichen bestand ich wirklich und wahrhaftig vorzüglich. Prompt, ohne Stocken, gab ich auf jede Frage die richtige Antwort. Ich war gerettet. Aber ich kam doch gerade nur mit Ach und Krach durch. Meine poetischen Sünden waren ruchbar geworden. Einige der Lehrer sahen darin schwere Verstöße gegen den heiligen Schulgeist und wollten mich gar zu gern durchfallen lassen. Aber der Schulrat, der damals, zur Zeit des erbittertsten Kulturkampfes, besonders aus Berlin herübergekommen war, legte ein Veto ein. Er meinte, ich sei moralisch zu reif und über den Geist der Schule hinausgewachsen; ich könne nicht zurückgehalten werden, ohne meine Mitschüler allzu freigeistig zu beeinflussen.

Sicherlich hatte ich von allen meinen Kameraden das böseste Lotterleben geführt, und mein ganzes Dasein war ein einziger schwerer Verstoß gegen alle Schulgesetze gewesen. Doch ausgerechnet gerade mir wurde im Betragen auf dem Abgangszeugnis ein besonderes Lob und Vorzüglich zuteil, mir allein und sonst nur noch drei, vier anderen von der Klasse, frommsten und stillsten Duckmäusern und Musterschülern. Von jeher war es in Münster altheiliges Abiturientenrecht und Sitte, einen Kommers zu veranstalten und auf ihm die

Farben der Abiturientenmütze zu bestimmen. Von der Schule aus war er aufs strengste verboten, aber ebenso war es nun gerade Recht und Pflicht, ihn erst recht zu feiern. In jedem Jahre aber wurde er auch von den Lehrern überrascht, die stets Wind davon bekommen hatten, in welchem Wirtshaus der Kommers stattfand. So auch diesmal. Mich selbst aber hatten gerade an jenem Tage heftigste Kopfschmerzen befallen, von denen ich damals öfter heimgesucht wurde, so daß ich notgedrungen zu Hause bleiben mußte und damit als ein besonders ausgezeichneter Musterschüler von meinem lieben Gymnasium entlassen wurde.

Mein erster Winter in Berlin. Aus meinen Lebenserinnerungen

„Noch kränzte nicht das zweimal zehnte Jahr
Mit dunklen Locken dieses blasse Haupt ..."

dichtete ich damals. Achtzehn Jahresringe zählte ich am Baum meines Lebens, als ich zum erstenmal eine Reise machte ... fiebernden Herzens. Berlin! Berlin! Wie ein glühender Traum mit allen gleißenden Bildern von Kampf, Sieg, Ruhm lockte es als Ziel, und wie das weite, endlose Meer flutete es vor meiner Provinzlerseele, die sich nur aus ihren Teichen herauswünschte. ‚Thalatta – Thalatta!' jubelte es, sehnte, bangte es: – ‚Berlin –!'

Der Vorwand war die Universität. Mein erstes Studentensemester hatte ich in meiner Vaterstadt Münster, auf der dortigen Hochschule, damals erst noch einer Akademie, wesentlich für katholische Theologie und Philosophie, beim Studium von Geschichte und Literaturwissenschaft – nun sagen wir lieber: versäumt. Mit allen Schaudern der Ehrfurcht, der Erwartung höchster Erhebungen, wie der Schüler im ‚Faust', hatte ich die frommen Hallen betreten, um als erstes ein Kolleg über Cervantes zu hören. Es übte eine so starke Wirkung auf mich aus, daß ich doch lieber ein für allemal der Arbeit an der Literaturgeschichte zu entsagen beschloß und meine Zukunftshoffnungen auf die Jurisprudenz setzte. Die konnte man nicht in der Vaterstadt betreiben. Gewichtigster Grund, sie zu erwählen, und den treuen, vorsorgenden Eltern die Notwendigkeit der Reise nach Berlin darzulegen. Auf diese kam es mir weit mehr an als auf die Rechtswissenschaft. Auch diese hatte gerade nichts Verlokkenderes an sich als die Cervantesforschung. Rettungslos war ich schon seit meinen Tertianerjahren dem poetischen Wahnsinn verfallen, als ich meinen ersten Roman ‚Das Försterhaus im Spessart' in den Spalten der einheimischen

‚Westfälischen Provinzial-Zeitung' gedruckt lesen durfte. Nur *ein* Beruf lockte: Dichter wollte ich werden, auch vom Dichten leben.

Die fürchtende Vaterseele, das Dichten sei ein brotloser Beruf, hoffte ich, zu überzeugen, daß auch dem Pegasus alle Erdenschätze sich abmelken lassen, wie der heiligen Kuh, um die Visvamitra jahrtausendelang in Büßerqualen kämpft und ringt. Zur Beruhigung des Vaterherzens hieß es Jura studieren – aber die heimliche Hoffnung lockte nach dem Menschengewimmel an der Spree, dort mit der Feder sich auch die Freiheit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu erkämpfen und denen daheim nicht länger auf der Tasche zu liegen.

Auf der Fahrt nach Berlin! Vierter Klasse natürlich, durch eine warme leuchtende Herbstnacht dahin. Halb schlafend, halb wachend saßen wir, mein Bruder Heinrich und ich, und ein junges Geschäftsfräulein, das sich in Hannover zu uns fand, auf dem großen Reisekorb, der unsere Schätze barg: Kleider, Wäsche, Bücher, Schreibzeug, zwei Teller und Tassen und das Spiritusmaschinchen. Aus den dröhnenden Rädern und Schienen stampften in Schlafen und Wachen, in Reden und Schweigen hinein die Rhythmen, glühten herauf die Visionen eines Gedichtes, das sozusagen als der einzige Beweis meines poetischen Könnens in Anthologien, Literaturgeschichten und Kritiken, als mein Musterwerk mir immer wieder vorgehalten wird, und welches ich deshalb schon mehr wie eine Harpyie über den Gefilden meines Schaffens schweben sehe. Aber es spricht immerhin die Empfindungen und Gefühle aus, die in jener Nacht des Jahres 1877 in mir wogten und gärten, welche als eine entscheidende und einen Lebensabschnitt bildende mir vor der Seele steht und die Kindeszeit für mich abschließt.

„Berlin! Berlin! Nun hoch die junge Stirn,
Ins wilde Leben laß dich mächtig tragen ...

Berlin! Berlin! Die Menge drängt und wallt,
Und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,
Vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,
Und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.
Du aber suchst in dieser bleichen Flut
Nach Rosen und nach grünen Lorbeerkronen ...
Schau dort hinaus! Die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen ..."

Wie Blut durchquoll's jedoch nicht die Luft, sondern Berlin strahlte in allen Seligkeiten und Herrlichkeiten eines hellen goldenen Septembermorgens, als wir so um die achte Morgenstunde herum am Lehrter Bahnhof dort ankamen. Es war uns auch durchaus nicht anders zumute, wie Ferdinand Cortez, da er zum erstenmal die Küste Mexikos betrat. Sollte man betend niederknien oder die Erde küssen, mit den Händen in den Boden krallen, oder den Federhalter

als Fahne und Panier weit in die Straße hineinschleudern, um seine Eroberungsgelüste deutlich zu markieren und aller Welt es in die Ohren zu schreiben: ‚Hier bin ich, hier bleibe ich – hier sind die starken Wurzeln meiner Kraft.' Aber fühlen und hoffen und glauben ließ es sich auch ohne die große dramatische Pose. Der jungen Dame, die uns über die Langeweilen und Seufzer der Fahrt im allzuengen und überfüllten Wagen der vierten Klasse liebend hinweggetröstet hatte, drückten wir jeder einen Kuß auf den roten Mund und wünschten uns gegenseitig alles Heil und größtes Glück auf den ganzen ferneren Lebensweg. Sie ging nach dem Norden hinauf, wir steuerten südöstlich, und sahen selbstverständlich einander nie wieder. Am Bahnhof aber stand ein junger Mann mit langen Locken, welche den Lyriker unverkennbar zur Schau stellten. Auch trug er eine rote Rose im Knopfloch. „Sie sind Max Stempel," sagten wir auf ihn zutretend und hatten damit das völlig Richtige getroffen. Ja, es war Max Stempel, der uns am Bahnhof abholen und zu den Zimmerlein führen sollte, die er für uns schon im voraus gemietet hatte: Prinzenstraße 45c. „Eine Buchhandlung ist gleich unten im Parterre. Selmar Hahne heißt sie. Da haben Sie's nicht weit," sagte Freund Max, rot vor Freude und Aufregung und in einem fort lächelnd. Er blickte sogar mit einigen Verehrungen herauf zu uns, wie zu väterlichen Freunden. Denn in unserer ‚Vierteljahrsschrift für westfälische Literatur und Kunst', die wir schon daheim in unserem Münster begründet hatten, war ein Gedicht von ihm zum erstenmal gedruckt worden. So konnten wir denn unbedingt auf alle Hilfen und Gefälligkeiten von ihm zählen.

Mit ängstlichem Zucken fuhr ich nach dem von der Mutterhand sorgend in die Westentasche eingenähten Goldstück, und nicht ohne Beklommenheit dachte ich an unser schmales Geldbeutelchen, als mein lieber, allzeit zur Verschwendung neigender Bruder Heinrich den Tag unseres ersten Einzuges in Berlin für einen größten und wichtigsten, schicksalbestimmenden Tag erklärte, der unbedingt zunächst mit einer Flasche deutschen Weines eingeweiht und gefeiert werden müsse. Er winkte eine Droschke heran, und bald darauf saßen wir Drei in der Passage, im Brennpunkt weltstädtischen Treibens bei einem Glase Rüdesheimer, im Schwarm seliger Gefühle in einem fort anstoßend auf alles mögliche, auf die Poesie und Kunst, auf Berlin, das Deutsche Reich, unsere Zukunft, Freundschaft, Liebe und die allgemeine Menschenverbrüderung. Der Morgen riß eine große Bresche in unseren Kriegsfonds zur Eroberung Berlins, und als wir auch noch die dreißig Mark für die zwei möblierten Zimmer unserem bleichwangigen Hauswirt, Zahntechniker, Homöopathen und Vegetarianer, bar und blank in die Hand gedrückt hatten, war die Frage der weiteren leiblichen Beköstigung zur brennendsten Lebensfrage geworden. Doch um so hoffnungsvoller erglühte die Seele in phanta-

siereichen Träumen von immer neuen Aufsatz-Honoraren, die uns an einem so ungeheuer zeitungsreichen Brennpunkt des geistigen Lebens zweifellos zufließen mußten.

Leider, leider wollten sie gar nicht in Erfüllung gehen, und keine von den vielen Redaktionen legte irgendwie Wert auf den Abdruck der Studien, Kritiken und Gedichte, die wir fertig und in sauberen Abschriften vorsorglich für den Berliner Bedarf aus der Heimat schon mitgebracht hatten. Und so scheiterten auch bald mein juristisches Studium und alle meine näheren und innigeren Beziehungen zur Universität. Sie erreichten ihren glänzenden Höhepunkt, als ich meine Hände in die von Helmholtz zum feierlichen Schwure hineinlegen durfte, tief durchschauert von allen Ehrfurchtsgefühlen, zum ersten Male einer Weltberühmtheit, Auge ins Auge schauend, gegenüberzustehen. Mit der Immatrikulation aber fanden sie auch ihr Ende. Bedauerlicherweise waren die Kolleggelder schon vorher bei den üppigen Gelagen in den ‚Akademischen Bierhallen' am Hegelplatz, das Mittagsmahl zu vierzig oder fünfzig Pfennig, nach und nach weggeschmolzen, und wie wir selber, so legte auch die alma mater doch zuletzt immer mehr noch Wert auf die Befriedigung der materiellen als der geistigen Interessen. Mein Name wurde im Buche der Universität wieder getilgt, als ich mich außerstande fühlte, die finanziellen Kosten zu bestreiten, welche auch für die Wissenschaft zur Bedingung aller Bedingungen geworden sind.

Herr Müller, der Besitzer der ‚Akademischen Bierhallen' in der unmittelbaren Nähe der Hochschule, war wahrhaft ein Menschenfreund und Wohltäter der studentischen Jugend. Er hatte es so eingerichtet, daß man sich schon für zehn Pfennig völlig satt bei ihm essen konnte. Soviel kostete bei ihm nämlich ein Teller Fleischbrühe, doch auf den weißgescheuerten Tischen ringsum stand duftiges Weißbrot in reichster Hülle und Fülle, von dem jedermann nehmen konnte nach Herzens- und Magenbegehr und ohne alle weitere Bezahlung. Und davon wurde reichlich Gebrauch gemacht. Den ganzen Tag über drängte die junge Menschheit sich in den ‚Akademischen', die Zahllos-Vielen, reicher an Geist und Wissen und ärmer am Beutel. Immerhin war es auch für uns schon ein Festtag, wenn wir am Hegelplatz zu Mittag ober Abend für fünfzig oder sechzig Pfennig schlemmen konnten. Meistens reichte es auch dafür nicht, und wir ließen uns an kalter Küche daheim genügen. Um so heftiger begehrten die ausgehungerten Sinne nach unerhörtem Daseinsgenuß – wenn dennoch trotz alledem – trotz alledem ein Goldstück zeitweilig ins Haus regnete und eine Arbeit merkwürdigerweise nicht im redaktionellen Papierkorb begraben wurde. Bruder Heinrich erklärte es dann immer wieder für seltsame und märchenhafte Schicksalsfügungen, die zur Wiederholung nur dadurch angereizt werden könnten, wenn wir ihnen durch eine Spende Weines

unsere Verehrung klar und deutlich bewiesen. Und so sehe ich im weichen Nebeldunst meiner Erinnerungen mich während dieses meines ersten Winteraufenthaltes in Berlin bald freudig verklärt in allen Begeisterungen und Ekstasen schwärmend auf den Höhen des Daseins thronen, bald im schwierigen und peinlichen Kampf mit des Leibes Ängsten und Notdürften nach der Befriedigung des Hungers fahnden.

Zusammenkünfte mit Ernst von Wildenbruch genossen wir als schönste und reinste Feierstunden in dieser Zeit. In den enthusiastischen Fähigkeiten gaben wir jedenfalls einander nichts nach, und wenn wir bei Raffo Unter den Linden in der Societa enologica italiana, beim Risotto und billigsten Wein auf der Karte, oder im Caprikeller an der Leipziger Straße, bei Lutter und Wegener oder im Café Bauer von der Poesie und allen Menschheitsidealen still und gemütvoll unserer Meinung nach zu reden anfingen, dann waren wir bald Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit ringsum. Und in unsere erhitzten Debatten staunten von den Nebentischen bald ironisch-spöttische, bald freundlich-zustimmende, aber immer lächelnde Gesichter hinein, und ein Oho! oder Bravo! antworteten aus den Ecken auf unsere Begeisterungen und Kritiken.

Im ‚Akademisch-literarischen Verein' war ich zuerst mit Wildenbruch zusammengetroffen. Sonst stets mit meinem Bruder unzertrennlich verbunden, mußte ich an diesem Abend doch allein den Weg dorthin gehen, da unser Geldbeutelchen nur noch für zwei oder drei Glas Bier zu bürgen vermochte. Als geistige Festspeise gab's die Vorlesung eines Dramas ‚Der Mennonit', vom Dichter selber. Ich glaube, auf der Gertraudtenstraße, im kleinen Hinterzimmer eines verräucherten, spießbürgerlichen Bierlokals war es, wo sich eben erst eine kleinste Studentengemeinde um Wildenbruch zu scharen anfing und ihn als den dramatischen Erneuerer auf den Schild hob, während ihm noch alle seine Manuskripte von sämtlichen Bühnen unabänderlich mit bestem Dank ‚remittiert' wurden, wie damals der offiziöse Ausdruck lautete. Neben mir saß an dem Abend Berthold Litzmann, der zukünftige Wildenbruch-Biograph, der feinsinnige Literarhistoriker, der unter allen Verehrern und Bewunderern dem Dichter die größte Treue gehalten hat.

„Wir müssen uns näher kennen lernen," sagte mir Wildenbruch, als wir spät in der Nacht, so um vier Uhr herum, uns trennten und schüttelte mir aufs kräftigste die Hand. Er meinte sogar, er habe über seine eigenen Dichtungen noch niemals mit einem anderen so gut sprechen können wie mit mir. Auch die gemeinsame Verehrung für Gottfried Keller, die wir leidenschaftlich zum Ausdruck gebracht hatten, führte uns zunächst zusammen.

Es war an dem Abend die beliebte Frage aufgeworfen worden, wer wohl zurzeit der bedeutendste Dichter sei, diesmal, wer der bedeutendste Novellist. Paul Heyse, erklärten alle anderen, und nur Wildenbruch und ich riefen zu-

gleich, wie aus einem Munde: Keller. Dessen Name aber war damals noch ganz unbekannt in dem Kreise, und seine ‚Leute von Seldwyla' begannen gerade eben die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Doch als ich mit recht weitherzigem Empfinden, schon im Gefühl des Gegensatzes, auch Sacher-Masoch einen Könner und einen Großen nannte, da protestierte Wildenbruch aufs heftigste und schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihm versicherte, der sei gar kein Jude.

Wenige Tage später saßen wir beim Herrn Assessor in seiner Wohnung an der Potsdamer Straße, und diesmal las er sein Drama ‚Die Herrin ihrer Hand' vor, uns beiden Brüdern und einer lieben Freundin, einem Fräulein vom Theater, das uns in seine weibliche Obhut genommen hatte. Bier gab's dazu, Schinkenstullen und eine Sechspfennig-Zigarre, und zuletzt lagen wir uns alle selig in den Armen, umarmten, küßten uns und tranken Brüderschaft miteinander, nachdem wir Hülsen und seinen Dramaturgen, Titus Ulrich, mit allen Schalen des Hohnes und Spottes übergossen hatten. Wohl litt damals Wildenbruch unter nichts so schwer wie unter der Gleichgültigkeit, die die Bühnenleiter ihm entgegenbrachten, und doch konnten in seinen Augen alle guten Geister des Humors aufleuchten, und das gutmütigste Lächeln umschwebte seine Lippen, wenn er, in dem Schatze seiner Erfahrungen kramend, von all den unglaublichen Borniertheiten und Insipiditäten erzählte, mit denen die Theaterdramaturgen seinem Zutritt auf die Bühne entgegenwehrten. Und wen wir dem gegenüber gerade auf die so stark theatralischen Kräfte und Geister seiner Begabung hinwiesen, und ihm Mut und Trost einsprachen und unsere sichere Überzeugung zum Ausdruck brachten, daß sich notwendig ihm bald das Theater erschließen müsse – so erhöhte das natürlich die Wärme der Sympathien füreinander.

Es waren aber gerade die Tage des bittersten Künstler-Märtyrertums, die Wildenbruch damals durchzumachen hatte.

In seinem Schreibtisch häuften sich die Manuskripte, verschiedenste Tragödien- und Possenpläne tauchten in seinem erfindungsreichen Gehirn auf, durch die er die geliebte Bühne zu erobern hoffte: doch seine Stunde war noch nicht gekommen, und er kostete alle Qualen und Enttäuschungen des verkannten Dramatikers aus. Ja, er meinte sogar, daß wir uns bereits einen bekannteren Namen in der Literatur errungen hätten, als er mit seinen zweiunddreißig Jahren. Davon wußten wir nun wiederum nichts.

Freilich, an Plänen waren auch wir reich, und da litten wir schon mehr an Überfülle der Produktion. Alles inbrünstige Sehnen und Verlangen richtete sich auf die Gründung einer eigenen literarisch-kritischen Zeitschrift und wuchs um so stärker heran, je mehr die schon existierenden uns nahelegten, wie wenig Bedürfnis nach unseren Arbeiten, der Äußerung unserer Gefühle

und Meinungen über die Welt und die Kunst vorhanden war. Daß sie auch zu einem Kampforgan für Wildenbruch werden und seine Dramen veröffentlichen sollte, um das allgemeine Urteil herauszufordern, die Gleichgültigkeit, die Verständnislosigkeit der Bühnenleiter für ein so ausgesprochenes Theatertalent offen darzulegen, war selbstverständlich. Aber ich glaube, sowohl Wildenbruch wie wir hätten auch eine Zeitschrift für Seifenfabrikation oder für die Zementindustrie gegründet, wenn wir nur hintenherum, in irgendeiner Ecke, unsere Gedichte und Klagerufe über das kunst- und ideallose Geschlecht der Zeit vernehmen lassen konnten.

Dann und wann sogar antwortete von den zahlreichen Verlegern, denen wir unter den verlockendsten Vorspiegelungen unser ‚Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart' anboten, der eine oder der andere, daß ihn die Idee interessiere und zum Zweck näherer Besprechung unser Besuch willkommen sei. Mit Zittern und Herzklopfen nur konnte eine solche Fahrt angetreten werden. Vor allem erklärte mein Bruder meine achtzehn Jahre für den Stein des Anstoßes und sah darin den Grund, daß die Unterhandlungen gleich auch wieder ins Nichts zerrannen. Ich machte seiner Behauptung zufolge einen zu unreifen Eindruck und hatte noch nicht die notwendige Würde und Gesetztheit der äußeren Erscheinung errungen, wie sie zum Herausgeber einer Zeitschrift gehöre. Deshalb wurde ich von ihm zuerst einem Verälterungsverfahren unterworfen, und er setzte mir mit einem angebrannten Streichhölzchen über die Oberlippe einige schwärzliche Schatten auf die Haut, die an den ersten Ansatz eines Bartflaumes glauben machen sollten. Diese brüderliche Schminkkunst hatte den Erfolg, daß das Entgegenkommen der Herren Verleger stets besonders liebenswürdig und wohlwollend ausfiel und in einem fort das freundlichste ironische Lächeln um deren Lippen zuckte, je ernster, gesetzter und eindringlicher ich für die Notwendigkeit unserer Zeitschrift zur Reform des Theaters und der Literatur eintrat.

Zu Hugo von Kupffer, dem späteren Zeitungschef im Hause August Scherl und dem Hauptleiter des ‚Berliner Lokal-Anzeigers', sehe ich mit vierzigjähriger unauslöschlicher Dankbarkeit und Verehrung auf, als dem gütigen Spender des ersten Honorars von zwanzig Mark, das mir Literatur und Zeitung in Anerkennung meiner Verdienste um sie beschert haben. Ja, er erklärte sich wirklich bereit, einen Aufsatz über das reizvolle Thema ‚Berlin, wie es ißt und trinkt' in seinem ‚Neuen Blatt' zu veröffentlichen, wie wir es ihm in einem Briefe vorgeschlagen hatten. Wir hatten uns ja unseren ersten Berliner Artikel ganz anders im Geiste vorgestellt. Von höchsten Idealen sollte und durfte er nur handeln. Ohne Frage, es war ein tiefer Abstieg ins Gemein-Alltägliche herab. Man durfte es schon als eine Entwürdigung fühlen. Was wir aus persönlicher Erfahrung von diesem essenden und trinkenden Berlin wußten, ver-

mag sich der Leser auch leicht vorzustellen. Autorität gerade auf diesem Gebiet waren wir leider – leider am allerwenigsten. Und dennoch – dennoch war es die Stunde eines reinen Glücksrausches, als der Postbote in der Nachmittagsdämmerstunde den Brief mit der Märchenbotschaft aushändigte. Es war doch ein Anfang. Der Einbruch ins Reich der Berliner Druckerschwärze.

Aus unserem Geldbeutelchen war der letzte Heller auch verschwunden und gerade eben im Café Bauer vertan worden. Ich stürzte an den Schreibtisch, um die Nacht hindurch mir all die materiellen Genüsse vorzustellen, die einem Berliner zur Verfügung standen und den Artikel bis zum nächsten Morgen fix und fertig zu schreiben. Doch gleich auch stieg das Gespenst aller Gespenster herauf, das ewig der Seele auflauert, die so herzlich gern allein nur die Wege aufwärts zu den Höhen des reinen Ideals und der Kunst wandeln möchte und stets den Pegasus ins Joch zwingend zu magerer Kost und Arbeit. Der Petroleumlampe traulichen Schein galt es nur noch anzuzünden – und dann selig, berauscht, enthusiastisch an die Arbeit, die den Namen hinaustrug in Hütten und Paläste. Es fehlte nur das Streichhölzchen. Umsonst tasteten wir in allen Taschen nach einer Schachtel – stöberten in allen Zimmerecken umher. Der so völlig unentbehrliche prometheische Feuerbringer war nirgendwo aufzutreiben. Und ach, noch viel vergeblicher suchten und fahndeten die Finger nach einer bescheidensten Kupfermünze, mit der sich Prometheus drüben beim Kaufmann erwerben ließ. Eine offene Gasflamme, die draußen den Flur und die Treppen beleuchtete, war unsere nächste Zuflucht und Zuversicht. Sie befand sich allerdings in beträchtlicher Höhe, und selbst mit den meterlagen Fidibussen, die wir kunstvoll hergestellt hatten, und mit den kühnsten Turnersprüngen wollte sie sich nicht erreichen lassen. Die Papierstangen knickten immer wieder um, und eine halbe Stunde lang hopsten wir verzweiflungsvoll hin und her. Dann brachte mein Bruder triumphierend den letzten kärglichen Rest einer Zigarre zum Vorschein und begeisterte sich an der phantastischen Vorstellung, den glimmenden Stummel zu einem offenen Feuer anzublasen. Er brauchte nur erst zum Glimmen gebracht zu werden. Zu diesem Zweck begab ich mich auf die Straße und auf die Wanderung, um einen still seines Weges dahergehenden Raucher um etwas Feuer auch für meinen Zigarrenrest zu bitten. Wahrlich auf die Wanderung! Nur diesmal wollte mir kein Raucher, deren sonst so viele sind, begegnen, und erst am Dönhoffsplatz fiel mir einer zum Opfer. Atemlos, keuchend, wie ein Schnelläufer raste ich wieder heim, mit Entsetzen sehend, wie das kleine Tabakbruchstückchen immer mehr zusammenschrumpfte. Einen letzten Funken in einem letzten glimmenden Blättchen brachte ich dennoch glücklich ins Studierzimmerlein herein, und Bruder Heinrich blies! Aber diesen Funken blies auch er nicht zur Flamme an. So blieb denn nichts anderes übrig, als bei einem guten Freund und Bekannten

ein Streichholz zu entleihen. Endlich trafen wir einen zu Haus, hoch oben im Norden, in der Gartenstraße, unseren münsterischen Landsgenossen, Ferdinand Karsch, den Spinnenkundigen, der sich darauf vorbereitete, als Professor der Berliner Universität eine Zierde der entomologischen Wissenschaft zu werden. Er schenkte uns sogar ein ganzes Kästchen der besten Schwedischen. Als wir damit froh heimkamen, war es gegen halb drei Uhr nachts, und todmüde von der langen Fußwanderung durch Berlins Straßen sanken wir ins Bett hinein. An diesem Abend schrieben wir nicht weiter.

Kürschners ‚Deutscher Literaturkalender', wohlbehaglich, geradezu rundlich genährt, geschäftlich behäbig aussehend, der alljährlich seine Einkehr bei uns Schreibbeflissenen hält und ich, sein erster Vater und Erzeuger, sind ja beide einander recht fremd geworden und wissen voneinander nicht mehr viel. Er erinnert sich bei seinen durch und durch soliden Geistesverfassungen wahrscheinlich gar nicht gern an die Tage seines ersten Erwachens in unserem Kunstzigeunerstübchen auf der Prinzenstraße und hat gewiß seine besten Dienste der Sache geweiht, für die Literatur, Kunst, Beruf und Geschäft notwendig aufs engste miteinander verschwistert sein müssen. Einmal hat aber doch auch er, bei seinem ersten Augenaufschlag, hineingeblickt in die altromantischen Dachkämmerlein-Welten, wo alles Geld immer nur die Megäre aller Megären ist und bleiben wird.

Als mein Bruder und ich die Idee unseres Schriftstellerkalenders damals ausheckten, fühlten wir uns freilich selber als höchst praktische, merkantil wahrhaft genial denkende und strebende Wesen, und als wir mit ihr bei den Verlegern hausieren gingen, versuchten wir immer nur diese unsere nüchternen geschäftlichen Literatur-Ideale in das rechte Licht zu setzen. Selbstverständlich mit völligem Mißglücken gerade bei den nüchtern geschäftlich-denkenden Verlagsmagnaten. Keinem wollte der materielle Gewinn bei der Sache einleuchten. In Bremen streckte sich uns dann aber doch bald die hilfreiche Hand entgegen. Hinricus Fischer, der derzeitige Inhaber der Kühtmannschen Buchhandlung alldort, legte als erster deutscher Verleger unbegrenztes Wohlwollen und Verständnis für alle unsere Pläne und Ideen an den Tag. Eine rotblonde, bärtige Friesenseele von strahlender Gutmütigkeit, die nichts abzuschlagen vermochte. Alles wollte er uns drucken, alles verlegen. Unseren ‚Literaturkalender', unsere ‚Deutschen Monatshefte', das Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart – unsere ersten Gedichtbücher. Wer ermißt den Rausch und die Seligkeit einer jungen Poetenseele, der solche Aussichten sich öffneten. Vor allem stimmten Verleger und Autoren auch darin völlig überein, daß sie in allen Geldfragen gegenseitig die größte Liberalität bewiesen. Sie spielten überhaupt keine Rolle. Es war selbstverständlich, daß man dichtete und redigierte, alles pour le roi de Prusse, für die Kunst und das Ideal,

die als rois de Prusse vor allem bestrebt sind, ihre Untertanen in mammonistischer Unbeflecktheit zu erhalten. Freilich selbstverständlich war es dann auch, daß der Leib schwach wurde, als nach vierjähriger, immer mehr anwachsender Arbeit am Literaturkalender und damit auch stets sich steigernder Honorarlosigkeit Joseph Kürschner verlockend einen Geldbeutel emporhob und uns das Urheberrecht abkaufte. Die zwei schönsten Tage des Villenbesitzers wurden da auch uns zuteil. Die reinste Festfreude hatten wir genossen bei der Gründung, nicht minder rein war diese, als wir den Kalender wieder los wurden und ihn bei Freund Kürschner in jedenfalls besserer Obhut wußten als bei uns.

Den ersten flammenden Prospekten und Aufrufen, die der deutschen Geisteswelt sein demnächstiges Erscheinen ankündigten, ward allerdings ein trauriges Los zuteil. Mißbilligend blickt mich heute noch immer der Kalender an und erinnert mich an das Menetekel, das wir ihm einmal auf seinen Lebensweg mitgegeben haben. Ein grauer, trüber Wintermorgen des Jahres 1877 war es, als der Postbote uns eine ganze Anzahl großer und schwerer Pakete ins Zimmer schleppte, Prospekte auf wunderschönem, buntfarbigem, glatten Velinpapier gedruckt, Anzeigen unserer ‚Deutschen Monatshefte' auf orangefarbenem, Anzeigen des ‚Literaturkalenders' auf schneeweißem Papier. Zärtlich streichelten unsere Hände die druckgeschwärzten Stöße, und noch einmal lasen wir mit Andacht unsere Botschaft an die deutsche Geisteswelt. Aber trüb sah es wieder einmal mit unseren allgemeinen Ernährungsverhältnissen aus, und aufs schmerzlichste empfanden wir, daß, leider – leider, Geist und Materie keine getrennten Wesen sind, die ohne einander völlig auskommen können. Wie gern wären wir allein mit dem Geist ausgekommen und hätten nur mit ihm Haus gehalten. Aber die Sache ließ sich nicht machen. Es blieb nichts anderes übrig: all der Geist, den wir in unseren Prospekten in so verschwenderischer Fülle angehäuft hatten, mußte in Materie umgewandelt werden. Mit Wollust genossen wir ihn und schlürften ihn in uns ein. Aber je weiter der Tag über die Mittagstunden hinauswuchs, um so mehr stellte sich heraus, daß wir von ihm allein dennoch nicht satt wurden. Schwer und tief seufzte Bruder Heinrich. Bruder Julius seufzte tief und schwer. Lange, lange sahen wir uns an, und finstere Gedanken schlugen um unser Haupt ihre schweren Flügel. Einige Zeit später schritt ich, unter jedem Arm ein lastendes Paket, in der Nachbarschaft von Haus zu Haus, von Laden zu Laden, und bot unsere Werke, unsere heiligen Aufrufe, unsere Reden an die deutsche Nation feil ... feil um jeden Preis – als schnöde Makulatur, weiter nichts als Makulatur. Umsonst – umsonst auch das! Da war niemand, der für die ersten Prospekte des Literaturkalenders, auf so weichem Papier gedruckt, einige Groschen gab, um Butter oder Heringe darin einzuwickeln. In einem Gemüsekeller endlich schlug ein wärmeres

menschliches Herz. Ein bißchen blaß und ausgemergelt sah man als lyrischer Dichter ja schon aus, und im mütterlichen Auge der behäbig-breiten Hökerin leuchtete ein mitleidiges Verständnis auf. Bares Geld wollte auch sie freilich nicht geben – aber ein paar Kartoffeln und Äpfel. Der Tausch kam umgehend zustande und eilig ging's heimwärts. Mein Bruder entwarf das Menü. Vier Gänge! Erster Gang: Kartoffelbrei! Zweiter Gang: Äpfelmus. Drittens: Äpfel und Kartoffeln gemischt. Viertens: Kartoffeln in der Schale ... Warme Küche vor allem, meinte mein Bruder! Seit einigen Tagen schon hatten wir sie schmerzlichst vermißt. Begierig streckten wir dann die Hände nach dem lecker bereiteten Male aus – und spuckten gleich darauf begeistert wieder aus. Entsetzt, ratlos starrten wir uns an! Wie schmeckte das eigentlich? Der Kartoffelbrei schmeckte wie der Äpfelbrei und umgekehrt. Die ideale Einheit und Gleichheit schien bei ihnen völlig hergestellt zu sein, genau wie in der Kriegsvolksküche von 1918. Das eine wie das andere Ideal war aber jedenfalls gleich ungenießbar. So gingen wir hungernd zu Bett, von der gerechten Strafe betroffen für den schnöden Mißbrauch, den wir mit den eigenen Geisteswerken betrieben hatten. Tief in der Nacht weckte mich die Stimme meines Bruders, der nach langem und tiefem Grübeln endlich das Rätsel unserer jungen Kochkunst gelöst hatte. „An den Kartoffeln fehlte das Salz, an den Äpfeln der Zucker," seufzte er kläglich aus den Kissen hervor – „daß wir nur nie wieder in allen Daseinslagen und -fragen weder das Salz noch den Zucker vergessen," fügte er noch hinzu, mit einem weiteren philosophischen Ausblick die ganze Welt der Zeit und des Raumes umfassend und symbolisch hinweisend auf die Lebenszutaten, die am unentbehrlichsten sind.

Die junge Künstlerseele besitzt diese unentbehrlichste Zuckerkraft des Daseins in ihrer Phantasie, die ihr eine solche Welt auch schnöder materieller Entbehrungen zu einer leichtest erträglichen macht. Wie die Wirklichkeiten sind, ist nicht allein das Ausschlaggebende; ebenso wichtig ist, was unsere Vorstellung aus ihnen macht ... Wenn wir im Caprikeller, auf der Leipziger Straße damals, mit Wildenbruch, Max Stempel oder Oskar Lincke, dem Urberliner Dichter mit der Griechenseele, zusammensaßen, so war es uns jedenfalls dabei genau so zumute, als säßen wir in Capri selber. –

> „Und die braune Lola tanzt
> Kranzgeschmückt die Tarantella ..."

dichtete ich dort, und sah ahnungsvoll aus blauen Höhen einen Lorbeerzweig auf die Stirn meines Bruders niederfallen. Wie ein enger, niedriger Keller in der Leipziger Straße aber zum Land Italia für uns wurde, so spannte sich, ewig glückspendend, ein blauer idealer Himmel voller Hoffnungen, Träume über den schmalen, hungernden Wirklichkeiten unseres ersten Berliner Winter-

aufenthaltes aus. Und diesen blauen Himmel idealer Träumerei habe ich mein ganzes Leben lang als das Sonnenland kennen gelernt, das die Seele als eine Heimat sucht und in dem der ewige Quell aller Wiederverjüngungen fließt.

Journalistische Lehrlingsjahre. Lebenserinnerungen aus dem Nachlaß

Nur einen Winter lang dauerte die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Berlin. Es war wohl notwendig, daß sich der strapazierte Magen bei den mütterlichen Fleischtöpfen wieder etwas erholte. Die antikapitalistische Gesinnung, ein väterlich Erbe, lag nun einmal in meines Bruders und in meinem Fleisch und Blut, als Lebens- und Schicksalsbestimmung von vornherein, und ganz selbstverständlich war bei der Gründung unserer Zeitschrift „*Deutsche Monatsblätter*, Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart" die schnöde Geldfrage auch nicht mit einem Worte berührt worden. Die Brüder Hart als Herausgeber leisteteten natürlich alle redaktionelle Arbeit freudig umsonst. Ebenso freudig hatten die Mitarbeiter ein für allemal auf jedes Honorar zu verzichten. Der Verlag und wir hegten in dieser Hinsicht mit der gleichen Inbrunst nur reinste paradiesische Grundsätze. Leider gab es dann doch immer wieder selbst unter deutschen Dichtern nüchterne Geschäftsseelen, welche durchaus auch den Pegasus für ein braves Arbeitstier ansahen, das Geld einzubringen hat. – Längst war das Zentralorgan wieder entschlafen, und nur der Gerichtsvollzieher klopfte noch immer an unsere Tür und erinnerte uns an dieses peinlich-irdische Vergessen aller Honorarzahlungen.

Gleich im ersten Heft, das April 1878 erschien, entwarf mein Bruder im Programmaufsatz das Bild der „Neuen Welt", die da kommen sollte, und in ihren großen bestimmenden Zügen ging dann später die Literatur in der Tat die Entwicklungswege des Modernismus, Realismus und Individualismus, wie sie hier vorgezeichnet wurden. Das literarische Sedan mußte erst noch geschlagen werden und die Herrschaft des französischen Sittendramas des zweiten Kaiserreiches, der Dumas fils, Augier, Sardou gebrochen werden, um einer auch von den hellenistisch-klassizistischen Schulgeistern befreiten Kunst lebendig deutschen Individualcharakters die Wege frei zu machen. In dem gemeinsamen Kampf gegen jenes Franzosentum auf der Bühne und dessen einheimische Schildträger, Paul Lindau, Hugo Bürger[-]Lubliner, waren wir geistig am innigsten verbunden. Wir veröffentlichten Wildenbruchs Frühdramen, „Der Mennonit"[,] die „Herrin ihrer Hand", „Harald"[,] und verhältnismäßig rasch

griff der Sturm der *Wildenbruch-Begeisterung* unter der studentischen Jugend um sich. In Berlin mühte sich vor allem Max Stempel damit ab, mit Hilfe der Kräfte des „Akademisch-litterarischen Vereins" durch die Studenten eine Aufführung des „Mennoniten" in Szene zu setzen, welcher zum großen Erweckungstag für den Dichter wurde.

Wie ein Duft von Bremer Ratskellerweinen wehen dann zu mir die Erinnerungen herüber an die Wintertage und Nächte von 1878/79, die ich unter dem Schutze Rolands des Riesen am Rathaus zu *Bremen* verbrachte, alldort vom „Courier" mit der Kunst- und Theaterberichterstattung betraut. Fern dem Bruder, der nach Schlesien gewandert war, um in Glogau an der Spitze des „Niederschlesischen Anzeigers" deutsche Fortschrittpolitik zu verwalten. Wir konnten mit klopfendem Herzen das zierliche Goldschnittbändchen in die Hand nehmen, das unsere ersten Gedichtsammlungen in sich barg: „Weltpfingsten" nannte sich die meines Bruders. Ich war mehr indisch-orientiert und hatte die meinige „*Sansara*" getauft. Von unserem Freund Max Stempel wurde zugleich in demselben Verlag ein lyrisches Erstlingsopfer herausgebracht: „Auf leichten Schwingen". Ein Bremer Zeitungskollege, mir sympathisch höchst zugetan, wollte meinem neunzehnjährigen, also besonders hochgradig entwickelten Künstlerehrgeiz eine Ueberraschungsfreude bereiten und als ein sensationelles Ereignis das Erscheinen meines Büchleins schon vorher ankündigen. „Von einem unserer allerjüngsten Dichter" so schrieb er in seinem Blatt „dessen unzweifelhaft geniale Veranlagung schon die Aufmerksamkeit weiterer literarischer Kreise erregt hat, wird in diesen Tagen im Kühtmannschen Verlag ein Band Lyrik erscheinen, der sich Sausara betitelt". Ich fand das ganz vortrefflich ausgedrückt und zuckte nur schmerzlich zusammen, daß aus meinem prachtvollen Sansara ein schlotterndes Sausara geworden war. Meiner bewegten Bitte um Richtigstellung kam der Freund gern entgegen. Und diesmal ließ er es noch besonders auffallend mit gesperrten Lettern drucken: „Der neckische Druckfehlerteufel u.s.w. Es heißt nicht Sausara, sondern Lausara ..." Da streckte ich die Waffen – und wenn ich als Buch- und Zeitungsschreiber meine ganze Lebzeit lang höchst unempfindlich gegen des neckischen Teufels Tücken war, ohne Wimperzucken die völlige Entstellung meiner Sätze vertrage und die Berichtigung getrost dem Scharfsinn des Lesers überlasse – so verdanke ich solche journalistische Erziehung wesentlich auch dem Erfolge dieses Debuts.

Meine erste Gedichtsammlung wurde sogar merkwürdig gut von der Kritik aufgenommen, um ihres idealen Pathos, wie um ihrer farbenglühenden Sinnlichkeit willen. Ihr wurden mehr Besprechungen zuteil, als jemals einem späteren Werke von mir.

Eine Zeitlang betreute ich die Redaktion eines Bremer Blattes. Allzulange dauerte aber auch das nicht. Ein paar Wochen nur! Dann übergab ich die Redaktion gern und freudig, als meinem würdigsten Nachfolger ... *Peter Hille*, der eines Morgens als rüstiger Wanderer nach Bremen gekommen war und sich häuslich bei mir niedergelassen hatte. Ihm machte die Politik noch weniger Sorgen als mir, und der romantischen Aufgabe, eine Zeitung harmlos unbefangen durchs Leben dahin zu bringen, war er gewiß am vollkommensten gewachsen.

Unter den Schauspielern des Bremer Stadttheaters im Winter 1878/79, mit denen man damals noch als Kritiker in rege persönliche Beziehungen kam, ragte als stärkste Kraft *Max Grube* hervor, während *Georg Droescher* als blutjunger Anfänger, ich glaube, sein erstes Engagement gefunden hatte. Die originellste Erscheinung aber war der alte *Louis Kühn*, der von dem größten Ereignis seines Lebens erzählte, da er an der Seite Emil Devrients auf dessen Londoner Gastspielreise den Mephisto gespielt hatte. Ein Schauspieler von echtem alten Komödiantenblut, empfand er den Grubeschen Mephisto als eine unmittelbare persönliche Ehrenkränkung. Beide spielten die Rolle abwechselnd miteinander, und der Kampf zwischen Alten und Jungen war für uns mit allen humoristischen Theaterfreuden gewürzt. Als Neunzigjähriger noch stand der alte Louis Kühn später unter L'Arronge auf der Bühne des deutschen Theaters. Die schwarzen Locken seiner Perücke wallten ihm lang über die Schultern herab, und seine erste Frage war stets, ob es nicht doch an der Zeit sei, daß er sich wieder einmal die Haare schneiden lasse.

Wie die Erinnerung an meine Bremer Tage mich stets wie mit einem Hauch von Wein- und Rebendüften umweht, so steigt der darauf folgende Sommer, in *Blasewitz* bei Dresden verbracht, mit allen Rosendüften mir in die Nase.

> Rosen, Rosen ... nichts als Rosen
> In den Gärten am Gehege ...

Ich hauste wieder mit meinem Bruder zusammen, der als Hilfsredakteur dem Kunsthistoriker A. v. Eye zur Seite stand bei dem Vorbereitungsfeldzuge zur Herausgabe des Schorerschen Familienblattes, welches in den achtziger Jahren vorübergehend eine führende Stellung unter den illustrierten Unterhaltungsblättern einnahm. Die Dritte in unserem Bunde war meine Herzenskönigin von Bremen. Im Dichten, im Lieben, im ununterbrochenen Genuß von Theater- und Kunstfreuden, schwelgend in den Düften und Reizen der Dresdener Natur und Landschaft, führten wir ein sorgloses Poetenleben paradiesischer Art. Mit dem Geld nur wußten wir alle drei ganz und gar nicht umzugehen, und wie gewonnen, so war es auch zerronnen. Die kurzen Launen unserer Verschwendungslust mußten wir mit langen Fristen der Entbehrung

bezahlen. Einmal hatten wir achtundvierzig Stunden nichts zu beißen und zu brechen gehabt, bis ich zuletzt ohnmächtig zusammenklappte. Am anderen Morgen in aller Frühe war meines Bruders erstes Werk der schmerzliche Gang zum Verleger um einen Vorschuß. Vorher beschwuren wir mit heiligen Eiden eine gründliche Reform unserer Finanzwirtschaft und entwarfen ausführliche Pläne zu einer sparsamen und sorgfältig geordneten Verwaltung unserer Einkünfte. Dann ging mein Bruder, um bald darauf mit einer Beute von zweihundert Mark wieder heimzukehren, in deren Besitz wir uns Millionäre dünkten.

Ganz ausnahmsweise, einmal noch, zum letztenmal, nur um die Wunden des Fastens auszuheilen, gestattete mir mein Bruder, im Schillergarten zu Blasewitz ein reicheres Mittagsmahl einzunehmen, ja, er forderte es geradezu als Opfer von mir. Im Schillergarten erklärte ich[,] keinen Bissen zu mir zu nehmen, wenn nicht auch mein Bruder ein ganzes Diner für sich bestellen würde, was dieser jedoch zurückwies, da ein ganzes Diner ohne eine Flasche Wein doch keine Werte besitze. Nachdem auch dieser Wert hergestellt war, leerte Heinrich rasch mit einem Zuge ein Glas auf das gute Gelingen des Don-Juan-Dramas, an dem ich gerade dichtete, und erklärte aus kritisch literarischen Gründen den Besuch der *Dresdener Vogelwiese* für unumgänglich notwendig, um mein Werk zu vergleichen mit dem Puppenspiel „Don Juan", welches den Zeitungsnachrichten zufolge alldort in einem Marionettentheater zur Aufführung gelangen sollte.

Doch weder „Don Juan" noch den „Faust" gab es, sondern ein Ritterstück, welches aber durchaus genügte, uns für den „Pole Poppenspäler" mit allen Begeisterungen zu erfüllen und selige Kindererinnerungen in uns zu erwecken. Eine kleine Schar armer Kinder, Jungen und Mädchen, die sehnsüchtig am Eingang zur Zeltbude lauerte und auf ihn hinstarrte, wie auf den Eingang zur Märchenwelt, wurde ein Opfer unserer Ideen zur künstlerischen Volkserziehung, und, nachdem wir zunächst eine Tüte Pfefferkuchen unter die Kleinen verteilt und demit deren Herzen gewonnen hatten, betraten wir, gefolgt von ihnen, Kasperles Zauberreich. Der frohe Dank von einem Dutzend sächsischer Blondköpfe erfüllte uns mit einem Höchstbewußtsein moralisch sozialer Pflichterfüllung, welches dringend danach verlangte, mit einer Flasche Wein wieder gefeiert zu werden.

Schließlich seh ich nur noch wie durch violette Nebel meinen Bruder und mich durch die Budenreihen der Dresdener Vogelwiese als Volksbeglücker schreiten, die allen Bedürftigen und Zahlungsunfähigen bald einen Hering, bald eine Zuckerstange kauften. Endlich drängte ich zur Heimkehr und schlug als Krönung des schönen Tages eine Fahrt mit der Droschke nach Blasewitz vor – und war nur aufs höchste darüber erstaunt, als mein Bruder etwas

ängstlich in die Tasche fuhr, um zu zählen, ob es noch dazu reiche. Ja, dazu reichte es noch! Aber am nächsten Morgen waren wir wieder so ausgeleert wie vierundzwanzig Stunden vorher. Bald himmelhoch-jauchzend ... bald zu Tode betrübt. Noch auf eine längere Reihe von Jahren hinaus blieb das unser Schicksal und unsere Bestimmung.

Auch unsere Dresdener Idylle war bald vorüber. Wir wurden auseinandergerissen. Bruder Heinrich hatte eine neue Stelle in Kiel angenommen, die Geliebte fuhr nach Zürich, und entschwand aus meiner Welt, um nur noch einmal wieder nach zwanzig Jahren als behäbige und glückliche Gattin eines reichen Farmbesitzers am Michigansee mir einen Besuch abzustatten. Alle Unruhe im Blut, kreuzte ich umher, schlug bald in der Vaterstadt, bald in Berlin auf einige Zeit lang meine Zelte auf und saß einige Monate in Glogau und in Bromberg am Redaktionstisch. Doch die Ruhe und Stille des provinzialen Lebens vermochte die Seele auf längere Zeit nicht zu ertragen, und wie ein Gefangener rüttelte ich immer wieder an den Gitterstäben und sah mit brennendem Sehnen und Verlangen hinüber nach dem fiebernden Leben und Treiben der Weltstadt, welches allein alle Verlockungen und Versprechungen in sich zu bergen schien.

Dem Großstadtteufel war ich damals haltlos und wiederstandslos verfallen. Wie ein großer roter Rausch lag die Berliner Luft über mir, und in den durchschwärmten Nächten am Kaffeehaustisch stiegen die ersten Bilder und Visionen einer naturalistischen Berliner Großstadtlyrik herauf, mit denen unsere Jugend die Welt zu erobern hoffte.

In einem ganz altklösterlich beschaulich anmutenden Haus mit engen steinernen Wendeltreppen, Charitéstraße 1, hausten *Ludwig Ganghofer* und Max Stempel miteinander, und der dritte im Bunde war der Rumäne Marco Brociner. Max Stempel hatte das kleine väterliche Vermögen, das ihm am Tage seiner Mündigwerdung ausgezahlt war, großzügig in kurzer Zeit auszugeben gewußt, mit freigebiger Hand auch die anderen beschenkend. Unter den jungen Zigeunern im *Kaffee Bauer* spielte er deshalb eine führende Rolle, auch als Herausgeber der „Literatur", die eine Fortsetzung unserer deutschen Monatshefte war. Vom Blut der Gesellen Henri Murgers wußte er dann auch aus den trockensten und sprödesten Philisterfelsen Quellwasser des Lebens herauszupumpen, als er das seinige längst geopfert hatte, und der Vagantenmund erzählte zahlreiche Geschichten von seiner Kunst, wie die Lilie auf dem Felde zu leben.

50 Jahre Schriftsteller

Ganz so schrecklich, wie sich die meisten das vorstellen, ist es ja nicht, wenn man „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens" als immer wackligerer Greis seine letzten Jahre lebt, und das Lied, das immerdar aus der Jugendzeit klingt, immerdar auch nur den einen Inhalt hat: „O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war." Vor dem Herrn Tod hat man gar keine Angst mehr und streckt ihm nur frohe Arme entgegen und zitiert: „Süßer Frieden, komm, ach komm in meine Brust ..."

Man taumelt und schwankt von einem Jubiläum zum anderen. Und der Weg führt durch lauter diamantene, goldene und silberne Tage dahin. Sitzt man im trauten Familienkreise oder mit guten lieben Freunden zusammen, fangen in einem die Zitaten-Schwalben zu zwitschern an und mümmelt und muschelt [sic] man vor sich hin: „Ja, ja, um diese Zeit gerade, vor sechzig, fünfzig, vierzig, fünfundzwanzig Jahren, da passierte es mir –" schwupp wupp springt der eine, die eine auf, klatscht in die Hände: „Das ist ja ein Jubiläum, das ist ja ein Jubiläum, alter Zitterrochen, – das müssen wir feiern, muß gefeiert werden ..."

Seltsamerweise bin ich im vorigen Jahre um einen solchen Festtag völlig herumgekommen. Zwei Jahre schon liegt mein letztes Jubiläum hinter mir, die Feier meiner silbernen Hochzeit mit dem Hause Scherl. In diesen Herbsttagen kann ich dafür gleich einen Doppel-Geburtstag, einen fünfzig- und einen vierzigjährigen, begehen. Seit *vierzig Jahren* nun, seit dem Jahre 1887, wandle ich unentwegt, als ständiger *Theaterkritiker*, jahrein, jahraus durch die Gärten und Rosengefilde und die Gestrüppe unserer Berliner Bühnenkunst, von einer Erstaufführung zur anderen, ein unersättlicher Premierentiger, immer nur erste Aufführungen verschlingend, und dann nicht wieder. Wenn mich nicht alles täuscht, so hat's bisher in der Reichshauptstadt noch keiner jemals so lange getrieben und ausgehalten von all den ruhmreichen Kollegen der Vergangenheit und den noch ruhmreicheren Genossen meiner Zeit. Wenn auch sonst kein Verdienst dabei war, die eine Erinnerung wird möglicherweise sogar fünf bis sechs Jahre lang nach meinem Tode noch von mir erzählen: „Er war der langjährigste Dauertheaterkritiker Berlins." Dreizehn Jahre lang für die [„]Tägliche Rundschau["], siebenundzwanzig Jahre lang Kritiker für den „Tag". Immer nur Theater, immer nur Theater! Kann man sich sein Dasein auf dieser Erden genußvoller und behaglicher einrichten? In der Lebenskunst beweist man sich gewiß damit als unübertrefflichen Meister.

Natürlich habe ich schon lange vor meinem achtundzwanzigsten Lebensjahr Theaterkritiken geschrieben. Schon als Siebzehn- und Achtzehnjähriger für die liberale Tageszeitung meiner sonst stockultramontanen, schwarzen und

so guten Vaterstadt Münster, von der die Einwohner selbst am eifrigsten behaupten, dort wäre es finster. Wenigstens Anno dazumal! Immer wieder, bald hier, bald dort, spitzte ich die Feder zu so fröhlichem Tun. Aber doch mit längeren Unterbrechungen. Und des öfteren pour le roi de Prusse aus reinen seligen Begeisterungen nur. Dauernd und ununterbrochen jedoch, mit einem Kontrakt in der Tasche und fester Anstellung erst seit vierzig Jahren. Und derowegen wollen alle meine lieben Freundinnen und Freunde mich durchaus als Jubilargreis in ihre Mitte nehmen und dreimal hochleben lassen.

Und gleich auch einen fünfzigsten Geburtstag feiern! Meinen *fünfzigsten Geburtstag als* deutscher *Schriftsteller*. Denn ein halbes Jahrhundert ist nun auch gerade seit dem Tage dahingegangen, daß ich mit wenig Geld in der Tasche und mit um so riesengrößeren Hoffnungen zum ersten Male in Berlin auf dem Lehrter Bahnhof landete. Morgens früh zwischen acht und neun Uhr, arg durchgerüttelt und geschüttelt von einer zwölfstündigen Nachtfahrt, standesgemäß vierter Klasse. Treu gehütet, bewacht, geführt und geleitet von meinem teuren Bruder *Heinrich*. Mit einem innigen Kuß, bewegt nahmen wir Abschied von dem kleinen süßen Mädel, der Reisegefährtin, mit der wir die Stunden verliebt, verscherzt, vertändelt hatten. Auf Nimmerwiedersehen. Unser erster Gang durch die Straßen Berlins führte in eine Weinstube in der Passage „Unter den Linden". Dort leerten wir unsere Gläser auf „die Eroberung Berlins". Das Frühstück schädigte unser Vermögen in nicht unbedenklicher Weise. Aber das alte Bibelwort „Sorget nicht für den anderen Tag, denn derselbigte wird für die Seinigen sorgen" stand nun ein für allemal über meines Bruders und meinen Lebenswegen und in unserem Herzen fest geschrieben.

Nur ein Ziel, ein Wille hatten uns nach Berlin geführt. Hier sind wir, hier bleiben wir. Von den Erträgen und Gewinnen unserer Feder, als freie Schriftsteller werden wir leben. Wir waren sehr zuversichtlich. All die vielen Zeitungen, die vielen Verleger werden uns gewiß selig hilfsbereit ihre Arme entgegenstrecken. Hatte mir doch schon auf der Untertertia unser Deutschlehrer prophezeit, ich würde noch einmal Poet und Schriftsteller werden. Als Sekundaner schrieb ich eine Erzählung „Die Mühle im Spessart", die, zwanzig Fortsetzungen lang, sofort von der schon erwähnten Zeitung meiner Vaterstadt abgedruckt wurde, Ernst Eckstein veröffentlichte in der „*Deutschen Dichterhalle*" des Primaners erste Gedichte und meinte, ich wäre „gewiß ein glänzendes Talent". Bruder Heinrich hatte sogar schon eine Vierteljahrsschrift „*Deutsche Dichtung*" begründet, und meine Veröffentlichungen darin hatten bei meinen Lehrern auf dem Gymnasium arges Kopfschütteln erregt, so daß ich nur, dank dem Herrn Provinzialschulrat aus Berlin, so eben durchs Abiturientenexamen schlüpfte. Die ersten Dichtergrößen damals hatten uns mit Briefen beehrt. So waren wir denn nach Berlin gefahren, verklärt von seligsten

Hoffnungen, uns als Schriftsteller von Fach und Beruf ein wahrhaft sybaritisches Dasein zu begründen.

Wider alles Erwarten zeigten sich dann freilich die Herren Verleger und Redakteure merkwürdig zugeknöpft. Vergebens suchte ich meinen achtzehn Jahren eine höhere Alterswürde zu verleihen, indem ich mir mit einem abgebrannten Streichhölzchen zwischen Lippen und Nase die ersten Schatten eines keimenden Schnurrbärtchens vortäuschte. Zu *Hugo v. Kupffer* habe ich mein ganzes Leben dankbar aufgeblickt. In einer von ihm damals herausgegebenen Wochenzeitschrift brachte der später Gewaltige des „Berliner Lokal-Anzeigers" einen Aufsatz von mir über ein Thema, von dem ich nur die allerdürftigsten Kenntnisse hatte: „Berlin, wie es ißt und trinkt." Zwanzig Mark Honorar, – mein erstes Schriftstellerhonorar. Mein zweites waren zehn Mark für ein Gedicht in einer eben frisch gegründeten Zeitschrift für Satire und Humor. Gleich darauf ging diese wieder ein. Ein Dauerleben aber bis heute war dem *Deutschen Literaturkalender* beschieden, einer Gründung dieses Winters 1877, den wir vier Jahre später an Josef Kürschner verkauften. Auch die *Deutschen Monatsblätter* mit dem stolzen Untertitel „Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart" riefen wir damals ins Leben. Die ersten dramatischen Dichtungen *Ernst von Wildenbruchs* haben wir darin veröffentlicht. Die Bekanntschaft mit ihm war unser wertvollstes Ereignis in diesem Winter vor 50 Jahren. Bei unserer zweiten Begegnung tranken wir Brüderschaft miteinander. Unter einem Stoßseufzer meinte er, ich wäre sogar mit meinen achtzehn Jahren schon bekannter als er mit seinen zweiunddreißig. Seltsamer Mensch! Ich wußte von dieser Bekanntschaft noch weniger, als er von der seinen.

Eins aber fühle ich mit größter Seligkeit bei meinem Rückblick auf eine fünfzigjährige Schriftstellerwallfahrt. Höchstes Glück der Erdenkinder nur ist es, als freier Künstler durch das Leben ziehen zu dürfen. Niemandes Herr und niemandes Knecht.

Wie der Deutsche Literatur-Kalender entstand. Erinnerungen aus Hoffnung- und Hungerjahren

Allzulange kann's ja nicht mehr dauern, da ist auch für den „Deutschen Literaturkalender", für den Kürschnerschen Literaturkalender das große Jubiläumsjahr gekommen. Ein halbes Jahrhundert ist darüber hingegangen, seitdem er geistig empfangen wurde und zum ersten Male das Licht der Welt erblickte. Heute fehlt er auf keiner Redaktion, und er steht fast überall in den Bücher-

schränken all der vielen, vielen Federhelden, deren Namen, Geburtsdaten, Werke und Adressen er der Nachwelt überliefert und deren Verzeichnis den eigentlichen und wesentlichen Inhalt des Buches ausmacht. Wohlbeleibt, behäbig, fast wie ein satter Philister, schaut er von außen drein. Und da sehe ich ihn immer wieder im Geiste vor mir, wie er sich zum ersten Male ins Leben schlich: hohläugig, dürr und hager, wie ein armer, verhungerter Poet.

Ungefähr so schmal und verhungert, wie ich, Julius Hart, damals aussah. Er war, sozusagen, mein Ebenbild. Wir waren ein Herz und eine Seele. Wir lebten voneinander, er von mir, ich von ihm. Die Welt hat's vergessen. Doch nun, da sein Festtag für ihn herannaht, da er vor einem halben Jahrhundert im Geiste empfangen wurde, drängt es mich mit zärtlichen Gewalten. Eigentlich bin ich es doch, der das größte Recht hat, ihn mit seligen Tränenschauern zu umfangen und an mein Herz zu drücken: „Mein Kind! mein Kind! Wir haben's schier vergessen, was wir einander sein. Du kennst mich nicht mehr? Du siehst mich so erstaunt an? Herr Gott, ich bin doch dein Papa."

Achtzehn Jahre war ich schon alt. Mit Ach und Krach hatte ich zu Ostern des Heilsjahres 1877 mein Abiturientenexamen in meiner Vaterstadt, Münster i. Westf., bestanden. Nur weil der Herr Schulrat seine Stimme für mich in die Wagschale geworfen hatte, ich sei moralisch zu reif, um noch länger in den Fesseln der Schule gehalten zu werden. In meinem Zeugnis prangte denn auch allein hinter dem Wort „sittliches Betragen" das Lob: Sehr gut. Ausgezeichnet. Tadellos! Dem Scharfsinn meiner Lehrer machte es die höchste Ehre. In meinen letzten drei Gymnasiastenjahren war ich unter allen meinen Schulkameraden gewiß der böseste, schlimmste, verloddertste Bube gewesen. Tagelang schwänzte ich. Die Nächte verkneipte ich mit den Schauspielern des Theaters, steckte fortwährend hinter den Kulissen, trat auch als Schauspieler auf der Bühne auf, ... und nur die Schule war mir zur Hölle geworden. Das letzte Gymnasialsemester aber, da ich mich eigentlich fleißig aufs Examen hätte vorbereiten sollen, wurde für mich zu einer wildesten Sturm- und Drangperiode. Wir – mein Bruder Heinrich, stud. phil., ich und andere Freunde, – gründeten einen „Westfälischen Verein für Literatur" und fanden sogar in unserer Vaterstadt einen Verleger, der zu dessen Hebung eine durchaus würdige Vierteljahrszeitschrift herausgab. Bis zu drei Heften brachten sie's. Oh, bitte, zu unseren Mitarbeitern gehörten einige der glänzendsten Namen der damaligen Literatur: Robert Hamerling, Felix Dahn, Leopold von Sacher-Masoch, Julius Grosse. Mit Margarethe Halm, in Graz a. Mur – die damals als Aspasia alle jüngsten Dichter in ihr Herz schloß – wechselten wir glühende Liebesbriefe. Ein Gedicht von mir eröffnete die neue Zeitschrift: „An die deutsche Poesia." Es sollte eine neue Literaturepoche ankündigen. Auch unsere ersten Theaterkritiken veröffentlichten wir in der – natürlich liberalen – Tageszeitung Münsters.

Mitfühlende Menschen, junge Dichterseelen werden es begreifen, wenn ich da wirklich keine Zeit mehr besaß, an Schulaufgaben, Abiturientenexamen zu denken und es wie eine Galeerenstrafe empfand, wenn ich mich des Morgens dennoch zur verhaßten dumpfen Schulstube schlich, um völlig geistesabwesend dort blöde langweilige Stunden abzusitzen, – zumeist von nächtlichen Orgien mich auszuschlafen. Endlich dämmerte der Freiheitsmorgen. Nur eine Sehnsucht, ein Verlangen glühte in der Brust. Nur einen Beruf gab's für mich, der alle Seligkeit in sich einschloß. Nur der freie Künstler führt ein Leben, das wert ist, gelebt zu werden. Auf der Untertertia hatte mir schon unser junger Lehrer im Deutschen prophezeit, ich würde gewiß noch einmal ein Schriftsteller, ein Dichter werden.

Freilich der ersehnte Weg zur ungebundenden Künstlerexistenz war noch immer nicht frei. Ich sollte mich der alma mater verschreiben. Als Germanist, Romanist verbrachte ich mein erstes Studentensemester auf der Akademie meiner Vaterstadt. Aber im Kolleg sah man mich nicht. Unser Verein für Literatur und das Sommertheater nahmen alle meine Interessen in Anspruch. Und im Herbst des Jahres fuhren mein Bruder Heinrich und ich nach Berlin. Endlich – endlich! Der Vorwand war, daß ich Jura studieren wollte. Es war die Laufbahn, die mich am wenigsten fesselte und interessierte. Auf der Fahrt nach Berlin, vierter Klasse, umgaukelten nur selige Träume und Hoffnungen unsere Seele. Herrliche Zuversichten erfüllten uns. Wer zählte die Verleger, die Zeitungen dort? Alle Aussichten waren nur hier vorhanden. Es gab ja gar keinen Zweifel. Honorare auf Honorare strömten uns zu und würden uns gar bald gestatten, als ganz freie, unabhängige Schriftsteller köstlich und selig unser Dasein zu gestalten. Unser erster Gang in Berlin führte uns vom Lehrter Bahnhof zur Passage Unter den Linden in eine Weinstube. Bei einer Flasche Rüdesheimer stießen wir an und tranken auf die Eroberung Berlins.

Mein erster Winter in Berlin. Aber voll glücklichster Stunden war er doch. Wider alles Erwarten erwiesen sich ja allerdings die Verleger und die Redakteure als ein einziger Bund wilder Zerberusse, die den Eingang zum Weg der freien Kunst und Schriftstellerei bewachten und sämtlichen schüchternen Gesuchen um Einlaß, in allen möglichen Manuskripten dargebracht, ein kühles „Kein Bedarf, wir sind reichlich versehen", entgegenstellten. Zu unserer größten Überraschung stellte sich heraus, daß gerade nach lyrischen Gedichten auch nicht die geringste Nachfrage herrschte. Auch von den schönsten kritischen Aufsatzbegeisterungen wollte niemand etwas wissen, und selbst, wenn man nur aus wildem Verlangen, einmal doch druckgeschwärzt zu werden, die wunderbarsten Lokalnotizen sich aus den Fingern sog: immer nur taube Ohren, verschlossene Tore. Aber solange noch sechzig Pfennige in der Tasche klirrten,

fühlte man sich doch als Zeitungskönig. Aufs Mitagessen konnte man schon verzichten. Aber ein Tag – da man nicht im Café Bauer saß, ja, das war ein schwarzer, ein verlorener Tag! 2 mal 25 Pfg. gleich 2 Tassen Kaffee und 1 Groschen Trinkgeld, das war die Zaubermacht, die den Eintritt in diesen Prunkpalast erschloß und das Anrecht auf zwei Dauerplätze an einem Marmortischchen von zwei bis sechs Uhr nachmittags gewährleistete. Ha, welch eine Menge von Zeitungen, – oh, welch ein Ozean druckgeschwärzten Papiers! Schon ein Blick auf sie war ein Blick ins gelobte Land. Und das alles gehörte einem für 60 Pfennige.

Je mehr aber all diese zahllosen Burgen des Zeitgeistes nur stets mit festverschlossenen Toren und unübersteiglichen Wällen uns den Eingang verwehrten, – um so vermessener verlor sich der Geist in die Reiche der höchsten Phantasien. Eine eigene Zeitung gründen – selber eine Burg erbauen – Selbstherrscher sein – ja, das würde freilich die vollkommenste Befriedigung der Druckwut geben. Bruder Heinrich und ich wären bereit gewesen, auch eine Zeitschrift für das löbliche Schuster- und Schmiedehandwerk herauszugeben, um sie recht bald in eine Dichterhalle umzuwandeln. Leider keimte[n] mir auch noch nicht die geringsten Bartspuren zwischen Nase und Mund, und mein Bruder schüttelte verzweifelt den Kopf, wenn dann und wann doch einmal ein Verleger einen Vorschlag von unserer Seite für erwägenswert hielt und zu einer näheren Besprechung einlud. Ich sah nicht würdig genug aus, nicht reif genug an Erfahrung. Und bevor ich mich zu einem schweren, entscheidungsvollen Gang aufmachte, unterwarf mich Bruder Heinrich einer Verälterungskur. Er zündete ein Streichholz an, blies es, wenn es halb verkohlt war, wieder aus, und malte einige schwärzliche Striche mir über den Mund, welche die ersten Anfänge eines Bartes vortäuschen sollten. Gleich der erste Verleger, dem ich die Notwendigkeit und Vorzüge einer speziellen Fachzeitschrift für Berliner Geschichte und Kultur und das zeitgenössische Leben der Weltstadt ausmalen wollte, hörte mit einem dauernd ironischen Lächeln, gespannt mit dem Blick an meinem Munde hängend, meinem fesselnden Vortrag zu.

Es fehlte nicht an immer neuen Ideen. Sie strömten uns ordentlich zu. Des Morgens beim Kaffeetisch herrschte stets ein reger Austausch über die Einfälle der Nacht. Und an einem herrlichen Dezember-Frühtag blitzte ich meinen Bruder mit besonders funkelnden Augen an: „Es gibt einen Universitäts-, einen Studentenkalender, – einen Musikerkalender – einen für Ingenieure; es gibt den Entschschen Schauspieleralmanach. Doch wo – wo ist das goldene Buch für uns – für unsere Dichter, Schriftsteller, für uns Zeitungsmenschen? „Uns Zeitungsmenschen?“ warf mein Bruder mit etwas trüb umflortem Blick ein. Grade eben hatte der Briefbote wieder ein zurückgesandtes Manuskript gebracht. „Warum gibt es keinen *Literatenkalender*?“ donnerte ich – gleichgültig über diese neue

Zurückweisung. „Damit wir ihn zum ersten Male ins Leben rufen können, damit wir ihn begründen", sagte mein Bruder still, einfach und groß und stand von seinem Platze auf. Und bald darauf saßen wir am Schreibtisch, und schrieben zwölf Briefe, alle völlig gleichlautend, an zwölf Verleger draußen im Reich. Nur nicht an einen Berliner Verleger. Um Gottes willen nicht. Das führte zu mündlichen Verhandlungen. Die hatte man fürchten gelernt.

Umgehend traf die erste Antwort ein. Zitternd und zagend hielten wir den Brief in der Hand und wagten ihn nicht zu öffnen. Schließlich aber raffte sich mein Bruder energisch auf und riß den Umschlag ab. Im nächsten Augenblick lag er an meiner Brust und stammelte wirre Worte. Ich griff nach dem Brief, und wie ein Pfingstwunder leuchtete es vor meinen Augen auf. Hand in Hand gelegt, standen wir einige Augenblicke lang Denkmal – Schiller und Goethe. Wirklich und wahrhaftig, da sah man es geschrieben, ganz klar und deutlich. Keine Absage! Ein Verleger nahm herzlich gern mit Freuden unser Angebot an, und erwartete umgehend nähere Einzelheiten, genauere Angaben. Nun konnte man ja pfeifen auf die ganze Berliner Literatur.

J. Kühtmanns Verlag, Bremen, Hinricus F. Fischer, war der Brief unterzeichnet. „Ein ausgezeichneter Verlag – ersten Ranges", stammelten wir verzückt. Ein Buch nach dem andern hatte er in letzter Zeit herausgegeben, beinahe so rührig wie einige Jahre später W. Friedrich in Leipzig. Der Retter war gekommen. Der Himmel öffnete sich. Offen lag der Weg zum freien Schriftstellertum vor uns. Mein Bruder sah mich fest an und sprach langsam betonend: „J. Kühtmanns Verlag in Bremen. Ich glaube, er wäre berufen und fähig, auch eine Zeitschrift von uns herauszugeben, eine Monatszeitschrift, jedes Heft so hundert, hundertzwanzig Seiten stark." „Schwindelnder Gedanke", stöhnte ich.

Ja, J. Kühtmanns Verlag war auch *dazu* fähig und bereit. Auch diesmal wieder kam die Antwort umgehend: „Gern, herzlich gern." Wunderbar rasch, in kürzester Zeit war alles Geschäftliche erledigt. Schon nach wenigen Tagen drückten wir die beiden Verlagskontrakte selig an unser Herz. Kurz und bündig waren sie abgefaßt, in wenigen Paragraphen erledigt. Von jenem bösen, höllischen Element, das so leicht die Menschen auseinander bringt und solche Verhandlungen oft schwierig und verwickelt macht, sie länger hinzieht, war nicht einen Augenblick lang die Rede gewesen. Geld? Pfui, wer kann bei so heiligen, idealen Angelegenheiten daran denken? Weder die Herausgeber, noch die Mitarbeiter haben jedenfalls in den nächsten Jahren jemals etwas von dieser eklen Schimäre zu Gesicht bekommen.

Herrliche Tage fleißiger Arbeit folgten, den Grundstein der Arbeit zu legen. Zuerst galt es, schwungvolle ergreifende Prospekte zu schreiben, und die Notwendigkeit eines „Deutschen Literatur-Kalenders", sowie eines Zentral-

organs für die deutsche Literatur der Gegenwart, der „Deutschen Monatsblätter", allen Kreisen des Volkes dringend vor Augen zu stellen. Sie wurden abgeschickt, und vierzehn Tage später fand sich der Postbote bei uns ein, drei große, große, schwere Pakete mühselig schleppend. Ein Blick auf die Adresse und unser Auge verklärte sich. Im Übermaß des Glücks griff ich in die Westentasche, und drückte dem Bremer Siegesboten zehn Pfennige begeistert in die Hand, Bruder Heinrich, wie immer verschwenderischer, fünfzehn Pfennige. Unser letztes Hab und Gut, wie sich bald herausstellte. Doch in diesem Augenblick kam es uns nicht zum Bewußtsein. Wir stürzten uns auf die Pakete und rissen sie auf. Lange, lange weideten wir unser selig Auge an dem Anblick der auf köstlich-weichem, glänzendem orangefarbenen Papier gedruckten Zeitschrift, Prospekte und der Kalenderankündigungen auf schneeweißem Velinpapier. Stumm versanken wir im Genuß der feurigen beredten Worte und lasen immer wieder von neuem die schwungvoll stilisierten Sätze.

Schließlich aber war es doch Mittagszeit geworden, und der Magen wurde rebellisch und erinnerte uns daran, daß der Mensch nicht allein vom Geiste lebt. Wir griffen zu Rock und Hut, um uns ein paar trockene Schrippen zu erhandeln und angelten mit den Fingern in die Westentasche. Ach so ... die war ja leer ... Hut und Stock wurden wieder beiseitegelegt. Müde schlich die Zeit hin. Der Hunger wurde immer größer. „So recht weiß ich doch nicht, was wir eigentlich mit den Tausenden von Prospekten anfangen sollen", sagte mein Bruder verträumt. „Jeden einzelnen mit der Post verschicken, das kostet ja ein Millionenvermögen." „Die Hälfte – ein Viertel, ein Zehntel hätte jedenfalls für uns ausgereicht", stimmte ich zu. „Wunderschönes Papier; damit hält das gewöhnliche Zeitungspapier wirklich keinen Vergleich aus", fuhr Heinrich nach längerer Zeit fort. „Und wenn man bedenkt, wieviel Literatur zuletzt doch immer wieder ihren Weg endet beim Käse- und Gemüsehändler, beim Metzger und zuletzt immer nur als Wurstpapier seine höchste Bestimmung erfüllt", spann ich seine inneren Gedankengänge fort ... Wir blickten trübe in den Wintertag hinaus.

Einige Stunden lang dauerte ein harter Kampf in unserer Seele. Dann packte ich zwei schwere Packen von Prospekten unter die Arme und schlich gesenkten Hauptes, zitternd die Treppe hinab, um einen Leidensweg anzutreten. Schmerzlich war's. Vergebens bot ich in den verschiedensten Läden meine Ware allerbesten Einwickelpapiers an. Man zuckte nur mit den Achseln. Man war reichlich versehen. Schon wollte ich hoffnungslos umkehren, und wagte nur noch einmal den letzten Versuch. Stieg mit klopfendem Herzen in einen Gemüsekeller hinab. Rund, wohlgenährt, behaglich und zufrieden blickte die Besitzerin in die Welt hinein. Aber auch sie hatte nur ein „Nee" für mein Angebot übrig. Doch dann blieb ihr Blick länger an mir hängen, und ein mildes

Licht leuchtete in ihren Augen auf. Kopfschüttelnd sah sie mich etwas bedauernd an und lächelte freundlich. Ich war wohl ein wenig blaß und hohläugig. Bares Geld wollte sie mir nicht geben, aber auf ein paar Kartoffeln, auch auf ein paar Äpfel, käme es ihr nicht an. Der Kauf kam zustande und die ersten Prospekte des „Deutschen Literaturkalenders", kaum an das Licht der Welt getreten, bewiesen auch schon, daß sie ihren Beruf verfehlt hatten, wie das Bismarck eben von allen Zeitungsschreibern ausgesagt hatte.

Wir freilich freuten uns auf das Göttermahl, in dem wir zu schlemmen gedachten. Unsere kochkünstlerischen Pläne verstiegen sich zu Phantasien von einem lukullischen Abendmahl – denn inzwischen war es sechs Uhr geworden – einem Mal von drei Gängen: Kartoffeln in Schale, auch Pellkartoffeln genannt – Äpfel und Kartoffelbrei – und als Nachspeise ein köstliches Apfelmus. Es dauerte ja eine längere Zeit, bevor auf unserem Spirituskocherchen diese Fülle der Genüsse fertiggestellt war. Um so hungriger und seliger streckten wir dann die Hände aus zum lecker bereiteten Mahle. Aber pfui Teufel, wie schmeckte das! Es schmeckte nach gar nichts! Ein Gipfel der Geschmacklosigkeit, der Neutralitätsbildung. Äpfel und Kartoffeln – alles eins und gleich. Wenn der Hunger nicht gewesen wäre. Unter Stöhnen und Seufzen würgten wir zuletzt alle drei Gänge doch hinunter und lachten nur höhnisch, ironisch: Drei Gänge! Wir verbrachten den weiteren Abend unter melancholischen Gesprächen, welche Lebenslaufbahn wohl für uns die größere Aussicht böte; wenn wir als freie Dichter und Schriftsteller oder als Köche das Schicksal in die Schranken forderten. Frühzeitiger als sonst gingen wir zu Bett. Tief in der Nacht weckte mich des Bruders Stimme aus dem Schlaf und wüsten Träumen, in denen ich mit Schlangen und Riesen entsetzliche Schlachten auskämpfte. „Jetzt weiß ich es," sagte Heinrich, und etwas wie eine Erlösung jauchzte im Ton seiner Sprache, „bei den Kartoffeln haben wir das Salz vergessen und bei den Äpfeln den Zucker."

Einige Zeit später kehrten wir wieder zur besseren Küche des elterlichen Heims zurück. Der Berliner Verleger und Redakteure blieben dabei, uns das Leben als freie Schriftsteller so schwer wie möglich zu gestalten. Aber wir hatten den Literaturkalender-Kontrakt und den Zeitschriften-Kontrakt in der Tasche, um dem guten Vater alle Bedenken gegen diese Laufbahn zu zerstreuen. Über des Mütterleins liebes Angesicht flog allerdings ein Ausdruck des Erschreckens, als sie uns zum erstenmal wieder in ihre Arme schloß. Ein bißchen blaß und abgezehrt kehrten wir von unserer ersten Reise nach Berlin zurück. Schon am nächsten Morgen und dann alltäglich ging's zum Bauern, der nicht mehr Café Bauer war, um dort ein Glas schäumender Milch, noch warm von der Kuh, zu trinken, und unter mütterlicher Pflege waren bald die Strapazen unseres ersten Feldzuges zur Eroberung Berlins überwunden.

Der erste Jahrgang des „Deutschen Literatur-Kalenders" sah freilich recht mager und dürftig aus. Er entsprach noch sehr wenig unseren Plänen und Idealen. Es fehlte an der Hilfe und Mitarbeit der andern. Recht lückenhaft sah auch das Schriftstellerverzeichnis aus. Aber die Namen Heinrich und Julius Hart prangten doch darin. Vor allem nahmen wir uns selber in den heiligen Orden auf. Ohne Urkundenfälschung ging es dabei nicht ab. Ich machte mich selber älter und datierte meinen Geburtstag einige Jahre voraus. Ich fürchtete, sonst nicht voll genommen zu werden und der Veröffentlichung von Gedichten und Aufsätzen Hindernisse in den Weg zu legen.

Aber der zweite Jahrgang hatte sich doch schon kräftiger ausgewachsen und war ungefähr viermal so stark geworden. Und von Jahr zu Jahr wuchs das Buch an Alter und Fülle. Wir wurden selber immer zufriedener mit ihm.

Vier Jahrgänge sind so unter unserer Leitung erschienen. Viel fleißige Arbeit haben wir doch daran gewandt. Heute darf ich es ja sagen. Es wurde auch gut gekauft, war in der Schriftstellerwelt allgemein gekannt und verbreitet und brachte uns eine Fülle von Briefen. Geld haben wir dafür nie gesehen. Das hatten wir eben beim Kontrakt als völlig gleichgültig übergangen. Und da kam der Verführer. Wir saßen wieder in Berlin. Schmalhans war noch immer der Küchenmeister. Da flatterte ein Brief von Josef Kürschner uns auf den Schreibtisch. Wir sollten den Literaturkalender und das Urheberrecht an ihn verkaufen. *Tausend Mark* wollte er dafür bezahlen. Er paßte sicher besser als wir zu der Arbeit.

Zwei Stunden reiner seliger Freude hatte uns unser Kalender doch bereitet. Die eine erste Stunde, da uns Hinricus Fischer schrieb „Gut, ich mache es", – und die andere letzte Stunde, da wir ihn wieder loswurden.

Aus meinen Sturm- und Drangjahren

Anfangs der achtziger Jahre, im Jahre 1882, gelang es endlich meinem Bruder Heinrich und mir, das heißersehnte Ziel zu erreichen und in Berlin dauernden Fuß zu fassen. Seit unserem ersten Aufenthalt dortselbst im Winter 1878/79 hatten wir uns ein paar Jahre lang in der Provinz als Redakteure einiger politischer Tageblätter umhergetrieben und unsere journalistische Lehrlingszeit überstanden. Ich für meine Person war in Glogau beim Niederschlesischen Anzeiger und dann bei der Ostdeutschen Presse in Bromberg, freilich immer nur für ein pa[a]r Monate tätig. Aber in der Luft der kleinen Stadt hielt ich es immer nur für kurze Zeit aus und drückte mich, von innerer Unruhe getrieben, heimlich wieder von dannen.

Das Elternhaus war der Zufluchtsort, zu dem wir uns von unseren Ausflügen bald wieder heim fanden. So auch jetzt wieder. Ich selber hatte meine Bromberger Stelle aufgegeben, während mein Bruder[,] der als Herausgeber der Liberalen Correspondenz, des offiziellen Correspondenzblattes der kürzlich unter der Leitung von Forkenbeck und Rickert begründeten Sezessionspartei eine sogar recht einflußreiche Stellung sich erworben, aber im Grunde seiner Seele, vor allem überdrüssig der Volkswirtschaft und Nationalökonomie, von der er im Grund recht wenig verstand, diese gleichfalls niedergelegt hatte.

Ein kritisches Feuilleton, das ich um jene Zeit in der National-Zeitung über Johannes Scherr veröffentlichte, war von dem Verleger Otto Wigand in Leipzig mit besonderem Wohlgefallen gelesen worden und er forderte mich in einem sehr freundlich-liebenswürdigen Briefe zur Mitarbeit an seinem Verlage auf. Die Hoffnung auf ein größeres Honorar und damit die Aussicht, unseren Wohnort nach Berlin verlegen zu können[,] war gegeben, und in wenigen Wochen stellten mein Bruder und ich eine „Anthologie der Liebe" zusammen, eine Blütenlese der besten Liebeslyrik aller Zeiten und Völker. Mit fünfhundert Mark in der Tasche fuhren wir dann alsbald vierter Klasse nach dem heißersehnten Berlin, und leisteten uns den heiligen Schwur, diesmal dort uns dauernd ein für alle Mal festzusetzen. Mein Gedicht „auf der Fahrt nach Berlin["], das eine gewisse Popularität sich später errungen, bringt unsere Stimmungen und Gefühle zum Ausdruck, die wir wo[h]l gemeinsam hatten mit so vielen anderen, die mit den gleichen Hoffnungen und Wünschen zum ersten Male in Berlin einkehren.

Ein paar Jahre echten und [r]echten Lebens in der Boheme folgten, eines hochfliegenden Idealismus, seliger Schwärmereien und der Zukunftshoffnungen, der Liebe bei schmaler Kost und wenig Geld und bei Entbehrungen aller Art bis auf die zerrissenen Schuhe herab. Bei den Pfandhäusern und den Leihamten war man bald ein vertrauter Stammgast, und der unentbehrliche Klemmer auf der Nase, der fünf Mark immer wieder einbrachte, der letzte Retter in der äußersten Not. Besonders in den Sommermonaten, wenn die Provinztheater ihre Tore geschossen hatten, war unsere Bude ein beliebter Wallfahrtsort für engagementslose Mimen, von denen öfter ein Dutzend mehr die Nächte bei uns zubrachten und auf dem Fußboden oder in unbequemen Stühlen ein rasch improvisiertes Nachtlager fanden. Etwas fröhlicher und ausgelassener, humoristisch behaglicher, ging es dabei aber doch zu als, wie es dann einige Zeit später Ernst von Wolzogen in seiner Comoedie „Lumpengesindel" geschildert hat. Das rechte Auge und die rechten Sinne für das Leben in der Bohème gingen ihm doch ab. In den deutschen Kunstcentren hatten die jungen Künstler bis dahin überhaupt noch nicht das rechte Zigeunerleben kennen gelernt, wie es in Paris am Montmartre schon seit Langem herrschte[.]

Die Flugschriften „Kritische Waffengänge", die wir jetzt in dem ersten Jahre unseres zweiten berliner Aufenthaltes bei Otto Wigand in Leipzig veröffentlichten[, wurden] zum ersten Alarmrufe, mit dem wir die Jugend weckten und mit denen die neue Literaturbewegung und der Kampf der Jungen gegen die Alten einsetzte. Das Zukunftsprogramm, mit dem wir das erste Heft eröffneten und in dem wir von den neuen Wegen und Zielen und Aufgaben des neuen Geistes in der Literatur sprachen, hat sich dann in allem Wesentlichen später als eine richtige Vorahnung erwiesen. Unsere Angriffe richteten sich vor allem gegen das Wesen der Kritik Paul Lindaus, der damals in seiner „Gegenwart" die erste Flöte spielte und der tonangebende Meister war und der Alleinherrscher. In Heinrich Kruse, dem heute freilich längst völlig Vergessenen wollten wir das völlig blutlose und leere schwächliche Epigonendrama der 70er Jahre treffen und ihm den völligen Garaus machen. Wenige Jahre vorher noch waren wir die glühendsten und begeistertsten Verehrer von Spielhagens Romanen gewesen. Wie über Nacht war das alles plötzlich völlig verflogen und hatte einer scharfen Gegnerschaft Platz gemacht. Eine ebenso schroffe Umwandelung war mit unserer Beurteilung Paul Heyses vor sich gegangen. Drei Jahre vorher hatten wir ihn noch als Götterliebling gepriesen und gefeiert. Seine „Kinder der Welt" las ich gleich neun Mal hintereinander, wie einstmals als Knabe Coopers „Lederstrumpf", – dann war die große Enttäuschung auch bei ihm eingetreten und die Uebersättigung. Etwas wie Aufsehen hatten die „Kritischen Waffengänge" in der neu heranwachsenden literarischen Jugend erregt, und eine Reihe von Briefen flatterte als Sympathiekundgebungen auf unsere Bude im Norden Berlins. Bald stellten sich auch die Briefschreiber als Besucher bei uns ein und nach und nach führten sie ganze Schwärme von Stürmern und Drängern zu. Unsere beiden Zimmer waren oft überfüllt mit jungen Revolutionären, die in Worten jeden Augenblick die Welt vernichteten und eine neue in Reden schufen und aufstehen ließen.

Karl Henckell aus Hannover und Otto Erich Hartleben, die als Studenten nach Berlin kamen[,] waren die ersten Parteigänger, die zu uns kamen und mit denen wir rasch gute und warme Freundschaft geschlossen haben, die für das ganze Leben hindurch von Dauer war. Bald gesellte sich ihnen Hermann Conradi aus Magdeburg zu, John Henry Mackay und Paul Ernst, der noch fromme Gesangbuchlieder dichtete und als Theologe verpuppt war. Freilich die Bekehrungen gingen rasch und ohne Weiteres vor sich und die Häute wurden rascher als die Hemden gewechselt[.] Unter erhitzten Disputen und Redeschlachten wurden aus Frommen wilde Atheisten und Gotteslaesterer, Conservative und Nationalgläubige wurden Sozialdemokraten und Anarchisten[.]

Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen

Was die Tage eines Zeit- und Lebensabschnittes uns an Gewinn gebracht haben, und welche Bedeutung sie für unsere geistig-seelische Entwicklung besitzen – das kommt uns erst nachträglich am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn sie uns ganz zu einem Erinnerungsbild geworden sind und nur noch wie eine Traumerscheinung vor der Seele stehen. Glücklich, wenn man im Gedächtnis an die verklungene Vergangenheit diese wie einen Extrakt genießen kann und sie nur noch wie einen guten alten Weintropfen hinunterschlürft. Lebendig ist allein, was sich aus dem ewig Alltäglichen und immer demselben als starker, bleibender Eindruck heraushebt, und nur diese stärksten Eindrücke und Erlebnisse formen und bilden die Persönlichkeit.

Denke ich eurer, o Tage von Friedrichshagen, da wir an den Wassern des Müggelsees saßen, so steigt es wie ein Weinduft um mich auf, wie ein Evoe klingt es aus dionysischen Nächten und ein Lachen der Natur und Erde. Wie ein Eiland lag unser Königreich mitten im Gewühl der Weltstadt und doch weit, weit fern von ihr in einem stillen Ozean – wo wir, ein unbeschworener Bund der Fröhlich-Freien, durch geistige und herzliche Sympathien miteinander verknüpft, unter Sang und Saitenspiel der Natur, der Kunst und der Liebe freigebig opferten. In den Büchern der Religion, der Literatur und Kultur steht soviel von einem Paradies, einem Land Arkadia, von den Inseln der Seligen, von Bimini, von der Nova Atlantis Francis Bacons und der Utopia des Thomas Morus zu lesen. Traum- und Märchenreiche sind es, so seufzen die meisten, schöner wäre es schon, könnte man in diesen Idealländern wohnen, aber ein Engel des flammenden Schwertes steht an ihren Toren und verwehrt den Eintritt zu ihnen, und sie sind nicht für die menschliche Natur geschaffen. In meinen Erinnerungen leuchten die Friedrichshagener Jahre meines Lebens und später die Jahre einer „Neuen Gemeinschaft" am Schlachtensee nur wie eine glücklich-selige Insel auf, da man „das höchste Glück der Erdenkinder" genossen hat. Seit jener Zeit aber lebt es auch in mir selber als ein zuversichtlichstes und sicherstes Wissen, als schönster Glaube, als ein höchstes und bestes Ideal, daß der Mensch gerade nichts so bequem, so leicht und einfach sich erringen kann, als die Prospero-Schätze der Länder Utopia. Sie kosten nichts, überall liegen sie über der Erde und den Wassern ausgegossen, leuchten als Sterne am Himmel und als Blumen auf den Wiesen, steigen herauf aus dem Geist der Menschen und werden von seinen Händen geschaffen, sind eine Nahrung für viele Millionen, ohne daß je einer dem anderen dabei vom Munde etwas wegzunehmen braucht.

Nichts kann man so rasch werden wie ein Herr der Erde, aber Herr der Erde ist auch nur der, welcher, fähig zu genießen, als ein Liebender aus allen

Quellen der Natur und Kunst schöpfen kann. Sie schließen jegliches in sich, um dessen willen es überhaupt wert ist zu leben.

Für uns Anhänger und Vorkämpfer der jüngsten literarischen Bewegung, ‚Gründeutschland', wie uns Oskar Blumenthal spottend genannt hatte, brach allmählich, gegen Ende der achtziger Jahre, mehr und mehr die Morgenröte der Erfolge hervor. Es wurden jetzt die schwersten und härtesten Kämpfe ausgefochten – aber man wurde doch schon ernst genommen. Dann dauerte es gar nicht lange, und die Sturmfahnen der Moderne und des Naturalismus wehten auf allen Zinnen und Burgen. Auf den Brettern der ‚freien Bühne' wurden die entscheidendsten Schlachten geschlagen, und die neue Kunst war über Nacht zu einer allgemeinen öffentlichen Angelegenheit geworden und verlor natürlich sofort damit an intimsten Reizen für die Sturm- und Drang-geister im Café Größenwahn. Noch war Gerhart Hauptmanns ‚Vor Sonnen-aufgang' nicht geschrieben worden, da debattierten wir schon mit Hermann Bahr über ‚die Überwindung des Naturalismus', und der wahrhafte Bekenner der Moderne sah nur mit Spott und Ironie herab auf die Literatur-Reaktionäre, die rückständigen Geister, die noch an Zolasche und Ibsensche Heilswahr-heiten glaubten.

Man hatte all die Jahre hindurch tage- und nächtelang soviel von der Natur und der Wahrheit gesprochen, von dem Freilichte, woran die Kunst genesen sollte – wir schwärmten von der Kunst, die Leben, und von dem Leben, das Kunst sein sollte: aber in dem grauen Häusermeer Berlins, in den geraden mathematischen Linien der Straßen, hingeschoben und versinkend in einer Flut gleichgültig vorüberdrängender Menschen, die mehr wie Schatten und Schemen, fast wie Gespenster vorüberglitten – suchte die Seele eigentlich am hoffnungslosesten gerade nach einem solchen Leben in Natur und Kunst. Großstadtmüde – das Gefühl war sehr bald und rasch erwacht und groß ge-worden. War nicht die neue Dichtung der Jugend auch miterwachsen aus einer Sehnsucht nach Freiheit, aus alten steinernen Mauern und Gefängnissen und engen, dumpfen Schulstuben herauszukommen – schrie nicht von Anfang an in ihr die Stimme eines Volkes und Arbeiterproletariats, das, eingepfercht in die Enge, den Qualm, die dumpfe, stickige Luft weltstädtischer Armutswoh-nungen und Massenquartiere, sich gegen die seelenlosen, toten Maschinen-götter des Zeitalters empörte, in deren Fron und Sklaverei die Welt am tiefsten gepreßt war? „Der Zug nach dem Lande" war über Nacht im Berliner Volks-gemüt so echt und recht wach geworden. Verwundert sah auf einmal das Auge rings an der Peripherie der Weltstadt, an noch unbebauten Straßenzügen, wo hier und da vereinzelt eine vier- oder fünfstöckige Mietskaserne aufragte, mitten zwischen qualmenden Fabrikhöfen eine neue Landwirtschaft und Gartenkunst aufblühen. ‚Kamerun' nannte man damals im Anfange die ersten

Kolonien der Schrebergärtenbewegung die eben eingesetzt hatte und das öd, brach und unfruchtbar daliegende Bauspekulationsland in grünen Ackerboden umwandelte. Kleine Holzhäuschen, Buden und Schuppen, eingebettet zwischen Gemüsebeete, Beerensträucher und Staudenblumen, Masten mit flatternden Fähnchen und Wimpeln, und dazwischen, darunter fleißige Männer, Frauen und Kinder, die an den Sonntagen und in der Woche nach den Arbeitsstunden noch die Zeit und ihre schönste Erholung und Freude daran fanden, dem kargen Boden einige Früchte abzugewinnen. Es war der fröhlichste Anblick, und alle Namen dieser neuen Kolonien an den Grenzen der Großstadt deuteten darauf hin, wie ihre Insassen sich als Robinsons und Wildwestleute fühlten, die an den Grenzen der Kultur der Wildnis neues Wohnland abzugewinnen hatten. Vornehmlicher noch und vielleicht tiefer und innerlicher als an den Tischen in den Literatur-Kaffeehäusern drang hier aus der Seele des armen Volkes der Schrei nach der Natur hervor.

Friedrichshagen wurde in diesen Jahren auch zu einer Art von Kamerun für die großstadtmüde junge Berliner Literatur, die die Kunst, die ganz Natur sein wollte, möglichst rein zu gewinnen und zu genießen trachtete und sie eher in der Volksseele und bei den Arbeitern zu finden glaubte, als auf den Festen und in den Zerstreuungen der Gesellschaft von Berlin W. W.

In Erkner wohnte als einer unserer jüngsten und letzten Bekannten ein junger Poet von zarter äußerer Erscheinung und mit einem ausgesprochenen Idealistenkopf. Sein Name war Gerhart Hauptmann. In frühen Jahren schon verheiratet, ein junger Vater, verwöhnt von der zärtlichen Liebe einer seelenvoll-gütigen Frau, die mehr wie ein Mütterchen als wie eine Geliebte um ihn zu walten schien, hauste er in einer stattlich-wohnlichen Villa. In Berlin, an den Abenden des ‚Durch', einer von den vielen Gesellschaften, die überall zur Förderung der neuen Bewegung damals auftauchten und wo ich ihn zuerst kennen lernte, erschien er, streng gekleidet nach den Vorschriften des Jägerschen Wollregimes, das eben als Allheilmittel zur Wiedergeburt der Menschheit angekündigt wurde. Er sah aus, wie das unverdorbene Kind der Berge und der Wälder, das schon durch sein äußeres Erscheinen allen ethischen Widerspruch gegen die Sitten der Weltstadt zu erheben schien. Er war ausgesprochener Natur- und Gesundheitsapostel und hatte in Zürich ein heiliges Gelöbnis abgelegt, seine Seele und seinen Leib nie wieder mit tierischer Kost und mit spirituösen Getränken zu beflecken, und trug seine vegetarianischen und antialkoholischen Glaubensbekenntnisse mit dem strengen Eifer eines Proselytenmachers vor. Damit unterschied er sich schon sehr und hob sich auffällig ab von den meisten anderen Zeit- und Kunstgenossen, denen das Berliner Nachtschwärmen, das Pokulieren an den Bachustafeln wie zur zweiten Natur geworden war, und die, von den Früchten

der freien Liebe schmausend, von den Philisterbanden der Ehe nichts wissen mochten.

Wie Gerhart Hauptmann in Erkner, so hatten in Friedrichshagen unsere Freunde, die Brüder Paul und Bernhard Kampffmeyer, ein paar Idealmenschen von angeborener sozialistisch-altruistischer Ethik, eine Villa gekauft – und die Fahrten nach dem Berliner Osten hinaus, im Verein mit Willi Boelsche und Bruno Wille, gehörten schon zu den besten Daseinsfreuden, die man wie etwas unerhört Romantisches genießen konnte, je enger eingepfercht man dahinlebte in Berliner Mietskasernen, mit den Blicken nur auf Straßen, enge Höfe und noch engere Lichtschachte.

Wir wenigstens fühlten die Entdeckung der östlichen Landschaft von Berlin wie die Entdeckung einer Nova Atlantis. Jenseits der Weltstadt, in nicht allzuweiter Entfernung von ihr, hatte sich am Müggelsee, ganz anders als nach dem Westen hin, das Primitive, Bäuerliche, Ländliche erhalten, das gerade lockte, und der Hauch der Erdscholle, der am Wannsee bereits ganz geschwunden, war hier noch kräftiglich zu spüren. Noch steht mir gerade meine allererste Fahrt nach Friedrichshagen lebhaft vor der Seele.

Ein Sonntag war's voll funkelnder Sonne, und die Hitze kochte in den engen Eisenbahnwagen, die nach alter Berliner Sitte von Ausflüglerscharen über und über besetzt waren. Es ging an Karlshorst vorüber, von dem damals aber auch noch nicht viel zu sehen war, und märkische Heide, braun-rote Kiefernbüsche säumten einförmig die Geleise. Da gellte plötzlich vom Fenster ein ekstatischer Schrei herüber, und wie aus einer Indianerbrust und Indianerkehle klang's gleich einem wilden, heißen Jagd- und Kriegsruf: „Eine Ziege – eine Ziege!!" Sofort begann ein allerlebensgefährlichstes Schieben und Stoßen, und jegliches Geschöpf, Mann, Weib und Kind, drängte rücksichtslos zum Fenster hin, um einen Blick auf etwas so Ungewohntes zu erhaschen: „Wo? Wo? Da ... da! Eine – zwei – drei – Ziegen!" Triumphierend ging's von Mund zu Mund. „Wat's doch for merkwirdige Jeschöpfe allens uff da Erde gibt," tönte es in philosophischer Betrachtung aus der einen Kupee-Ecke hervor. „Dett is doch nun jerade so wie im Zoolog'schen Jarten – und det hat man nu in Berlin, direkt vor da Tür ..." Ach, auch mir war's damals, als wäre eine Ziege ein Literatur- und ein Büchergeschöpf nur noch, das einmal in den seligen Zeiten der Homerischen Gedichte gelebt hat und von dem man nur noch im unsterblichen Don Quijote lesen konnte. Noch unerhörtere Sensationen aber brachte der Abend in Friedrichshagen. Tiefgezogene lange Hörnerstöße dröhnten plötzlich durch die Stille, und ein Glocken- und Schellengeläute klingelte und bimmelte von der Straße herauf. Da gab's keinen Zweifel mehr. Das war ‚Wilhelm Tell'. Das war der Kuhreigen und der Herdenglocken einförmiges Geläut. Und siehe da, in aller Wahrheit und Wirklichkeit. Eine Herde ganz

richtiger Kühe trottete von der Weide her die Straße herauf, um in die Ställe getrieben zu werden, es fehlte auch nicht am munter bellenden Spitz, und der Hirt sah völlig naturwahr aus, dörflich struppig-ruppig, und roch schon von weitem her kräftig nach Stall, Mist und Pfütze. Weder eine Meininger Bühnenkunst noch Otto Brahms' durchgeführter Naturalismus hätten ihn besser und charakteristischer herstellen können. Ja, das hatte man in Berlin, direkt vor der Tür, Ziegen und Kühe, Gänse und Enten – die Dorf- und Landpoesie in Rousseauscher Erhabenheit und Einfachheit, wenn man sie nur haben wollte. Die Flucht vor der Weltstadt in die Einsamkeit und an die Brust der Natur machte gar keine weiteren Umstände. Die Welt der ehernen Kantschen Vernunft, erbarmungslosen Denkens in den widerborstigsten Gegensätzen, die uns in einemfort die Entweder-Oder-Pistole auf die Brust setzt und uns wallensteinisch aufputscht: „Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg" – uns bei allen unseren jüngstdeutschen Kunst- und Kulturdebatten auch immer wieder vor die kategorische Frage gestellt hatte, ob das wahre und beste höchste Leben nur in der Weltstadt oder nur in der ländlichsten Stille und Zurückgezogenheit geführt werden könne, erhielt ihre einfachste Antwort in einem friedlich-fröhlichen Sowohl – als auch. Natur und Kunst, Land und Stadt konnten sich ohne weiteres finden, gerade, ehe man es denkt und philosophisch-wissenschaftlich betrachtet, und die Welt und die menschliche Zivilisation hatte es von vornherein so eingerichtet, daß man ganz bequem, im ewigen Wechsel, der alle Reize am frischesten erhält, die ländlichen Freuden und die weltstädtischen Sensationen zugleich genießen und von einem bei dem andern sich erholen konnte.

Von unserem ersten Ausfluge in die östlichen Gegenden von Berlin kehrten mein Bruder und ich heim mit der herzlichsten und tiefsten Sehnsucht, unsere Wohnung in Berlin N., am Schönhauser Tor, von Richard Dehmel mit eigensverfertigten Möbeln malerisch ausgestattet, hinauszupflanzen in die freie Natur, und die glücklichen Tage, wenn auch nicht eines Villenbesitzers, so doch eines Villenbewohners zu erleben, mit dem Rechte, im Frühling sogar ein Gartenbeet umgraben zu dürfen und Birnen- und Kirschbäume ergrünen und abwelken zu sehen.

Unsere Freunde Wilhelm Boelsche und Bruno Wille, beide eben frisch verheiratet, waren vorher schon von Gerhart Hauptmann, dem Naturapostel, zur Fahrt ins gelobte Land verlockt worden, und bald folgten auch wir ihnen nach.

Für einige Jahre wurde Friedrichshagen zu etwas wie einem Klein-Weimar der modernen Geister in der Kunst, zu einem Hauptmittelpunkt des literarischen Lebens, wo die meisten einmal ihre Visitenkarte abgaben. Die zahlreichen Freunde in Berlin kamen immer wieder gern heraus, um an den Ufern der

Müggel fröhliche Symposien mit uns zu feiern. Wenn aber die ‚freie Volksbühne' dort ihre Feste beging und Tausende von Gästen über die Seeufer und die Wälder sich ergossen, dann waren wochenlang vorher alle Hände beschäftigt, um zur Kurzweil und Belustigung der verehrlichen Mitglieder allerhand herbeizuschaffen und herzustellen, das nur nicht einen Groschen kosten durfte. Der „Friedrichshagener Vorort-Realismus", wie Otto Neumann-Hofer giftig glossierte, war über den einen Verdacht am völligsten erhaben, daß er irgendwelchen kapitalistischen Neigungen fröhnte. Geld war nur Schimäre. Den kümmerlichsten Eindruck machte die im abgeschabtesten Gewand einherschlotternde, hohlwangige Asketengestalt Dr. Benedikt Friedländers, der die wildesten anarchistischen Brandreden hielt und mit heiligstem Fanatismus für die vegetarianische Sache focht. Eugen Dühring und Tolstoj redeten mit gleicher Inbrunst aus seinem Bauche hervor. Peter Hille, der westfälische Magus, sah neben ihm noch aus fast wie ein Gigerl und Modegeck, und unwillkürlich griff man in die Westentasche, um ihm im Vorübergehen ein kleines Zehrgeld in die Hand zu drücken. Benedikt Friedländer war Multimillionär und suchte schamhaft die Schande seiner kapitalistischen Geburt durch einen Diogenesmantel zu verdecken. Freilich eines Tages, so späterhin, kam auch über ihn der Damaskustag. Da saß er lieber beim Sekt, rasiert und kurzhaarig geschoren, ein Bonvivant-Lächeln auf den Lippen, und dachte mit Ironie und Humor der Jugendjahre zurück, da er den Narren Gottes spielen wollte.

In Erkner bei Gerhart Hauptmann hatte sich noch Arne Garborg mit seiner frohäugigen Frau Hulda niedergelassen, der norwegische Bauerndichter, der sich damals gerade in seiner Übergangsperiode, in geistigen Dämmerungs- und Zwitterzuständen befand und wie später August Strindberg aus den roten Zimmern seiner Jugend in die gotischen zu übersiedeln anfing. Mystische und pietistische Träume suchten ihn heim, der wie ein echtestes Nordlandskind aussah, fühlte und spintisierte und aus bäuerisch-ländlichen Einsamkeiten, aus verstecktem Fjord, aus der Hütte im Gebirge nie herausgekommen zu sein schien. Saß man mit Arne Garborg beim Glase Toddy zusammen – das auch er inbrünstig verehrte und mit höchsten Andachten genoß – dann schien nichts so fern hinweggesunken zu sein wie die Weltstadt und alles weltstädtische Tun und Treiben. Schwer und zögernd kam ihm das Wort aus dem Munde, und man hatte das Gefühl, in einer Kate beim Brand lodernder Holzscheite zu sitzen und einem Bauernphilosophen zu lauschen, der allerhand Merkwürdiges träumte und sinnierte, was weniger von Menschen als von Luft, Wasser und Wind, von Steinen und Kräutern, Würmern und Käfern gelehrt und erzählt wird. Drang dazu der köstliche Geruch von Kartoffelpfannkuchen von der Küche herüber, zu denen Frau Hulda besonders eingeladen hatte und auf

deren kochkünstlerisch vollendete Zubereitung sie mit Recht stolz sein durfte – dann wurde auch das Garborgsche Heim für uns zu einer Insel der Seligen, und die kulinarischen Genüsse hätte man um keinen Preis selbst mit den kostspieligsten Zehn-Gänge-Diners von Berliner W. W. Finanzgrößen vertauschen mögen. Der Geist und die Seele, die beim Mahle am Tische sitzen, sind erst die besten Köche, und wo sie nicht daheim sind, wo nicht Freundschaft, Liebe und Sympathie die Gäste herzlich zusammenführen, da will der Sekt nicht mussieren.

In Friedrichshagen hatten sich noch Ola Hansson und seine lebenskluge und gescheite Gattin Laura Marholm niedergelassen, die mehr das männliche Prinzip in der Ehe verkörperte, ebenso wie er das weibliche Element darzustellen hatte. Er war von feiner, zarter, geistreicher Gestalt – sensitiv und nervös, und auch etwas dunstig, wie seine weichen und stillen Novellen – so recht ein schwedisch Gegenbild zum Norweger Garborg. Wie dieser ein Bauernblut, so er ein echtes Stadtkind. Ola dichtete, Laura dachte – er war Gefühl, sie Kopf und Verstand. Sie schrieb Essays, gelehrte Abhandlungen und kämpfte als streitbare Amazone für die neuen Rechte der neuen Frau, verwaltete mit klugen geschäftlichen Sinnen die gemeinsamen literarischen Familienangelegenheiten. Höchst ehrgeizig stand sie puffend und in die Rippen stoßend hinter dem Gatten und war wohl nach Friedrichshagen zur ‚Kolonie' gekommen, um uns alle zu verpflichten und in Eid und Dienst zu nehmen, daß wir die Ruhmesleiter zimmerten, auf der der Gatte endlich zu dem Himmel aufsteigen konnte, wo einstweilen noch die Björnson, Ibsen thronten.

Bei Ola Hansson wohnte auch einige Zeit lang August Strindberg, die verschlossenste und dunkelste Natur von allen, ein Rassenkopf, in dem die Mischung schwedischen und finnischen Blutes merkwürdig zum Ausdruck kam, der germanische Herrenmensch und die Sklavennatur, ein armer ‚Sohn der Magd', wild verzweifelt miteinander rangen. Unter einer prachtvoll ehernen Stirn voll hoher europäischer Intelligenz ein Paar grüblerisch suchende Augen innerer Unruhen und Qualen, und darunter eine plumpe, gewöhnliche Nase, etwas knollenartig, plattgedrückt, plebejischer Herkunft, die etwas Negerartiges an sich hatte und einige Erinnerung an Höhlenmenschen und diluvianische Zeiten wachrief. Ein kleiner aristokratischer Mund mit vollen und üppigen sinnlichen Lippen, die nach dem Weibe sich sehnten, und darüber ein keckes verwegenes Schwedenbärtchen, nach oben gesträubt, das dem Gesicht wieder etwas Kokettes verlieh und fast auch den Schneid eines preußischen Referendars unter den vielen Eigenschaften und unbegrenzten Möglichkeiten dieses Sohnes der Finsternisse vermuten ließen. Eine Abenteurernatur und revolutionäre Seele steckte in dem rebellischen Lockengewirr und trotzigen Haargestrüpp wie in der ‚Fliege' am Kinn. Dieses war fast ganz

verkümmert, zu einem Druckknopf zusammengeschrumpft und hatte sich scheu zurückgezogen, als wollte es sich verstecken. Ein Kinn ohne alle Energien, der höchsten Schwäche und Willenlosigkeiten, fatalistischer Unterwürfigkeit und Ergebungsbedürfnisse.

Als ich Strindberg zum erstenmal sah, stieg in mir gleich am unmittelbarsten die Erinnerung an den Kopf Christian Dietrich Grabbes auf, der so wie der seinige die hohe Stirn und das verelendete Kinn als Schicksalsmächte vereinigte. Und Dämon Alkohol hing gewiß auch mit schwärzesten Flügeln über ihm. Seine Spuren lagen im Gesicht, in den Augen, und das Delirium mit tanzenden Mäusen warf einige Schatten neuer Angst und inneren, seelischen Grausens über die sonst so hohe, schlanke und kräftige Gestalt.

Zumeist saß Strindberg mehr wie ein steinerner Gast, schweigsam und in sich versunken unter den anderen, und sein weitumfassendes, sein tiefbohrendes Wissen brach nicht in lebhaften Disputen und Vorträgen – hier und da mehr in scharfen, kritischen Anmerkungen hervor. Er hatte sich damals besonders auch der Alchimie ergeben und befand sich auf der Suche nach dem Stein der Weisen und der Herstellung des Goldes. Er war ganz fest und zuversichtlich und hegte keinen Zweifel, daß ihm das größte Werk seines Lebens, welches ihm mehr als die Dichtung bedeutete, sehr bald schon gelingen würde. Echt war bei ihm alles. Er glaubte, was er sagte, und der Zweifler in ihm war der glühendste und leidenschaftlichste Glaubensmensch und Glaubenssucher.

Das eigentliche Hauptquartier Strindbergs aber in dieser seiner Berliner Zeit war im ‚Schwarzen Ferkel' in Berlin aufgeschlagen, wo er den Mittelpunkt eines Kreises seiner leidenschaftlichsten Verehrer und Jünger bildete. Das ‚Schwarze Ferkel' war der Name, mit dem der Mund der Künstler-Bohème ein Delikatessen- und Kolonialwarengeschäft an der Neuen Wilhelmstraße in Berlin, nächst der Dorotheenstraße getauft hatte, über dessen Tür eine Schweineblase als Wahrzeichen angebracht war. Unmittelbar neben dem Laden befand sich, durch eine Tür abgetrennt, ein ganz enger und kleiner Raum, in dem auf einem Regal die Wein- und Spitituosenvorräte der Firma aufgestapelt lagerten. Er wurde zum Schauplatz wilder, nächtlicher Gelage und trunkener Begeisterungen der jungen Berliner Dichter, wo schon die Enge der Verhältnisse dazu zwang, daß man sich gegenseitig fortwährend in den Armen lag, und auch das in allen Tonarten erklingende ‚In tyrannos' besonders kräftig widerhallte.

Das Hauptgetränk war skandinavisch – Toddy. Strindberg erwies sich darin als überlegener Meister und entwickelte die höchste Kunst in der Herstellung des dampfenden Getränkes. Die Kognakflasche stand immer vor ihm, und die Rechte lag geschlossen um den Bauch. Prüfend hob die linke Hand das eben frisch gefüllte Glas mit der heißen Mischung von Schnaps und Wasser an das

Licht, und das Auge freute sich der tiefgoldenen Färbung. Der erste Schluck zerrann auf der Zunge des Kenners. Ein Zucken nur um die vollen Lippen blühend-sinnlichen Lebensverlangens. Es schwamm doch wohl noch zuviel im Glase, das nichts als Wasser war. Der Dichter hob infolgesessen die Kognakflasche empor und füllte mit einem Guß kräftig reiner alkoholischer Gluten das Glas wieder nach. Auch der zweite Schluck hielt der Prüfung noch nicht stand. Wasser! Zuviel Wasser! Von neuem floß ein Strahl aus der Kognakflasche zu besserer geistiger Stärkung in das Glas. Und so immer weiter, beim dritten, vierten, fünften und sechsten Gange. Der Prozentgehalt Wasser bot den Anblick des allerentschlossensten Rückzuges. Das Gesetz der Steigerung und Entwicklung wurde von einem künstlerischen Meister aufs vollkommenste beherrscht.

Zu Strindbergs Füßen aber lag in tiefsten Anbetungen und Ekstasen die polnische Seele Przybyczewskis versunken und küßte nach alten slawischen Sitten die Rocksäume des größeren germanischen Bruders. Er war wie immer der Sinne am wenigsten mehr mächtig und feierte mit den Geistern der Trunkenheit die aufreglichsten Orgien. Richard Dehmel aber stand mit priesterlich segnenden Händen über beiden und feierte den Ehebund zwischen germanischer und slawischer Rasse und Kunst.

Das rechte bunte Leben aber brachten erst in die Friedrichshagener Kolonie die zahlreichen Gäste, die aus Berlin herströmten und weiter aus dem Reich und dem Ausland. Otto Erich Hartleben und Frank Wedekind, Richard Dehmel und Cäsar Flaischlen, Max Halbe, John Henry Mackay, Carl Hauptmann, Felix Holländer, Wilhelm Hegeler, Hanns von Gumppenberg, Georg Hirschfeld, Wilhelm v. Polenz, Leistikow, Philipp Franck, Hendrichs, Meyer-Förster, Fidus, und wer nennt sie alle, verschönten unsere Tage mit ihrem Besuch und ließen sich auch wohl zum längeren Aufenthalt nieder, um Sommerferien auf dem Lande zu genießen. „Für die Poeten und Künstler war Friedrichshagen eine Art Mekka geworden. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzuoft kennen gelernt haben wird."

Ein Lachen aber klang auch durch die Jahre dahin, und hier möchte ich aus meinen Erinnerungen unter anderm auch von dem Spaßigen und Launigen erzählen, das sich alldort zutrug, von fidelen Gefängnissen und ‚schweren' politischen Verfolgungen.

Die losen Vororts-Realisten der achtziger Jahre. Wir Friedrichshagener

Friedrichshagen! Erkner! Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in den neunziger Jahren, waren diese beiden Vororte im Osten Berlins der Sitz einer Poeten- und Kunstkolonie geworden. Die literarischen Spötter der Welthauptstadt bezeichneten ihre Mitglieder mit dem Namen der Friedrichshagener Vororts-Realisten. Es waren die Sturm- und Drangjahre des deutschen Naturalismus, die damals über die Lande brausten, und das fröhliche, ausgelassene Treiben der jungen Künstlerschar ließ die braven, wackeren Bürgergemüter der kleinen Dorfgemeinden mißbilligend öfter die Köpfe über die losen und frechfreien Genossen schütteln. Sie hätten gewiß entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, hätten sie ahnen können, daß noch einmal, ein Menschenalter später, bei ihnen die Straßen auf den Namen solcher ihrer Mitbürger getauft würden.

Von hier aus strahlte zuerst der Name *Gerhart Hauptmann* mit hellstem Glanz empor, dessen Träger auch von sich sagen durfte, daß er sich eines Abends als ein Unbekannter zu Bette legte und als ein Berühmter erwachte. In seinen ersten dramatischen Dichtungen werden Erkner und der Müggelsee zum landschaftlichen Hintergrund, auf dem sich die Begebenheiten abspielen. Und die Kunst des Dichters schuf ein Bild von der Gegend und Natur dort mit ellem kräftig-würzigen Erd- und Schollengeruch der Wirklichkeit. „Einsame Menschen", die Diebskomödie „Der Biberpelz", „Der rote Hahn" haben die Namen weit über die deutschen Gaue hinausgetragen und mehr als nur bekanntgemacht.

Neben Gerhart Hauptmann aber blühte noch ein reicher Kranz anderer Namen, die in jenen geistig stark erregten und bewegten Jahren in den Vordergrund traten, und die Friedrichshagener Künstlerkolonie war jedenfalls ein lebendiger und anregender Mittelpunkt geworden, wo sich eine reiche und bunte Schar der Jüngsten zu längerem oder kürzerem Aufenthalt und in Gastrollen einfand. Deutsche und Ausländer in bunter Mischung. *Ola Hansson*, der feinsinnige, junge norwegische Novellist, hatte mit seiner Gattin *Laura Marholm* für längere Zeit dort dauernden Wohnort gefunden. In Erkner, als Gast Gerhart Hauptmanns, hauste mit seiner frohäugigen Frau Hulda sein Landsmann *Arne Garborg*, der urwüchsige Bauernerzähler, einer der ersten Führer der Landsmannbewegung. Einer der häufigsten und treusten Gäste war August *Strindberg*, der den Weg nach Damaskus noch nicht gefunden hatte und seine tollsten Toddy-Orgien in „roten Zimmern" und im „Schwarzen Ferkel" im Hinterstübchen des Delikatessengeschäftes an der Wilhelmstraße feierte.

Von den jungen deutschen Poeten zu fröhlichen Symposien und Landpartien fanden sich an den Ufern des Müggelsees am häufigsten Otto Erich Hartleben ein und Max Halbe, Otto Julius Bierbaum und John Henry Mackay, Paul Scheerbart, Richard Dehmel, Peter Hille, Wilhelm Hegeler, Cäsar Flaischlen und zahlreiche andere.

Die eigentlichen Begründer der Friedrichshagenener Dichterkolonie waren jedoch Bruno Wille und Wilhelm Boelsche sowie *mein Bruder Heinrich* und ich, die zuerst auf der Flucht vor der Weltstadt die noch ganz idyllischen, friedlichen Fluren entdeckt hatten. Ganz dörflich sah es dort noch aus, und nur einige vereinzelte Villen lagen hier und da zerstreut am Ufer des Sees und in einer, in zwei neuen Außenstraßen. An jedem Morgen in der Frühe ertönte laut das Horn des Gemeindehirten, der die wenigen Kühe auf die gemeinsame Wiese trieb.

Gerhart *Hauptmann* lernte ich zuerst in einem der zahlreichen Dichterklübchen kennen, in denen sich in jenen Jahren die jungen Stürmer und Dränger zusammenfanden zu hitzigen Debatten über die neue Aesthetik, das Wesen und die Grundzüge der neuen Kunstrichtung und sich gegenseitig ihre frischgebackenen Dichtungen vorlasen. Im *Verein „Durch"* war es, wo ich Hauptmann zum ersten Male traf, in einem kleinen, engen und dunstigen Wirtshausstübchen an der Gertraudtenbrücke, das dennoch bequem die Handvoll Menschen umfaßte, die sich dort allwöchentlich zum Kampf der Gesänge zusammenzufinden pflegten.

Gerhart Hauptmann hatte uns herzlich zu einem Besuch bei sich eingeladen, und schon bald darauf machten wir Gebrauch davon, und an einem schönen hellen Sonnentag überfielen wir, Bruno Wille, Willi Boelsche, von früher her schon seine Freunde, mein Bruder Heinrich und ich, auf einer gemeinsamen Landpartie ihn in Erkner in der schmucken Villa, die er dort allein mit seiner Familie bewohnte. Er lebte noch in seiner ersten Ehe, noch nicht lange verheiratet, war aber bereits glücklicher Familienvater. Eine zarte, seelenvolle Erscheinung, voll echter Herzensgüte, tief und echt mütterlichen Wesens war seine Frau, deren Züge uns auch aus einigen Frauengestalten seiner Dichtung lebendig-sympathisch entgegenleuchten. Mich selbst aber befremdete es damals ein wenig, als er einmal in einer vertraulichen Stunde sich selbst mir als ein Vorbild aufstellte und mir das als einen ersten, wichtigsten, praktischen Künstlerrat auf den Lebensweg gab, daß der Poet vor allem nach einer reichen Heirat zu trachten habe, um ein für allemal von aller materiellen Not und Sorge befreit zu sein und sich frei und ungehemmt seiner Arbeit und Kunst hingeben zu können.

Wir begegneten uns dann öfter. Bald danach lud er uns zu einer Vorlesung in seiner Wohnung ein. Das erste Werk war es, das ich von ihm kennenlernte.

Er hatte es gerade eben erst vollendet. Eine Novelle: „Bahnwärter Thiel". Mit den größten Spannungen und Erwartungen schon kam ich zu ihm. Bald erwies sich Gerhart Hauptmann als ein vortrefflicher Vorleser seiner eigenen Werke, da er aufs beste wußte, seine Dichtung zur Wirkung zu bringen, die Aufmerksamkeit zu spannen und zu fesseln, kunstvoll zu steigern und alle Stimmungen und Empfindungen charakteristisch-lebendig zu gestalten.

Die *Freie Bühne* war damals eben begründet worden. Auch mein Bruder und ich gehörten zu dem engeren Kreise der Begründer. Die erste Aufführung, Ibsens „Gespenster", war ein großer Erfolg gewesen. In diesen Tagen bekamen wir ein neues Drama zugesandt: „Vor Sonnenaufgang" von Gerhart Hauptmann. Von dem Werden einer solchen Dichtung hatten wir schon vorher gehört. Es sollte die Programmdichtung eines ganz neuen Kunststiles werden: des konsequenten Naturalismus. Arno Holz, Johannes Schlaf hatten ihn zuerst auf den Schild erhoben. Hauptmann war ihr erster begeistertster Jünger und Anhänger. Wir lasen das Werk gleich noch an demselben Abend. Es übte einen überwältigenden Eindruck auf uns aus, und an demselben Abend auch noch schrieb mein Bruder einen begeisterten Brief an Otto *Brahm*, in dem er diesem die Aufführung dringend ans Herz legte. Sie wurde auch sogleich beschlossen und als zweite Vorstellung in Angriff genommen.

Vor einem ausverkauften Hause, vor einem Publikum, das von vornherein gewillt war, einen großen Theaterskandal in Szene zu setzen, hub das Spiel an. Und eine beständige Unruhe herrschte schon im Hause. Freunde und Gegner waren auf dem Posten. Als aber bei der krassesten Szene des Dramas, einer Geburtsszene, ein wilder Antinaturalist, Dr. Kastan, Arzt von Beruf, ein großer Theaterhabitué und ständiger Premierentiger, eine Geburtszange auf die Bühne reichte, brach ein toller, wüster Lärm aus. Fast wäre es ein schwerer Durchfall geworden. Aber auch wir Freunde rafften uns auf. Hin und her tobte wütender Kampf. Die eigentliche Entscheidung aber brachte eine junge Schauspielerin. *Else Lehmann* wurde entdeckt. Als naive Liebhaberin hatte sie im Wallner-Theater in den Possen und Schwänken ein recht unbemerktes Dasein geführt. An diesem Samstagmorgen offenbarte die große tragische Künstlerin die Kraft und Fülle ihres Talents. Widerstandslos besiegte sie auch die schärfsten und bittersten Gegner des Dramas. Doch auch für den Dichter war gerade dieser Spektakelerfolg der sicherste Triumph, der einen jungen Autor am raschesten in die vorderste Linie schiebt. Jedenfalls war auch Gerhart Hauptmann, der fanatische Antialkoholist und Asket, von diesem Tage an ein Ueberwundener.

„Orgie" in Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen

O ihr frohen und seligen Tage von Friedrichshagen – damals um 1890 herum und das ganze Jahrzehnt hindurch bis zum Anbruch des neuen Jahrhunderts. Ihr Wanderungen am Müggelsee und durch die Müggelberge. Ihr seligen Stunden verträumten Hindämmerns in der Kiefernheide, gemeinsamen Wirkens und Schaffens und Suchens, fröhlicher Symposien und ernster Arbeit am eigenen Selbst.

Einige Jahre hindurch war Friedrichshagen etwas wie ein Klein-Weimar geworden, ein Vorort der literarischen Bewegung, die damals die Jugend ergriffen und mit einem neuen Geist des Sturmes und Dranges erfüllt hatte. Sie war nunmehr zu einer allgemeinen öffentlichen Angelegenheit geworden, und es scharten sich um ihre neu aufgepflanzten Banner des Naturalismus, der Vermählung von Kunst und Natur, die zahlreichen Kreise der Jünger und Anhänger.

Friedrichshagen selbst aber wurde zu einem Wohnsitz einiger der führenden Geister, die wiederum zahlreiche Gäste und Besucher aus aller Herren Ländern an sich lockten.

In Erkner, nahe bei Friedrichshagen, wohnte damals in einer schmucken Villa ein zur Zeit noch völlig unbekannter junger Poet, Gerhart Hauptmann. Bruno Wille und Willy Boelsche, die beide eben geheiratet hatten, verlegten ihren Wohnsitz nach Friedrichshagen, und bald folgten auch mein Bruder Heinrich und ich ihnen nach.

Für die Poeten und Künstler wurde Friedrichshagen eine Art Mekka. August Strindberg setzte sich dort fest, ebenso sein Landsmann Ola Hansson mit seiner Gattin Laura Marholm; viele andere waren gern gesehene Gäste. Von deutschen Poeten und Künstlern fanden sich immer wieder ein Otto Erich Hartleben, Carl Hauptmann, Leistikow, Max Halbe, Frank Wedekind, John Henry Mackay, Caesar Flaischlen, Peter Hille, Fidus[,] Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Wilhelm Hegeler, Wilhelm von Polenz und viele andere. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzu oft kennengelernt haben wird.

Im Mittelpunkt der großen Feste, welche damals in Friedrichshagen von uns gefeiert wurden, standen die fröhlichen Waldfeiern für die Mitglieder der eben begründeten freien Volksbühne, welche Tausende von Gästen an schönen Sommersonntagen ins Freie lockten, die sich über die Seeufer und die Wälder ringsum ergossen. Wochenlang vorher waren alle Hände damit beschäftigt, um zur Unterhaltung und Belustigung der Massen allerhand herzustellen und

herbeizuschaffen, das – nur nicht einen Groschen kosten durfte. Die Billigkeit der Kunst war eben eine wichtigste und unentbehrlichste Bedingung. Kasperle-Theater wurden aufgeschlagen, kleine Szenen aufgeführt, lebende Bilder gestellt, und bei Feuerwerk, Musik und Tanz und sonstigem Beiwerk von Volksbelustigungen zogen sich die Feste bis tief in die Nacht hinein und bis zum Aufgehen der neuen Morgensonne hin.

Geld war allerdings völlige Chimäre, und die Friedrichshagener und ihre Gäste standen mit vielem Recht in dem Ruf, ganz bestimmt keinen kapitalistischen Neigungen zu fröhnen.

Der aufsässige Geist der „revolutionären" künstlerischen Literatenbewegung, der sich zu Beginn der 90er Jahre wieder einmal stärker regte, brachte es mit sich, daß auch die hohe Regierung mit argem Mißtrauen auf die Friedrichshagener Kolonie blickte und – freilich mit größtem Unrecht – allerhand Böses von ihr erwartete. Es kam auch zu einigen, höchst komisch verlaufenen, Zusammenstößen mit der Polizei.

Ein recht fideles Gefängnis war es schon, in welches Bruno Wille für einen Monat lang einmal eingesteckt wurde. Als Lehrer der freireligiösen Gemeinde hatte er sich durch seinen ethischen Jugendunterricht das Uebelwollen des Kultusministeriums zugezogen, und dieses verbot ihm jede weitere Betätigung, bei einer Strafe von 100 Mark für jede Zuwiderhandlung. Aber Wille kümmerte sich nicht darum und unterrichtete gelassen weiter. Bald wuchsen die 100 Mark immer höher an, und es blieb für die Regierung nichts anderes übrig, als die Schuldenlast durch den Gerichtsvollzieher einzutreiben. Natürlich fiel die Pfändung fruchtlos aus. Bruno Wille war darauf vorbereitet und hatte all sein Hab und Gut vorher schon durch Bernhard Kampffmeyer mit Beschlag belegen lassen, der ihm in einem Scheinvertrag einige tausend Mark geliehen und dann das Geld umsonst eingeklagt hatte. Im Kultusministerium entdeckte man jedoch eine alte, vergilbte Kabinettsorder aus längst verschollenen reaktionären Zeiten, welche es gestattete, den renitenten Sünder in Haft zu nehmen und so lange gefangen zu halten, bis er zu Kreuz gekrochen war.

So wurde denn Wille eines schönen Morgens in das Friedrichshagener Gefängnis abgeführt, das aus einem vergitterten Stübchen bestand, in dem man Betrunkene oder Landstreicher für eine Nacht zu beherbergen pflegte. Immerhin eine erschreckliche Nachricht. Aber es wurde zum fidelsten der Gefängnisse.

Der Regierung war wohl selber bei ihrem Gewaltstreich nicht wohl zumute. Mein erster Besuch, den ich sofort bei dem Gefangenen machte, um ihn in seinem schweren Unglück zu trösten, nahm mir eine Last von der Seele. Ich – traf ihn nicht zu Hause. Er war mit seinem Kerkermeister spazieren gegangen. Zum Müggelschlößchen, um dort zu frühstücken. Dann hatte er eine Segel-

bootpartie über den See in die Müggelberge hinein gemacht, hatte drüben zu Mittag gespeist und eine weitere Landpartie von einer Wirtschaft in die andere unternommen. Den ganzen Tag über konnte ich ihn nicht erreichen. Des Abends war er zuletzt in seiner Wohnung gewesen, hatte dort ein Bad genommen und war dann allerdings pünktlich um 10 Uhr in sein Gefängnis zurückgekehrt. Darauf hatte der Kerkermeister streng bestanden. So verlangte es die Ordnung durchaus: Um zehn Uhr zu Bett.

Eine Kegelbahn war auch vorhanden und ein Billard in dem Wirtshaus gleich neben dem Gefängnis, und die Freunde und Besucher kamen und gingen, es wurde eifrig gezecht und gesungen, Spaziergänge und Landpartien wurden unternommen, vom Gefängnis merkte man nichts, als daß es ein fideles war, ein Operettengefängnis, wie in der „Fledermaus".

Die Fidelität erreichte ihren Höhepunkt in einer solennen Nachtfestlichkeit, in einer fröhlichen Orgie, zu der sich eine große Anzahl aller näheren Freunde und Bekannten, Männlein und Weiblein, eingefunden hatte zur Feier und zu Ehren des Gefangenen. Die enge Zelle war mit Blumen, Kränzen und Gewinden herrlich ausgeschmückt: bunte japanische Lampions hingen von den Decken herab, Batterien von Weinflaschen standen aufgefahren, und bei Gitarren- und Lautenklang und fröhlichem Gesang flogen die nächtlichen Stunden hin. Der Tag war längst angebrochen, als die letzten Gäste nach Hause wanderten.

Unter den sittsamen Einwohnern Friedrichshagens weckte dieses wilde, ungebärdige Künstlertreiben viel Entsetzen und Aufregung, und auch die Regierung hatte bald nur die eine Sehnsucht und das Verlangen, diesem Spektakel, der nun fast schon einen Monat lang dauerte, ein Ende zu machen. Umsonst aber schickte sie einen Abgesandten, um mit dem hartnäckigen Sünder einen gütlichen Ausweg zu finden. Der wollte und wollte nicht nachgeben. Es blieb zuletzt nichts anderes übrig, als den Sträfling ebenso gewaltsam und zwangsmäßig *aus* seinem Gefängnis hinauszutreiben, wie man ihn einmal hineinversetzt hatte. Als es auch nicht half, daß man die Gefängnistür aus den Riegeln hob und Bett und Stuhl aus der Zelle entfernte, stieß der Gefangene das nächste Mal, als er von einem Spaziergang heimkehrte, auf fest verriegelte Türen, die es ihm beim besten Willen unmöglich machten, die Zelle wieder zu betreten.

Sibirien in Preußen. Eine fröhliche Lebenserinnerung

„Sibirien in Preußen" lautete der Titel einer Broschüre, einer schweren und bitteren Anklageschrift, die mein lieber Freund Bruno Wille anfangs der

neunziger Jahre der preußischen Regierung ins Angesicht schleuderte. J'accuse! Ja, es war eine böse Angelegenheit. Am eigenen Leibe sollte er es empfinden, wie arge russische Zustände im Deutschen Reiche herrschten und rein auf administrativem Wege, ohne jede gerichtliche Verhandlung und Verurteilung ein preußischer Untertan ins Gefängnis gesteckt werden konnte.

Bruno Wille bekleidete damals als Prediger und Lehrer der freireligiösen Gemeinde in Berlin ein ehrenvolles Amt und erteilte vor allem mit Eifer und Liebe der Jugend ethischen Unterricht, jenseits aller religiösen Dogmatik. Ein gar bitterer Dorn war er im Auge des Kultus- und Unterrichtsministers, der in jenen Jahren besonders streng orthodox und konservativ eingestellt war und alles versuchte, endlich einmal diesem verruchten Unterricht völligen Garaus zu machen. Freilich, alle Drohungen halfen ihm gar nichts, und ergebnislos verliefen auch alle ausdrücklichen strengen Verbote und Strafankündigungen für den Missetäter. Unbekümmert gleichmütig darum fuhr dieser fort, zweimal in der Woche seine Kindlein um sich zu versammeln. So ging denn die Regierung einen Schritt weiter und kündigte dem hartnäckig widerstrebenden Herrn Lehrer für jede weitere Unterrichtsstunde, die er noch erteilen würde, eine Strafe von hundert Mark an. Auch damit erzielte sie weiter nicht den geringsten Erfolg, und immerhin war schon bald die Schuldsumme auf mehrere hundert Mark angewachsen und stieg mit jeder Woche höher. Freilich wurde die Sache damit bedenklicher. Auch nicht ein einziges Mal ließ sich der Delinquent dazu bewegen, einen Hundertmarkschein für die Freiheit seines Unterrichts zu opfern. Doch nur allzu wahrscheinlich war es, daß nun auch der Kultusminister unnachgiebig sein und Ernst machen würde. Drohend stieg die Gestalt des Gerichtsvollziehers herauf mit dem Pfändungsbefehl, und sorgend und bekümmert streifte das Auge Bruno Willes, sorgender und bekümmerter noch die Blicke Lieschens, seiner jungen Hausfrau, über die schönen neuen Möbel hin, den Stolz und die Freude des unlängst vermählten neuen Ehepaares.

Aber auch da fand sich bald der gute Ausweg. Hilfreich stellten sich die lieben Freunde zur Verfügung. Paul und Bernhard Kampf[f]meyer verfügten über das nötige Kleingeld, liehen Bruno Wille ein paar tausend Mark. Sie verklagten ihn, da er sie ihnen, wie er versprochen, nach zwei Tagen nicht wieder zurückzahlte, und schickten ihm auf Grund des obsiegenden Urteils unbarmherzig sofort den Gerichtsvollzieher ins Haus und legten auf sämtliche Möbel und Wertgegenstände des Willeschen Besitzes Beschlag.

Bald darauf stellte sich auch der Bote des Kultusministeriums ein. Freilich zu spät. Er fand bereits alles mit schönen blauen Gerichtssiegeln beklebt und mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause heimkehren. Pfändung fruchtlos.

Da war nun allerdings oben bei den Regierungsbehörden der Rat teuer. Die Sache schien im Sande zu verlaufen. Es schien keinen Weg mehr zu geben, wie man dem Spötter und Verächter des Staats weiter beikommen sollte. Der Übeltäter war unangreifbar. Unmöglich aber konnte sich die Regierung eine solche Mißachtung und Vereitelung aller ihrer Maßnahmen gefallen lassen. Allen Präzedenzfällen wurde eifrigst nachgeforscht, und siehe da, einer der Ministerialräte förderte aus Urgroßvätertagen, aus den Jahren dunkelster, reaktionärer Regierungskünste eine alte vergessene und verschollene Verordnung an den Tag, kraft deren [sic] es möglich war, einen solchen renitenten Untertan ohne weiteres einfach ins Gefängnis abzuführen.

Eines Morgens saß ich gerade bei meinem Täßchen Morgenkaffee tief versunken im Genuß meiner Zeitung, meines Leib- und Magenblattes, als ich plötzlich erschreckt vom Lesen auffuhr. Wirklich und wahrhaftig, da stand es schwarz auf weiß gedruckt: Der Lehrer der freireligiösen Gemeinde, Dr. Bruno Wille, ist auf Anordnung des Kultusministers wegen widersetzlichen Verhaltens und Mißachtung der Anordnungen seiner vorgesetzten Behörden ins Gefängnis gesteckt worden.

Gleich darauf auch klingelte es schon stürmisch an der Tür meiner Wohnung, und schon stürzten höchst aufgeregt zwei junge Damen, eine dänische und eine deutsche Schriftstellerin, in mein Zimmer, einen schweren Reisekoffer mühselig zwischen sich herschleppend. Erschöpft sanken sie auf zwei bereitstehende Stühle hin und konnten kaum Atem finden. Erregt streckten sie mir ihre Hände entgegen und stöhnten verzweifelt: „Haben Sie es gehört, gelesen? Unmöglich! Unglaublich. Eine Gesetzwidrigkeit sondergleichen. Sie haben es in der Tat fertiggebracht, Bruno Wille ins Zuchthaus zu bringen." Ja, ich hatte es eben auch aus der Zeitung erfahren. Bewegt, erschüttert drückte ich ihnen die Hand. Um jeden Preis wollten, mußten sie den Gefangenen sehen. Sie hatten nur eben rasch den Koffer gefüllt und sich dann schnurstracks auf die Eisenbahn gesetzt, um von Berlin nach Friedrichshagen hinauszufahren. Im Koffer schleppten sie allerhand gute, leckere Sachen mit sich, Flaschen mit Wein gefüllt, Kuchen, Schokolade, Würste und sonst noch allerlei, um den Märtyrer seiner Überzeugungen mit einigem schwachen Trost über die ersten Tage seiner Haft wenigstens einigermaßen hinwegzuhelfen. Ich sollte sie unverzüglich zum Gefängnis hinbegleiten. Natürlich, selbstverständlich machte ich mich sofort fertig, und wir machten uns zu dreien auf den Weg. Ja, wenn ich nur selber wüßte, wo dieses Gefängnis eigentlich lag. Ich hatte trotz meines mehrjährigen Aufenthaltes in Friedrichshagen dort noch nie von einem solchen etwas gesehen oder erfahren. Vergeblich suchte ich auch jetzt bei einigen Eingeborenen Auskunft. Mein Zigarrenhändler endlich wies uns den Weg. Wir hatten nur ein paar Schritte zu machen, und schon standen wir vor dem

Gefängnis. Ein ziemlich altes, vernachlässigtes Wohnhaus mit einer Reihe von Armeleutewohnungen. Zu ebener Erde ein kleines mit einem Eisengitter versehenes Fensterchen. Aha, das mußte es wohl sein. Durch die schmutzigen Scheiben sah man in ein enges Stübchen, dürftig mit einer Holzpritsche und einem Küchenstuhl ausgestattet. Aber es war leer, niemand darin. Zweifellos für Betrunkene bestimmt, die des Nachts Skandal gemacht hatten, oder für Vagabunden, die man hier für eine Nacht einsperrte. Ein steingepflasterter Hof trennte das Haus von einem an der Straße liegenden Wirtshaus, zu dem auch eine Kegelbahn gehörte.

Wir erkundigten uns nach der Wohnung des Gefängniswärters, von einem Gefängnisdirektor wagten wir doch nicht mehr zu sprechen. Aber er war nicht anwesend. Nur seine Frau daheim. Sie lächelte glückselig und wurde gesprächig, als ihr eine der Damen ein Dreimarkstück in die Hand drückte. Nein, auch der Gefangene war nicht zu Hause. Am Abend vorher hatte man ihn eingeliefert. Jetzt aber war er spazierengegangen. Einigermaße erstaunt blickten wir auf. „Ja, er ist mit meinem Mann zum Frühschoppen an den Müggelsee gegangen", lautete die weitere Auskunft. „Dort im Müggelschlößchen werden Sie ihn gewiß antreffen."

Also auf zum Müggelschlößchen. Ein paar Minuten später waren wir dort. Aber wir fanden niemand. Dr. Bruno Wille war allerdings nach der Versicherung des Kellners dort gewesen, hatte gut gefrühstückt und dann in polizeilicher Begleitung eine Fahrt im Segelboot auf dem Müggelsee unternommen. Er wollte drüben zum Teufelssee hinüber.

Wir hinter ihm her. Doch auch dort trafen wir ihn nicht mehr an. Der Gefangene hatte zu Mittag gespeist und war dann weiter zum Nachmittagskaffee ins Land hinaus gewandert. Den ganzen Tag hindurch folgten wir unverdrossen seinen Spuren, leider, ohne ihn jemals zu erreichen. Und es wurde schon dunkel, als wir endlich wieder nach Friedrichshagen zurückwanderten. Vergebens aber klopften wir wiederum beim Gefängnis an. Er war noch immer nicht zurück, und die letzte Hoffnung meiner beiden Damen, die ihn allzu gern gesprochen und getröstet hätten, blieb nur noch ein Besuch in seiner Wohnung bei Frau Lieschen. Ja, er war dort gewesen, hatte ein Bad genommen und ein Stündchen bei der Gattin geweilt. Doch es war inzwischen zehn Uhr geworden, und der strenge Wärter konnte es länger nicht dulden. Um diese Zeit mußte er notwendig ins Gefängnis zurück. Die Ordnung verlangte es. So blieb auch dieser Besuch erfolglos. Der Gefangene war uns gerade wieder entwischt. Immerhin waren meine Damen einigermaßen getröstet; packten die reichen Lebensmittelvorräte aus ihrem Koffer aus, damit ich sie mit einem herzlichen Gruße von ihnen dem verehrten Meister aushändigen sollte, und fuhren mit erleichtertem Herzen, erleichtertem Koffer nach Berlin zurück.

Das „Sibirien in Preußen" wurde in den nächsten Wochen jedenfalls zu einem der fröhlichsten der Gefängnisse, dessen guter Ruf sich bald in den Kreisen der jungen Literatur und Kunst Berlins ausbreitete und es zu einem neuen Wallfahrtsort der Geister machte.

Auch fernerhin verbrachte der Gefangene seine Tage mit längeren und kürzeren Spaziergängen und Wasserpartien in der ständigen Begleitung und unter dem treuen Schutz seines Kerkermeisters, und sie wurden des öfteren auch zu großen, lustigen Landpartien, wenn sich ihnen ein Kreis von Freunden und Freundinnen zugesellte, den Freunden in Friedrichshagen und den anderen, die aus der Weltstadt herüberkamen.

Auch zwischen den Gefängnismauern selber entwickelte sich ein heiteres, vergnügtes Leben und Treiben. Die engen Wände des kleinen Kämmerleins faßten natürlich selten die Anzahl der Gäste. Aber im Hofe davor und auf der Kegelbahn war Raumes genug, und unter allerhand Disputen und Debatten, und wenn die Kugel rollte und „alle Neune" purzelten, flogen die Stunden rasch und leicht vorüber.

Den Höhepunkt dieser frohen Festtage aber bildete ein großer Kommers, den wir auf allgemeinen Wunsch zu Ehren unseres Märtyrers der Geistesfreiheit und zu einem Pereat des preußischen Kultusministers veranstalteten. Es galt vor allem, zunächst einmal die Kerkerzelle selber zu einem würdigen und vornehmen Festraum umzugestalten. Eifrig machten wir uns an die Arbeit, die kahlen Wände des Stübchens hinter reichen Bilderschmuck zu verstecken und den Raum mit einem üppigen Blumenflor reichlich auszuschmücken und zu verschönern. Farbenbunte japanische Papierlaternen schaukelten an langen Bindfäden von der Decke herunter, um alles mit strahlendem Lichterglanz zu erfüllen. Bequeme Sitzgelegenheiten wurden für die Gäste geschaffen, und auch die Kegelbahn und der Hof blickten festlich prunkend drein. Eine Batterie Wein, ein Faß Bier waren aufgelegt, um die rechte Stimmung zu erwecken, und einige Freunde hatten versprochen, mit Lauten, Gitarren und sonstigen Instrumenten dem Fest die musikalische Weihe zu geben. Schmunzelnd und selig beglückt half der Kerkermeister eifrig bei den Vorbereitungen und bekannte, daß er einen solchen Gefängnisinsassen, wie den hochverehrten Herrn Dr. Bruno Wille, allzu gern für sein ganzes Leben lang bei sich behielte.

Gegen Abend um 7 Uhr hielten die Gäste ihren Einzug, Damen und Herren im bunten Gemisch. Es fehlte nicht an internationalen Gästen. August Strindberg, Arne Garborg und seine gütige, liebenswerte Gattin, Ola Hansson kamen als Vertreter der nordgermanischen Literaturen, die besonders enge Verbindungen mit dem Friedrichshagener Kreis verknüpfen, Stanislaus Przybyszewski, damals noch deutschschreibender Poet, später Führer und

Neuerwecker der jungpolnischen modernistischen Literatur, tauchte auf. Otto Erich Hartleben, der frohlachende, mit seinem „Moppchen", seiner Selma, und Otto Julius Bierbaum, strahlend in Humoren, Cäsar Flaischlen, Karl Henckell, Wilhelm Hegeler, Willy Boelsche, Donalt [sic] Wedekind, Frank Wedekinds glücksloser Bruder, mein lieber Bruder Heinrich, Laura Marholm, Lou Andreas Salomé, der Maler Fidus und noch so mancher andere, auf den ich mich augenblicklich aber nicht besinne, wollten auch Sibirien in Preußen mitfeiern und miterleben, ein kleines spaßig Gegenstück zu Dostojewskis „Memoiren aus dem Totenhaus".

Die Zehn-Uhr-Abendstunde, da sich nach der strengen Gefängnisordnung der Eingekerkerte zur Ruhe zu begeben hatte, war ja in der letzten Zeit wenig mehr beachtet und eingehalten worden. In dieser Nacht aber ging's besonders stürmisch und laut zu, und die fröhliche, wilde Orgie erreichte einen Höhepunkt. Bei Becherklang und Rundgesang wurde immer wieder in feierlichen Ansprachen der großen Tat des Märtyrers der Geistesfreiheit die geziemende Anerkennung dargebracht und das donnernde Pereat Seiner Exzellenz, dem Herrn Kultusminister. Die Sonne war schon längst am Himmel wieder emporgestiegen, als die letzten Gäste noch immer beieinandersaßen und bei einem Schälchen Mokka die Wein- und Biernebel bekämpften und verscheuchten. Der Kerkermeister aber schnarchte schon seit ein paar Stunden, süßen Weines voll, schwertrunken in einer Ecke den Schlaf des Gerechten.

Im Kultusministerium schüttelte man sorgenvoll und verzweifelt die Köpfe. Die Sache wuchs sich mehr und mehr zu einem Skandal aus. Leicht war es gewesen, den Staatsverbrecher hinter Schloß und Riegel zu bringen, aber wie konnte man ihn wieder loswerden? Vergeblich schickte man einen Ministerialrat zu ihm ins Haus, der gütig und weise zu ihm reden sollte, wie man die Angelegenheit aus der Welt bringen solle. Der Widerspenstige zeigte sich für jedes pater peccavi unzugänglich. Er bestand durchaus auf sein Recht und öffentlich Gericht. Umsonst auch kündigte man ihm an, er sei frei, er könne gehen, wohin er wolle, die Regierung betrachte die Sache für völlig erledigt. Für ihn sei sie es nicht, erklärte der Trotzkopf. Da griff man denn wieder zum letzten Mittel, zur Macht und Gewalt. Eines Morgens, als der Gefangene wieder einmal von einem Spaziergang heimkehrte, fand er sein Stübchen völlig ausgeräumt, leer, die Tür aus den Angeln genommen. So ging denn auch er. Die Erinnerung an das Sibirien in Preußen als das fidelste der Gefängnisse nahm er lächelnd in sein Leben dauernd mit sich.

Friedrichshagen II. Aus meinen Lebenserinnerungen

Die Begründung der ‚Freien Bühne' in Berlin, die ungefähr mit unserer Flucht aufs Land und der Übersiedelung nach Friedrichshagen zusammenfiel, bedeutet einen Merk- und Wendepunkt in der Geschichte der jüngstdeutschen Literaturbewegung. Das jugendliche Chaos, der Sturm und Drang hatten sich geklärt, und die ersten Früchte der Reife brachen hervor. Die junge Kunst schuf sich ein Theater und erzwang damit erst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, das Interesse des großen Publikums.

Daß sie ihre ersten Siege unter der Fahne des Naturalismus erfocht, kann nicht weiter wundernehmen. Heute kann es ja keinem Zweifel unterliegen – und die Akten sind darüber geschlossen –, daß unsere deutsche Dichtung hier nur als eine Ährenleserin erschien. Die Großmeister des Naturalismus gehörten einer älteren Generation an, sie waren auch nicht unter uns, sie waren im Ausland herangewachsen und hatten die wertvollste Arbeit bereits geleistet. Die Ibsen, die Tolstoj, Dostojewski, Zola revolutionierten am leidenschaftlichsten die Köpfe und Herzen der Jungen in den achtziger Jahren und wurden aufs heißeste von ihnen verschlungen. Man las sie mit fiebernder Seele und begeisterte sich für sie, wie man vor Jahrzehnten einmal für Byron, Victor Hugo, Balzac geschwärmt hatte, und sie gaben für das Kaffee- und Wirtshaus den beliebtesten Gesprächs- und Diskussionsstoff ab. Verse hatten alle die jüngsten Stürmer und Dränger geschrieben, und eine Lyrikerrevolution war es in den ersten Jahren vor allem gewesen. Da wirkte es wie eine Bombe, daß der große Prophet im Norden, der Rätselspinner von Skien, durch seine Botschaft ein für allemal dem Vers den Garaus gemacht habe und ihn nur noch wie ein vorsintflutliches Geschöpf wollte angesehen wissen.

Mit allem Ernst und tiefsten Erbitterungen stritt man darüber her und hin, ob Ibsen recht habe oder nicht. Doch an dem Worte des Meisters war nicht zu drehen und deuteln, er hatte es gesagt, – und wiederum witzelte man, wie einst Paul Lindau:

> „Er war von je ein Lyriker, –
> Dramatiker ist schon schwieriker."

Die Tage der Lyrikerrevolution waren vorüber für einige Monate, und der junge Idealismus war inzwischen auch praktischer geworden und blickte zum Theater hin, welches die größten äußeren Erfolge und Gewinnaussichten brachte. Wie Arno Holz, der glänzendste Sprach- und Formtechniker, der geschickteste Versequilibrist unter den Jungen, legte man sich des Abends zu Bett, – selig schwelgend in den Harmonien und Schönheiten des nachklassizistischen Virtuosentums, in der kühlen Klarheit der Platenschen Reime, den

scharfen Rhythmen der Freiligrath und Herwegh und den sanften Wohlklängen Geibels, – und stand am anderen Morgen auf als wildester und bitterster Verächter aller Verskunst. Sie war doch das Widernatürlichste alles Widernatürlichen. Die Menschen sprechen, – sie sprechen mit- und widereinander. Nur das Drama, das Drama in Prosadialogen gibt ein wahrheitsgetreues Abbild des wirklichen Lebens.

Immerhin brachten die großen Dichter des Auslands, die Skandinaven, und die Russen vor allem, die Ernten schon heim, während bei uns noch die Dichtung in den ausgefahrenen Gleisen eines akademisch-nachklassizistischen Formalismus sich bewegte. Die Jüngsten blickten nun doch wieder in die Ferne und sahen von neuem alles Heil in der Nacheiferung fremder Vorbilder, welche den Rahm von der Milch bereits abgeschöpft hatten. Heute, wo die naturalistische Entwicklung völlig abgeschlossen hinter uns liegt, kann man es nicht mehr leugnen, daß die deutsche Kunst hier doch im Hintertreffen geblieben ist. Selbst von Gerhart Hauptmann wird man heute schwerlich behaupten, daß er mit seiner Bedeutung heranwächst an die der großen skandinavischen und russischen Begründer und an Eigenart, Größe der Persönlichkeit, an Weite und Tiefe der Weltbilder ihnen gleichkommt.

Ursprünglich war von uns gerade als Losungswort auch als eine Forderung aller Forderungen ausgegeben, daß die Wiedergeburt der deutschen Dichtung aus ureigenheimischem Wesen, aus germanischer Eigenart und Besonderheit sich vollziehen müsse. Die Erbschwäche auch unserer Kunst bestand darin, daß sie sich immer wieder latinisiert, hellenisiert, orientalisiert, italianisiert, französiert und anglisiert hatte, und mit scharfen Kämpfen gegen den Weimarer Klassizismus und reinen Kultus der griechischen Antike, des Franzosentums auf der Bühne hatte die jüngstdeutsche Sturm- und Drangbewegung bei uns begonnen. Nicht ohne tiefere Bedenken sahen mein Bruder und ich selber dem Schauspiel zu, wie nun doch wieder durch bloße Nacheiferung fremder Vorbilder der Drang nach persönlich-individuellem Eigenwert in der Kunst gehemmt wurde. Sobald sich der Naturalismus als Diktator und als die alleinseligmachende Kunst aufwerfen wollte – als er mit dem Munde Emil Zolas sprach: Die Kunst wird naturalistisch sein, oder sie wird nicht sein –, da lag auch alle Gefahr nahe, daß die neue Bewegung in völlige Einseitigkeiten hineingeraten und zu baldiger Erstarrung wieder führen mußte. In unserer eigenen Seele war eigentlich nichts so laut wie die Botschaft von der unendlichen und ewigen Freiheit des Künstlermenschen. Der ist nur der Stärkste, der Echteste, der immer wieder seinen nur ihm eigenen Weg zu gehen vermag.

Das höchste und wesentlichste Künstlerische ist nur gerade nicht an Parteien, Schulen und Richtungen gebannt, und sowohl auf der rechten und auf der linken Seite, wie in den Mitten finden sich die starken Persönlicheiten, die

Tüchtigen, auf die es allein ankommt. Die Schulen und Richtungen entstehen nur dadurch, daß sich um einen von solchen Auserwählten die Schwachen, die Kleinen und Minderbegabten scharen und Kopien seiner Werke herstellen. Von vornherein bedeuten sie am wenigsten gerade in der Kunst. Aber sie bilden die Massen und sind in der Überzahl. Sie warten immer nur auf die Verkündigung des Allherstellungsmittels, – des Rezeptes, wie Kunst gemacht werden soll und muß, – und wollen ganz klar und deutlich wissen, wie denn das Werk in allen seinen Teilen beschaffen zu sein hat, das der Weltgeist von ihnen fordert.

Solch ein Helfer in der Not, der strenge Schulmeister und Gesetzesgeber erstand den jungen Geistern in Arno Holz, der von allen am meisten ganz klarer, scharfer und heller Verstandeskopf war, ausgeprägt technischen Sehens und Denkens. Die Heidenbekehrung hatte sich auch bei ihm, wie bei so vielen anderen, ohne alle weiteren Beschwerden, über Nacht vollzogen. Aus dem nationalpatriotischen, gutliberalen Sänger ‚deutscher Weisen' hatte sich ein blutroter Sozialdemokrat, ein begeisterter Genosse entpuppt, und die schwungvolle idealisch-Schillersche Rhetorik schlug um in einen stammelnden und stotternden Naturalismus. Ein Fanatiker, – ein geborener Dogmatiker und Theoretiker, – einer, der noch absolutistisch zu denken vermag, um voll inneren Willens und aller Energien, Kunstgesetzgeber und Kunstdiktator zu sein. Unter uns schritt Arno Holz erhobensten Hauptes dahin, von Selbstbewußtsein durchdrungen, darin auch sogar Karl Bleibtreu noch überlegen. Ein kühles, satirisch-ironisches, überlegenes Lächeln, welches seine Lippen zumeist umspielte, machte uns allen, wenn wir mit ihm sprachen, klar, wie wenig man ihm gegenüber in der Welt bedeutete. Zu einem Parteimenschen und Parteiführer wie geschaffen und von der Natur vorherbestimmt, in seinem Glauben an sich selbst und an die absolut-unwiderlegliche Wahrheit und alleinseligmachende Heilkraft seiner ästhetischen Doktrinen und Theorien. Für mich war er schon wie die völlige Umkehrung meines eigenen Wesens, und ich habe ihn immer als einen Antipol von mir selbst empfunden. In all meinem künstlerischen Denken und Fühlen stehe ich gegensätzlich dem Arno Holzschen gegenüber, und von allen Zeitgenossen und Mitkämpfern blieb mir keiner so fremd wie Er, wie seine Kunst und seine kunsttheoretische Welt.

Erst seine Botschaft vom ‚konsequenten Naturalismus' aber gab dem deutschen Naturalismus eine eigene Note, eine neue charakteristische Signatur, und den jüngsten Mitstreitern im Vereine ‚Durch', einem Johannes Schlaf, einem Gerhart Hauptmann konnte es schon so erscheinen, als übergipfle er damit die Zola, Ibsen, Dostojewski, Tolstoj, und als seien alle diese nur Vorläufer gewesen, erst Stationen auf dem Wege zum Tempel des allein wahren, echten, jetzt erst richtig erkannten Naturalismus. All das Starre, Parteifanatische und Dogma-

tisch-Absolutistische im Arno Holzschen Geist und Wesen kam in seiner Idee vom konsequenten Naturalismus schon höchst charakteristisch und wahrhaft konsequent zum Ausdruck. Sie war allerdings auch ein echtes und rechtes Schulstubengewächs, Erfindung einer tüftelnden, spintisierenden, bastelnden Wesensrichtung, und eine strenge Logik steckte in ihr, die von jeher eine besondere Kraft besitzt, gerade die Kunst in spanische Stiefel einzuschnüren.

Die Kunst hat die Tendenz, Natur zu sein. Je mehr sie wie die Natur ist, um so vollkommener ist sie als Kunst. Das war der theoretische Leitsatz, die Ur- und Grundvoraussetzung, die auch Arno Holz immer nur in einem fort wiederholen konnte. Heute ist es kaum noch nötig, das Einseitige, Beschränkte Zolascher wie Holzscher Kunstlehren darzulegen und auf eine Geschichte hinzuweisen, die uns auch immer wieder das gerade Umgekehrte zeigt, wie Natur und Kunst sich fliehen, als höchste Gegensätze, antipolarisch einander gegenüberstehen. Mit genau demselben Recht kann man auch von einer Natur sprechen, die allein die Tendenz hat, Kunst zu werden. Die Darstellung des Wirklichen – wie sie die allgemein europäische Ästhetik in den achtziger Jahren predigte – ist weit mehr und eher eine Aufgabe der Wissenschaft, die Wahrheitsforderung eine wissenschaftliche Forderung. Ganz richtig betonte es besonders die Zolasche Ästhetik, wie sehr die Kunst des Naturalismus von wissenschaftlichen Zwecken und Tendenzen beherrscht war. Demgegenüber sprachen mein Bruder und ich von dem idealischen Wesen der Kunst als einer besonderen Kraft und Gabe des menschlichen Geistes, planmäßig schöpferisch, neubildend und umgestaltend in die Natur einzugreifen und sich über sie zu erheben, sie zu steigern und zu vervollkommnen, zu veredeln und zu verbessern. Wenn ein wissenschaftliches Denken und Sehen uns zeigt, wie die Welt wirklich ist, so hat die Kunst ihr Größtes und Bestes, ihr Eigentlichstes in einem ideal-vorbildlichen Schauen erwiesen, wie alles auch wohl noch anders und besser sein und werden könnte. Dieser künstlerisch-prometheische Geist ist es, der in eine Naturwelt erst die noch ganz andere neue Kulturwelt rein menschlicher Erfindungs- und Entdeckungsfähigkeiten hineinsetzte. Die Verssprache des Dichters ist und soll noch etwas anderes, viel Besseres, Höheres, Vollkommneres sein als die Alltags-Wirklichkeitssprache, wie sie von jedermann auf Straße und Gasse geredet wird. Der konsequente Naturalismus eines Arno Holz fand diese Alltagssprache wahrhaft rein, vollkommen, konsequent entwickelt vor allem in den Elendswohnungen der Hinterhäuser, Keller und Dachkammern. Dort hatte der Dichter zu lernen, wie man spricht, wie man stammelt und stottert.

Sollte es aber vielleicht nicht doch besser und richtiger, menschlich sinn- und zweckvoller sein, wenn die Kinder des Alltags, des Herkömmlichen und Gewöhnlichen lernten zu sehen und zu sprechen, wie Dichter reden können?

In Johannes Schlaf und Gerhart Hauptmann hatte Arno Holz die ersten ganz gläubigen und eifrigen Jünger gefunden, die sein neues Kunstgebot erfüllen wollten und wie er konsequent zu sein gedachten.

Ein paar rechte Gegensätze, in menschlichen wie in künstlerischen Hinsichten, waren gewiß der weiche, gütige, schwärmerisch träumerische Johannes Schlaf und der kantige, strenge Zuchtmeister Arno Holz und schlossen sich dennoch zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Im Norden von Berlin hausten auch sie im Vorort, in Pankow-Schönhausen, im armen Poetenkämmerlein miteinander, ein Paar der ganz Tüchtigen, der Spartageister, die dem Geschäftsgeist und dem Mammonismus in der Kunst nie eine Konzession gemacht haben, und dichteten unter Entbehrungen an ihrer ‚Familie Selicke'. In Erkner schrieb zu gleicher Zeit Gerhart Hauptmann unter sorgloseren und behaglicheren Verhältnissen an seiner Familienkatastrophe: ‚Vor Sonnenaufgang'. Es waren die beiden grundlegenden Werke des neuen deutschen Dramas konsequent-naturalistischen Stils.

Nur die Bühne fehlte ihnen. Daß sie so, wie sie nun einmal waren, jemals auf das Theater der L'Arronge, Lindau, Lubliner, auch der Wilbrandt, Wildenbruch gelangen konnten, war gänzlich ausgeschlossen. Zwischen Alten und Jungen gingen die Meinungen über das, was Pflicht und Recht, Aufgabe der Kunst und was Geschmack ist, viel zu weit auseinander, als daß darüber eine Verständigung gefunden werden konnte. Nur einen Weg gab es für Jüngstdeutschland. Es mußte sich selber seine Bühne aufschlagen, von der herab es seine Daseinsberechtigung erweisen konnte.

Eines Abends, im Theater, trat in der Zwischenpause Theodor Wolff an mich heran, der damals als blutjunger Anfänger theaterkritisch beim ‚Berliner Tageblatt' tätig war, und überbrachte einen Gruß von Maximilian Harden. Beide trugen sich mit der Absicht, einen dramatischen Verein zu gründen, der sich in den Besitz einer Bühne zur Propaganda für das von der herrschenden Richtung verfemte Drama setzen sollte, und fragte mich, ob mein Bruder und ich auch dabei mittun wollten. Otto Brahm und Paul Schlenther sollten auch zur Mitarbeit eingeladen werden.

Selbstverständlich waren wir gern dazu bereit, wir selber trugen uns mit gleichen Plänen, und Wolff brachte nur eigene Wünsche zum Ausdruck. Einige Tage später kam dann noch ein Brieflein, welches zu der grundlegenden Versammlung nach der Weinstube von Kempinski einlud, wo sich zur festgesetzten Stunde dann unter anderen neben den Einladern Otto Brahm und Paul Schlenther, Julius Stettenheim einfanden, Jonas als Rechtsanwalt und juristischer Berater und S. Fischer, der Verleger, das selige Vertrauen und die Hoffnung der drucksehnsüchtigen Jugend und der frohe Teilnehmer an ihren dionysischen Gelagen.

Wolff und Harden wiesen auf das ‚Théâtre libre' Meister Antoines hin, als auf das Pariser Vorbild und Muster, dem man nachzustreben hatte. M. Antoine, ein kleiner Pariser Kommis mit dem stattlichen jährlichen Gehalt von 1800 Franks, hatte als Held und geistiger Führer einer Dilettantengesellschaft den Ehrgeiz seiner Freunde damit geweckt, daß er ihnen vorschlug, unaufgeführte Werke junger Autoren zum ersten Male an die Öffentlichkeit zu bringen und richtige Premieren zu veranstalten, zu denen man die Kritik einladen konnte. Am 30. März 1887 fand die erste Vorstellung statt von vier Einaktern, von denen der eine sogar, ‚Jacques Damour', unverzüglich vom ‚Odeon' angenommen wurde. Es dauerte nicht lange und Antoine konnte im Winter allmonatlich einmal mit seiner Liebhabergesellschaft eine Aufführung herausbringen. In kürzester Zeit schon hatte die Dilettantenbühne allgemeine Beachtung und künstlerische Bedeutung sich errungen, und die Presse stellte einmütiglich fest, daß das ‚Théâtre libre' eine höchst nützliche Rolle gespielt, ein neues Geschlecht junger Dramatiker auf die Szene gebracht und die höchste Notwendigkeit einer Wiederverjüngung und Erneuerung der theatralischen Überlieferungen erwiesen habe.

Übrigens hatten mein Bruder und ich in Berlin, schon vor Antoine, ganz ähnliche Pläne und Absichten durchgeführt wie dieser. Ein Jahr vorher war in dem alten und bekannten Theaterliebhaberverein ‚Urania' ein Zwist ausgebrochen, der eine Trennung der Mitglieder herbeiführte. Die Sezessionisten wandten sich an uns, ihnen beratend und helfend beizutreten, und da machten wir unsere Teilnahme abhängig von der Bedingung, daß in möglichst breiter Öffentlichkeit, unter Einladung der Presse, gute neue Werke junger Dichter zum ersten Male auf der zu gründenden Vereinsbühne aufgeführt werden sollten. Das wurde auch zugestanden, und auf Grund unserer freundschaftlichen Beziehungen sicherten wir uns zunächst das Aufführungsrecht zweier Werke von Ernst von Wildenbruch und Richard Voß, die damals auch noch als Hoffnungen der Jugend im Vordergrund standen und bereits einige theatralische Lorbeeren geerntet hatten. Unser erster Abend brachte von Wildenbruch das noch unaufgeführte Schauspiel ‚Die Herrin ihrer Hand', das auch ganz sauber und fleißig einstudiert und besonders in der Rolle der weiblichen Heldin mit einem recht frischen Talentchen besetzt war. Die Kritik war sogar recht vollzählig erschienen und brachte ausführliche, lange Kritiken des Zuspruchs und der Ermunterung.

Nur unser erster Held und Liebhaber war leider im ‚Börsen-Courier' etwas spöttisch-humoristisch behandelt worden, und in seiner Eitelkeit, die bei Dilettanten am entwickeltsten zu sein pflegt, tödlich gekränkt. In der nächsten Vereinssitzung spie er Feuer und Flammen und erhob erregten Einspruch dagegen, daß ferner hier vor der Öffentlichkeit und der Kritik gespielt werde.

Er sprach von ‚Preßbengeln' und ‚Literatengesindel'. Du lieber Himmel, ich war damals noch jung und tumb, schlug mich noch mit allerhand studentischen Anschauungen von der heiligen Ehre herum, fühlte mich als Hüter und Zionswächter des in den Schmutz gezogenen Standesbewußtseins und hielt es für meine Pflicht, die Wange des Helden mit meiner Hand unsanft zu berühren, indem ich zugleich meine Sehnsucht und mein inbrünstiges Verlangen aussprach, demnächst im Grunewald meinem Gegner weitere Rechenschaft ablegen zu können. Der war aber gescheiter als ich, verzichtete gern auf weitere kriegerische Zusammenstöße, – aber natürlich hatte auch unsere Tätigkeit im Theaterverein ihr Ende gefunden. Ein ‚Théâtre libre' war aus unserer Gründung nicht geworden.

Sowohl bei M. Antoine, wie auch bei uns und dann später bei der Gründung der ‚Freien Bühne', spielte eine große Rolle das antimammonistische Ideal, ein Theater zu errichten, bei dem jeder materielle Erwerb und Gewinn ausgeschlossen war und das kein Geschäftsunternehmen sein sollte. Einen Krebsschaden der Bühne galt es zu bekämpfen.

In den verschiedenen Sitzungen, welche der Gründung des neuartigen Theatervereins ‚Freie Bühne' gewidmet wurden, stellte sich heraus, daß von vornherein unter den Hinzugeladenen trotz der großen Verschiedenartigkeit ihrer Persönlichkeiten über die grundlegenden Ideen die beste Übereinstimmung herrschte. Diese Ideen lagen allgemein in der Luft, und weit verbreitet war bereits das Gefühl von der ideellen und künstlerischen Öde des herrschenden Theaters, das sich so starr und konservativ abschloß von allen Schöpfungen, die aus dem Geist der so fruchtbar gärenden Gegenwart heraus geboren waren. Vor allem galt es auch, Mittel und Wege zu finden, der staatlichen Zensur ein Schnippchen zu schlagen, welche erste und wichtigste Werke der neuen Kunst verboten hatte, und von der es gewiß war, daß sie den meisten Schöpfungen der jungen Literatur ein für allemal den Weg auf die Bühne versperren würde. Wie konnte man sich ihrer Bevormundung und Aufsicht entziehen? Rechtsanwalt Jonas fand den juristischen Ausweg und schlug die Bildung eines geschlossenen Vereins vor, dessen theatralische Aufführungen nur seinen Mitgliedern zugänglich sein sollten und in formalistischer Beziehung nicht in der Öffentlichkeit stattfanden. Es galt aber auch, die rein künstlerische Leitung sicher zu stellen und diese zu schützen vor der Bevormundung durch ein großes Publikum und den Geschmack einer zufällig zusammengekommenen Masse, die es vielleicht als ihr Recht beanspruchte, demokratisch über die Zusammenstellung des Spielplans abzustimmen. Die Gefahren hier hatten mein Bruder und ich auch bei unserer Gründung schon kennen gelernt. Der eigentliche Verein ‚Freie Bühne' beschränkte sich, so wurde festgesetzt, auf wenige Mitglieder, und bestand nur

aus den allhier bei Kempinski im Augenblick zusammengekommenen Gründern. Der weitere Umkreis zahlender Mitglieder hatte nur Anrecht auf den Theaterbesuch, aber auf die künstlerische Leitung weiter ganz und gar keinen Einfluß. In ihrer Selbstentäußerung gingen auch die Gründer noch weiter, daß sie sich selber aller ihrer Bestimmungsrechte begaben und um der Einheit und Geschlossenheit der künstlerischen Leitung willen beschlossen, einen von ihnen mit voller diktatorischer Gewalt auszustatten und ihm allein alle künstlerischen Verantwortungen zu überlassen. Nur mein Bruder widersetzte sich und widersprach als Brutus, daß „nicht einer nur Herr sein solle vor allen übrigen".

Maximilian Harden und Theodor Wolff, die eigentlichen Ideenväter der ‚Freien Bühne', hatten nicht gerade politisch klug gehandelt, als sie selber am ersten Tage Otto Brahm zum Leiter der Versammlung vorschlugen. Brahm operierte geschickter und wurde zum Diktator erwählt, worauf Harden und Wolff ihren Hut nahmen und für immer davongingen. An ihre Stelle traten Ludwig Fulda und Fritz Mauthner.

Die ‚Freie Bühne' ist in erster Linie eine Schöpfung der Theaterkritiker gewesen, – und diese so oft angegriffenen und verlästerten, als recht unfruchtbare und überzählige Geister verschrienen Geschöpfe hatten hier wenigstens auch als Eigenschaffende eingegriffen und für die dramatischen Dichter wie für die Schauspieler eine so ideale Stätte geschaffen, wie sie in der Geschichte des Theaters noch nicht existirt hatte. Brahm und Schlenther vor allem, die Älteren, nahmen schon seit längerem eine führende Stellung in der Berliner Theaterkritik ein, Theodor Wolff und Maximilian Harden hatten sich auch eben ihre ersten literarischen Sporen auf diesem Gebiete verdient, und mein Bruder und ich verwalteten seit einiger Zeit, seit Herbst 1887, in der ‚Täglichen Rundschau' das Rezensentenamt.

Die Mitglieder strömten in Überfülle herbei, und die Liste mußte bald geschlossen werden, da die Plätze des ‚Deutschen Theaters', welches für die Aufführungen gewonnen wurde, wie über Nacht auch schon vergriffen waren.

Aber was sollte man spielen? Die Frage war nachträglich doch nicht gerade so leicht zu beantworten. In betreff des dramatischen Programms waren die Vorstellungen recht vage. Weder Brahm noch Schlenther, die Unzertrennlichen, hatten bis dahin zu den eigentlichen revolutionären Zirkeln von uns Jüngst- und Gründeutschen, Stürmern und Drängern und modernen Dichtercharakteren Beziehungen gehabt und standen ihnen eher fremd und ablehnend, ironisch lächelnd gegenüber. Sie waren begeisterte Ibsen-Verehrer, Anzengruber hatten sie ganz besonders ins Herz geschlossen, und der Realismus der Münchener und oberbayerischen Dialektschauspieler, der Neuert, Hofpaur, Amalie Schönchen, welche damals vor allem anderen mit ihrem

Ruhm die Welt erfüllte, war auch von ihnen in der Kritik als das höchste Ideal der Schauspielkunst gepriesen. Von Hauptmann wußte man noch nichts. Und daß gerade eine neue deutsche Jugend von Dramatikern Vorteile haben würde von Otto Brahm als Leiter der ‚Freien Bühne', das war nicht so sicher. Eine literarische Neuheit bedeutete gewiß nicht die Aufführung Anzengruberscher Werke, auch selbst die Ibsens nicht, da zu gleicher Zeit, als die ‚Freie Bühne' ins Leben trat, sogar schon im Königlichen Schauspielhaus des Dichters ‚Frau vom Meere' gegeben werden konnte.

Aber Otto Brahm operierte sehr geschickt. Mit den ‚Gespenstern' wurde das neue Unternehmen eröffnet, und es wurde zu einer Festfeier für schauspielerisches Virtuosentum. Brahm hatte nach alten Barnayschen Rezepten berühmteste Schauspieler aus allen Gegenden zusammengerufen, Emmerich Robert aus Wien, der aber gerade nur kein echter Ibsen-Darsteller war, Agnes Sorma, Reicher, Krausneck, – und der Erfolg war von vornherein verbürgt, wenn er auch nicht mit neuen Mitteln erzielt war.

Nach der Aufführung gab's bei Kempinski ein Festmahl, – zu durchaus bescheidenen Preisen, das Gedeck 1,50 Mark. Die Speisekarte war mit einigen Anspielungen auf den Dichter geziert, und als Hauptleckerbissen gab's ‚Wildente'.

Die Entstehung der „Freien Bühne". Persönliche Erinnerungen

Für die Geschichte des deutschen Theaters ist das Jahr 1889, das Gründungsjahr der „Freien Bühne", ein Markstein geworden. Sie selber besteht nicht mehr. Nur ganz wenige Jahre lang war sie ein Schauplatz des Kampfes und vielleicht nur ein, zwei Jahre lang Schauplatz leidenschaftlichen Kampfes, ein Ansturm des neuen Geistes gegen den alten. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Die Natur hat es einmal so gefügt daß, wenn Alte und Junge miteinander in Streit und Hader geraten, den Jungen immer der Sieg zufällt und sie das letzte Wort behalten müssen. Aus den Besitzlosen wurden glücklich Besitzende. Die „Freie Bühne", das Theater der verschlossenen Türen, konnte sich wieder in das allgemeine öffentliche Theater zurückverwandeln, vor allen Ohren konnte öffentlich ausgesprochen werden, was noch eben als unerhört, als ganz unsagbar und undarstellbar empfunden worden. Damit hatte sie selber, als Wirklichkeitsgebilde, als eine Organisation und Institution, ihr weiteres Recht auf Dasein eingebüßt.

Dem jungen Poetengeschlecht, das in den achtziger Jahren in die Arena stürmte, allem Bestehenden den Krieg erklärte, den herrschenden Göttern und

Helden der Literatur den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, und den alten Ruf nach Natur und Wahrheit, die Ideale jeder Sturm- und Drangliteratur wieder erneuerte, brachte das Jahr 1889 die erste Ernte. Die ersten Erfolge. Es wandte ihm die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit zu. Unsere Stimme war bis dahin noch nicht weit über unsere eigenen Kreise gedrungen. Nur an den Kaffee- und Wirtshaustischen, an denen wir selber saßen, wußte man so recht, wieviel Genie bereit stand, dem deutschen Volk eine ganz neue, noch nie dagewesene moderne Kunst darzubringen. Noch blutete sich diese moderne Seele vor allem nur in lyrischen Gedichten aus. Die Häupter der Bewegung und die ganze Gemeinde konnten noch an einem Tisch und in einer Stube bequem untergebracht werden. Die Manuskripte, die niemand drucken und verlegen wollte, waren in erdrückender Mehrheit vorhanden, und selig leuchtete das Dichterauge, wenn sich zwölf Opfer bereit fanden, den Offenbarungen der neuen Kunst zu lauschen.

Diese gelegentlichen und zufälligen Zusammenkünfte, literarischen Stammtische, Vereinigungen, Disputiergesellschaften, Vorleseabende, zu denen wir uns damals in den achtziger Jahren als das „jüngste Deutschland" zusammenfanden, sind der eigentliche Ackerboden und die natürlichen Keime gewesen, aus denen sich zuletzt die ganze Freie Bühnen-Bewegung selbstverständlich und selbständig entwickelte mit ihrem Anhang freier literarischer Gesellschaften, aus denen auch das Überbrettl und das Kabarett erwuchs. So eine „Freie Bühne" war damals rasch aufgeschlagen und ebenso rasch wieder abgebrochen. Es kostete kein Geld, es brachte keins ein. Ein Publikum, ein odi profanum vulgus, war nicht vorhanden. Es brauchte nicht erst feierlich mit Horazischen Gebärden von unseren Schwellen zurückgewiesen zu werden. Unter den Zuhörern wußte und fühlte sich jeder als auch einer, als selber einer, und wurde von allen Anwesenden mit mehr oder weniger Hintergedanken als solcher anerkannt. Der Publikumskunst, der Kunst der feilen Menge, hatten wir mit vor allem den Krieg erklärt. Die Kunst, die nach Brot geht und eine milchende Kuh ist, die Geschäftskunst, das Geschäftstheater, wurde in Acht und Bann getan und mit allen schweren Anklagen überschüttet. Wie mit den Zungen asketischer Kirchenväter eiferten wir gegen das simonische Wesen, und die Kunst vom Joche des Kapitalismus zu erlösen, gehörte mit zu den wichtigsten Programmpunkten. In diesem reformatorischen Feuer glühte zuletzt jeder von den jüngsten Poeten und Schriftstellern, die sich damals unter dem Banner von Natur und Wahrheit in Berlin zusammenfanden, und mehr oder weniger waren alle von diesem asketischen Tolstoischen Idealismus angesteckt, teils, weil der schnöde Kapitalismus einstweilen auch gar keine Miene machte, die Hand nach ihnen als Opfern auszustrecken, teils in Begeisterungen und seligem Jugendüberschwang, im Glauben an die Kunst, die

reinen Geistes ist und Religion sein soll. Und dieses Feuer selig-überschwenglichen Idealismus' gab zuletzt der jungen Berliner Literatur damals ihre besondere Weihe und Eigenart. Von ihm strömte über die Zusammenkünfte Wärme und Erregung aus. Von einer Dekadenz- und Fin-de-siècle-Stimmung war noch gar nichts zu verspüren. Umgekehrt! Alle fühlten sich als Tagesanbruchsmenschen und vor Sonnenaufgang, prophezeiten in einem fort Morgenröten und neues Leben, neue Wege und neue Ziele. Es kam darauf an, Prophet zu sein, und als Prophet war man Fanatiker und besaß seinen alleinseligmachenden Glauben, seine alleinseligmachende Wahrheit – sein Programm, seine Theorie. Jeder hatte die seine, und jeder brachte an jedem Abend wieder eine neue vor. Und der Kampf entbrannte, hitzig, wild, gefährlich, und man ging in tödlicher Feindschaft auseinander, oder fiel sich in die Arme und trank Brüderschaft.

Ein demokratisches und proletarisches Wesen und Empfinden gab den Grundton an. Salonpoesie, Salonliteratur war das böseste Schimpfwort, die Verachtung aller Verachtungen, und so konnte auch der Dichter kein Salonmensch sein. Die haarbuschige Literatur des Naturalismus erzeugte auch haarbuschige Gesellen, und das Mimikry zwischen dem Werk, das gedichtet wurde, und der äußeren Erscheinung des Poeten war das Vollkommenste von der Welt, ebenso vollkommen, wie einige Jahre später, als die neue Parole des Ästhetizismus von der Dekadenz und dem Fin-de-siècle ausgegeben wurde und der Dichter über Nacht ein Magazin der neuesten Mode wurde. Als eines Tages Richard Dehmel zu meinem Bruder und mir ins Zimmer trat und mit liebenden Händen sorgfältig ein in vielfältig seiden Papier gehülltes Paketchen auseinanderfaltete und einen in zartesten seraphischen Farben schillernden Schlips unter stammelnden Worten der Bewunderung enthüllte: „Ist das nicht auch ein echtes absolutes Kunstwerk? Köstlich wie ein Glas von Salviati? Er hat achtzehn Mark gekostet. Aber ich mußte ihn kaufen ..." da drückte ich ihm die Hand: „Der Naturalismus ist tot, eine neue Kunst geboren."

Die jungen Dichter von Berlin, in den achtziger Jahren, bevorzugten also mehr das Zigeunerische, und die bunte Bohèmeromantik Murgers blühte an allen Ecken und Enden. Die literarische Gemeinschaft war vielfach auch eine Koch-, Wohn- und Portemonnaiegemeinschaft, und hier brieten Arno Holz und Johannes Schlaf in einer Pfanne ihre Kartoffeln und den konsequenten Naturalismus aus, und am Landsberger Tor kochten Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und Julius Türk an einem Herde dem Volke die Kunst und die Wissenschaft, und eine nicht ganz so konsistente und schmackhafte Speise für den eigenen Magen. Die Literatur, die ein Geschäft ist, konnte demnach mit Recht gründlich verachtet und als die Quelle aller Übel angesehen werden. Die kaufmännische Lehre, daß die Zeit Geld sei, war unbekannt. Nur die Uhr

verwandelte sich häufig und geradezu gewöhnlich in Geld. Das brachte denn „die Moderne" gelegentlich auch wohl in Verlegenheit. Der Kampf- und Propagandaverein mit dem zielbewußten Namen „Durch", glaub' ich, war's, der nach dem Osten Berlins hin eine allgemeine deutsche Volksversammlung ausgeschrieben hatte, um Zeugnis für Zola abzulegen. Wilhelm Bölsche hielt den Vortrag und führte vernichtende Streiche gegen die Lüge der Gesellschaft und der alten Literatur, und daran schloß sich eine Vorlesung aus Zolas Werken, die, wie alle Vorlesungen damals, lang, sehr lang sich ausdehnte. Das bedeutete weiter keine Gefahr. Das allgemeine deutsche Volk hatte sich einstweilen noch nicht eingefunden, aber dafür gab's ein Parterre von dreißig Geistesfürsten und fünfundzwanzig Damen, die letzteren alle jung, alle süß und lieb, bereit, der neuen Kunst und Literatur Leib und Leben, Herz und Hand hinzugeben. Längst war die Mitternacht vorüber, als eine der jungen Damen die Frage an den Nachbar wagte, wieviel Uhr es denn wohl eigentlich sein könne. Ein Griff nach der Westentasche, und dann ein verlegenes Achselzucken, – und weiter ging die bange Frage von Reihe zu Reihe: Wieviel Uhr ist's? Wieviel Uhr? Umsonst! Zum ersten Male erwies sich die ganze Moderne ratlos in Zeitfragen, die sonst allesamt spielend gelöst wurden. Endlich, zu allerletzt der Erlöser. „Du, Hauptmann, wieviel Uhr ist es?" Und der Hauptmann griff nach der Westentasche und sagte ganz präzis: „Zweieinhalb Minuten nach halb zwei." Und das war das erstemal, daß Gerhart Hauptmann die neue Dichtung aus der Patsche riß.

Doch von einer neuen Dichtung, einem neuen Geist und Fühlen durfte man damals mit allem Grund und Recht reden, mit ganz anderem Recht und Grund, als man alle zehn Jahre von einer neuen Kunst- und Literaturbewegung reden kann. Es handelte sich um weit mehr als nur um einen Generationswechsel, und die große Umwälzung, die das Jahr 1870 für Deutschland heraufgeführt hatte, die ganze Umwandlung eines kleinstaatlichen, ländlich-idyllischen Deutschlands in ein weltmächtiges und weltstädtisches, nach allen Seiten seine Fangarme ausstreckendes Handels- und Industriereich, konnte zuerst in den achtziger Jahren auch mit ästhetischen Empfindungen und künstlerischen Gefühlen erfaßt werden. Diesen neuen Geist eines herben, eisernen Realismus, eines harten, trotzigen Daseinskampfes, einer rastlosen Räder- und Maschinenkultur empfanden die jungen Künstler in den achtziger Jahren zuerst mit aller Gewalt. Der ganze verfluchte Ernst dieses Kampfes, dieses unmittelbaren nächsten Lebens der eigenen Zeit, wie es die neuen Bedingungen mit sich gebracht hatten, in dem man selber verstrickt, – war der Literatur bisher sicherlich fremd. Aber um so mehr lechzte die künstlerische Seele wieder nach so Herbem und Bitterem, nach tragischem Wesen, nach Darstellung und Gestaltung dieses Wirklichen, wie es alltäglich in Not und Drang selbst erlebt

wurde. Von romantischen Ritten und Seelenländern wollte man am allerwenigsten wissen; die Kunst, welche den schönen Schleier der Täuschungen wob und in der Illusion und Imagination nur eine bessere Welt herstellte, wurde als verrucht gebrandmarkt. Nur „Zeitgenosse" wollte man sein. Und nicht, wie später der Ästhet, ein Zuschauer des Daseins, ein Gott, an dessen Auge nur alles wie ein buntes Spiel vorübergleitet: nein, in den achtziger Jahren fühlten sich die jungen Dichter als ganz simple, natürliche Menschenkinder, von recht realem Fleisch und Blut, – und auf das Selbermitspielen, das Akteursein in diesem Lebensdrama kam es an. Die junge Literatur war ganz und gar Kampf geworden, und Kampf wollte sie sein. An allem, was im öffentlichen Leben vor sich ging, an der Politik, am sozialen und wirtschaftlichen Leben, an Rassen- und Klassenkampf, an den religiösen und moralischen wie wissenschaftlichen Bewegungen nahm der Poet seinen leidenschaftlichen Anteil und ergriff Partei, fraternisierte mit Antisemit und Sozialdemokrat, mit den Nationalen und Internationalen, und trachtete ebenso daheim zu sein in der Nationalökonomie und den Naturwissenschaften wie in der Ästhetik.

Mit derselben bitterbösen Kritik, mit der sich die Jungen gegen die Alten wandten, zerfleischten sie sich aber auch gegenseitig, und alle die Messiasse der Literatur waren auch über Nacht wieder in „Messiäser" umgewandelt, wie sich Konrad Alberti damals in dem so beliebten kernig-kraftvollen Sturm- und Drangjargon ausdrückte.

Diesem jüngsten Deutschland, selber noch unreif, tastend, suchend, ganz Chaos und Gärung, boten vom Ausland her die Zola, Ibsen, Tolstoj in schon fertigen Gebilden diese Kunst der neuen Probleme, Auffassungen und Umwertungen, – der neuen Tragik und der Schicksalsidee in ihrer eigenartig modernen Ausprägung, – durch und durch gegenwärtigen Lebens. Aber auch diese reife, fertige Kunst des Auslandes stand noch als eine des Schreckens und Entsetzens gesellschaftlich in Acht und Bann und wurde eben nur von den Jungen und mit um so größerem Fanatismus auf den Schild gehoben. Der Abscheu des Publikums und seine moralische Zensur, wie auch die polizeiliche Zensur und die herrschende Kritik der Älteren arbeiteten ineinander, um diesen neuen Geist mundtot zu machen.

So gab es denn im literarischen Berlin der achtziger Jahre zwei Lager, so feindlich wie möglich voneinander geschieden. Unterschieden auch in der Art, wie die Kunst dargeboten und verbreitet wurde. Dort das übliche Theater der Gesellschaft und allgemeinen Öffentlichkeit, ein Geschäftsunternehmen auch, zu dem jedem der Zutritt freistand, welcher den Kassenpreis erlegte; Künstler und Zuhörer, scharf voneinander getrennt, und ohne persönliche Beziehungen zueinander, – ein Publikum, das unterhalten sein wollte und dem das literarische Interesse keineswegs das Interesse aller Interessen war und das am anderen Tag

in den Zeitungen nachlas, wie alles ihm gefallen hatte. Hier zwangslose, improvisierte, gelegentliche Zusammenkünfte in der Künstlerkneipe und im Atelier, Vereine hinter geschlossenen Türen, die schaffenden Geister unter sich, und wer eben zuhörte, ergriff im nächsten Augenblick selbst das Wort. Zutritt fand und suchte nur, wer Anhänger und gläubig war, auf die Artikel der neuen Bewegung sich eingeschworen hatte, und so bestand von vornherein zwischen Gebenden und Nehmenden eine geistige Gemeinschaft, Ideen- und Gefühlsübereinstimmung. Künstler und Publikum, bunt durcheinandergemischt, in engsten persönlichen Beziehungen zueinander, zwang- und formlos miteinander verkehrend, und Produktion und Kritik, in unmittelbarster Berührung miteinander, fortwährend einander sich ablösend. Alles ging zu wie auf Proben, und diese Zusammenkünfte waren unmittelbare Künstlerschulen, Experimentieranstalten. In der „Freien literarischen Gesellschaft", die ungefähr zu gleicher Zeit wie die „Freie Bühne" begründet wurde, hörte zu, wer gerade wollte, und die anderen plauderten miteinander, die einen saßen, die anderen gingen umher. Alles rauchte und trank natürlich, und die Menschenansammlung pflegte erdrückend zu sein. Eines Abends las Otto Erich Hartleben seine eben entstandenen Pierrot-Lunaire-Übersetzungen vor. Es war der vollkommenste Durchfall. Jedes Gedicht wurde ausgelacht. Da erhob sich der Dichter mit vergnügt strahlendem Gesicht: „Dann will ich länger nicht meine Perlen vor die Säue werfen. Natürlich seid Ihr noch zu dumm dafür. Prost, Publikum." Und „Prost!" ertönte es von allen Seiten. Oder mein Bruder hörte mitten in einem Vortrag auf. Er hatte die Hälfte des Manuskripts zu Hause liegen lassen: „Na, Sie wissen ja doch schon alles, was ich Ihnen sagen will. Ich eröffne die Debatte darüber." Einer aber, dessen Novelle man arg verhöhnt hatte, schlich sich auch fort, und erschoß sich noch in derselben Nacht.

In der Art und Weise, wie dort bei den Alten und hier bei den Jungen die Kunst dargeboten und mitgeteilt wurde, bestand jedenfalls ein Unterschied. Dort ging es zu wie in unseren Staats- und Gemeindeschulen, hier wie in einer Tolstojschule. Und wie nun Tolstoj seine Schule als das Ideal aller Schulen aufstellt und seine Schulorganisation für die einzig zweckmäßige, natürliche und vernünftige ansieht, so ließe sich vieles dafür sagen, daß auch in Zusammenkünften derart, wie sie damals die naturalistische Propaganda ins Leben rief, das Publikum zuletzt am besten zur Kunst erzogen werden kann. Die Kunst dem Volke, alles Volk ein einzig Künstlergeschlecht. Das war auch eins von unseren Idealen! Wie in der Tolstojschule die Unterschiede von Lehrern und Schülern aufgehoben werden, so sollte auch das Publikum zu intensiver, künstlerischer Mitarbeit angeregt, zum Mitspieler werden. In dem alten, wohlbekannten Berliner Dilettanten-Theaterverein „Urania" war damals gerade unter den Mitgliedern ein Zwist ausgebrochen, und einige der eifrigsten,

angesehensten schieden aus, um natürlich eine „neue Urania" zu begründen. Man wandte sich auch an meinen Bruder und mich, und wir sagten unsere Mitarbeit zu, unter der Bedingung, daß eine Reformdilettantenbühne geschaffen werden solle, eine Versuchsbühne für die jungen Dramatiker und die neue Bewegung, eine Novitätenbühne von ernst literarischer Haltung. Unser Programm war das verwegenste von der Welt. Auch Tolstojs „Macht der Finsternis" sollte gegeben werden, Lenz, Immermann, und vor allem selbstverständlich die Dramen, welche die Jüngsten im Pulte hatten. Aber natürlich mußte man Schritt für Schritt vorgehen, die Dilettantendarsteller allmählich schulen. Wildenbruchs „Herrin ihrer Hand" war noch unaufgeführt; das Werk bot gerade keine künstlerischen Probleme und konnte auch von Liebhaberschauspielern leicht bewältigt werden. So machten wir damit den Anfang. Und es ging auch gar nicht übel. Die Presse schrieb höchst wohlwollend. Aber unsere Vereinsmitglieder, lauter ehrsame Bürgersleute entsetzten sich doch über so viel Öffentlichkeit. Sie hatten sich auch inzwischen über die „neue Bewegung" einigermaßen unterrichtet und sahen in meinem Bruder und mir böse Vögel, die in ihre Unschuldsnester teuflische Kuckuckseier gelegt hatten. Einer der Darsteller fühlte sich tief verletzt, daß eine der Kritiken in ihm noch keinen vollendeten Kainz gesehen hatte. So kam es zu einem stürmischen Zusammenstoß der Geister, und „das Volk" versagte noch einmal der „neuen Kunst" die Gefolgschaft. Als der beleidigte Künstler einige allzu respektlose Äußerungen über den ehrbaren Journalisten- und Kritikerstand sich gestattete, berührte meine rächende Rechte seine Backe.

Absichtlich spreche ich ausführlicher über diese Zeit, welche der Entstehung der „Freien Bühne" vorausging, um gegen die allgemeine Literatur- und Theatergeschichtsbehauptung Widerspruch einzulegen, wonach diese „Freie Bühne" nur aus der Nachahmung des Pariser „Théâtre libre" erwachsen sein soll. Ein ähnlicher Versuch, wie wir ihn unternommen, wurde bald darauf nämlich in Paris mit ganz anderem, mit großem, entscheidenden Erfolg durchgeführt. Dort hatte auch Antoine, ein in einer Gas-Gesellschaft angestellter kleiner Beamter mit dem bescheidenen Jahresgehalt von 1800 Frank, Mitglied eines Dilettantenvereins, seinen jungen Freunden, anfangs 1887, den Rat gegeben, unaufgeführte Werke der jungen Dichter zu spielen, um ihren Liebhaber-Aufführungen einen höheren Zweck und Wert und literarische Bedeutung zu verleihen und die Kritik einladen zu können. Am 30. März 1887 führten sie denn auch zum ersten Male vier neue Einakter auf und zwei Monate später, am 30. Mai, zum ersten Male Emile Bergerats „La Nuit bergamasque" und Oskar Météniers „En Famille". Zu Ende des Monats, wenn die Gehälter ausgezahlt wurden! – denn die Kosten der Aufführung mußten sich die Künstler zunächst vom Munde absparen. In den drei ersten Jahren spielte man

im ganzen 125 Akte, aus dem Dilettanten Antoine entwickelte sich ein eigenartiger bedeutender Darsteller, der die französische Schauspielkunst in die Wege des Naturalismus lenkte, und um ihn scharten sich die jungen Dramatiker der neuen Bewegung. So wurde das „Théâtre libre" zur Pflanz- und Pflegestätte dieses neuen Stils in der Dichtung und Darstellung, und sein Ruf verbreitete sich bald unter allen europäischen Kunstgemeinden, die sich unter dem Banner der Wahrheit und Natur miteinander verbunden fühlten.

Im Frühjahr 1889 trat eines Abends im Zuschauerraum des „Neuen Theaters" am Schiffbauerdamm, in der Zwischenpause der Vorstellung, Theodor Wolf[f], damals der Benjamin unter den Theaterkritikern und jetzt Leiter des „Berliner Tageblattes", an mich heran und sagte: „Sie und Ihr Bruder haben vor einiger Zeit eine Novitätenbühne für das neue Drama gründen wollen. Die Idee ist richtig. Ein ‚Théâtre libre' wäre auch für uns eine Notwendigkeit. Nun haben Maximilian Harden und ich die Absicht, einen neuen Versuch zu machen. Gehen Sie mit? Wir denken auch an Otto Brahm und Paul Schlenther. So könnten wir ‚Theaterkritiker' doch auch einmal durch und durch positive Arbeit leisten." Natürlich sagte ich zu, und bald darauf kamen wir denn auch in der kleinen Weinstube bei Kempinski zu den ersten Sitzungen zusammen, außer uns sechs Theaterkritikern noch Julius Stettenheim und Ludwig Fulda, als Finanzberater S. Fischer, der Verleger, und als Jurist der Rechtsanwalt Jonas. Und dieser letztere war sehr notwendig. Denn zunächst galt es einmal, der polizeilichen Zensur ein Schnippchen zu schlagen, deren Druck damals allgemein von der Literatur besonders lebhaft empfunden wurde. Der Geist der neuen Kunst war gerade so beschaffen, daß er mit besonderer Vorliebe Werke schuf, die auf keine Gnade vor dem Zensoren-Auge hoffen konnten, teils um der Politik, teils um der gesellschaftlichen Moral willen. Es wurde also die Form eines geschlossenen Vereins gewählt, zu dessen Aufführungen nur die Mitglieder Zutritt haben konnten. Aber auch diesen Mitgliedern sollten keine anderen Rechte eingeräumt werden, als daß sie den Vorstellungen zusahen. Sie hatten nicht in die künstlerische Leitung dreinzureden, und so wurde unterschieden zwischen den ordentlichen Mitgliedern, den zehn Begründern, denen alle anderen als außerordentliche Mitglieder gegenüberstanden; und diese autokratische Organisation spitzte sich noch dahin zu, daß auch der „Rat der Zehn" alle Macht in die Hände eines Diktators legte, dem die ganze geistige Leitung oblag und der in allen Fragen selbständig entschied. Es schlug dabei die Einsicht durch, daß gerade ein Theater vor allem der einheitlichen Leitung bedarf und nicht das Dreinreden allzu vieler Köpfe verträgt. Die Aufführungen sollten Sonntags, um die Mittagsstunde, in der Spielzeit etwa allmonatlich einmal stattfinden, und zwar ausschließlich unter Mitwirkung von Berufsschauspielern und den möglichst besten Kräften. Jedes der ordentlichen Mit-

glieder sagte zunächst für fünfhundert Mark gut, doch ist die „Freie Bühne" nie, wie das „Théâtre libre", ernsthafter in Geldverlegenheiten geraten. Bereits im Sommer des Jahres waren über dreihundertundfünfzig Mitglieder gewonnen, nach der ersten Vorstellung stieg die Zahl bis zu neunhundert herauf, und Fischer, der Kassenwart, ging immer mit fröhlich-lächelndem Gesicht umher.

Otto Brahm wurde als Diktator erwählt, und alle Verantwortung wie alle Ehren, welche die Leitung der „Freien Bühne" mit sich brachte, die so ins Leben gerufen war, fallen ihm zu. Theodor Wolf[f] aber und Harden, die eigentlichen Anreger, die gleich in den ersten Zusammenkünften schärfer mit ihm zusammengestoßen waren, schieden aus. Die Wahl Otto Brahms war sicher die beste. Noch jung, erschien er schon alt. Er besaß eine jener Physiognomien, die von vornherein etwas Greisenhaftes an sich haben, sich dann aber auch nicht mehr verändern. Eine durch und durch kühle, gelassene und ironische, keine poetische, aber eine stark kritische Natur. Gerade kein Anreger, kein Begeisterer, kein Entdecker und Pionier, kein Weiser neuer Wege und nicht schöpferisch, – und das Jugendlose, Temperament- und Leidenschaftslose seines Wesens stand im Gegensatz zu dem Sturm- und Dranggeist der Jüngsten, zu aller ihrer Unruhe, Gärung und Ausgelassenheit und dem Genietreiben des Naturalismus. Darum aber war er eben der rechte Mann. Ein berufener Rektor. Ein Kluger, Vorsichtiger und Besonnener, der dieses Jugendliche mehr abwehrte, als förderte, sich lieber mit dem schon Gewordenen, als dem noch Werdenden und Ringenden verbündete und so die „Freie Bühne" vor der Gefahr bewahrte, daß sie Experimentier-, Probe- und Schulbühne für Jugend- und Anfängerwerke wurde. Mit den Kreisen des jüngsten Deutschlands hatten Brahm und Schlenther bis dahin auch noch keine engeren, persönlichen Beziehungen und standen in dem Kampf zwischen der alten und jungen deutschen Poeten-Generation abwartend beiseite. Aber für Ibsen hatten sie die Lanze eingelegt, und in der besonderen Ibsengemeinde, im Ibsenkultus spielten sie eine Führerrolle, und eingeschworen waren sie vor allem auf das Drama des Norwegers. Für die Münchener und Hamburger Dialektschauspieler der achtziger Jahre und ihren volkstümlichen Natürlichkeitsstil begeisterte sich ihre Kritik, und von den deutschen Bühnendichtern stand Anzengruber ihrem Herzen am nächsten.

Für den Naturalismus galt es, im Jahre 1889, eigentlich nur noch die letzten Widerstände zu besiegen, die das Publikum ihm noch entgegensetzte. Ibsens Bedeutung konnte ernsthaft nicht mehr angezweifelt und in Frage gestellt, der Siegeslauf seines Dramas über die Bühne nicht mehr aufgehalten werden. Hatte doch sogar schon im März dieses Jahres das Kgl. Schauspielhaus seiner „Frau am Meere" die Tore erschlossen. Und die erste Aufführung der „Freien Bühne", welche mit den „Gespenstern" im September eröffnete, war daher

mehr eine Tat der Vorsicht, als eine Pioniertat und kühnes Wagnis. Von Wien hatte man Emmerich Robert als Gast geholt, um den Oswald zu spielen, Agnes Sorma schuf eine wunderbare Regine, – eine meisterhafte Darstellung in allen Teilen, und es gab einen großen, völlig unbestrittenen Sieg. Aber er war selbstverständlich! Und in überwiegender Mehrzahl brachte das erste Spieljahr solche ganz sicheren Siege, – Werke und Dichter, die nicht erst entdeckt zu werden brauchten, deren Ruf feststand: Björnsons „Der Handschuh", Tolstojs „Macht der Finsternis", Anzengrubers „Viertes Gebot", „Henriette Maréchal" von den Gebrüdern Goncourt. „Aber," so schrieb ich damals am Schlusse des Spieljahres in der ‚Täglichen Rundschau', „für einen ‚Modernen' bedeutet die Aufführung eines Ibsen, Tolstoj, Björnson ebensowenig, wie für Barnay und Devrient die Aufführung von Schiller und Shakespeare, das heißt, sie ist selbstverständlich, und es gehörte kein eigener kritischer Scharfblick dazu, die führenden Werke des neuen Geistes in ihrem Werke zu erkennen."

Was die „freie Bühne" hier wagte, konnte zuletzt jede Bühne schon damals wagen. Und sie hätte keinen Kampf, keine Leidenschaften entfesselt, kein neues Feuer angezündet, wenn dieser vorsichtige Geist Otto Brahms allein ihr das Gepräge verliehen hätte. Aber ein junges deutsches Drama stand vor der Tür und klopfte an, und nur, wenn dieses junge neue Kraft bewies und Eigenartiges bot, wenn die „Freie Bühne" zur Bühne dieser Jugend wurde, leistete sie entscheidende Taten. Damit stand und fiel sie.

Und dieser Erretter kam ihr in Gerhart Hauptmann.

Im Kampf- und Propaganda-Verein „Durch" tauchte sein feingeschnittenes, edles Gesicht zuerst aus der Schar der Stürmer und Dränger für mich auf, und sein durch und durch sympathisches Wesen, die Vornehmheit seines Charakters gewannen ihm rasch viele Freunde. Draußen in Erkner, am Dorfesende, bewohnte er, ein Frühverheirateter, mit seiner Familie das Erdgeschoß einer Villa, und das reiche, behagliche Heim war bald zu einem beliebten Sammelpunkt für junge Poeten und Künstler geworden. Durch Wilhelm Boelsche und Bruno Wille wurde ich dort bei ihm eingeführt. Ein Christusdrama wollte er damals dichten, und natürlich war der Christus in erster Linie so etwas wie ein sozialdemokratischer Agitator, worüber ich mit ihm eines schönen Tages unter den blühenden Bäumen seines Gartens in lebhaften Disput geriet, denn auch ich wollte ein Christusdrama schreiben, und die rein soziale Auffassung schien mir wenig zutreffend zu sein. Aber das starke Gefühl, es mit einem besonders Berufenen und Auserwählten zu tun zu haben, eine Ahnung von der Eigenart und Kraft seines Könnens kam zum erstenmal über mich, als er uns eines Abends in Erkner eine Novelle „Bahnwärter Thiel" vorlas, die nur durch eine langatmige moralisierende Einleitung didaktisch beschwert war.

Ein rechter Beckmesser unter den Naturalisten, ein Regel- und Gesetzesschmied, ein harter Schulmeisterkopf aber war Arno Holz, und sein von ihm entdeckter „konsequenter Naturalismus" ein durch und durch theoretisches Gewächs, ein Vernunfterzeugnis. Auf weichere, biegsame, gerade entgegengesetzte, poetische Instinktmenschen übte er durch seine herrisch-despotische Natur, durch seinen festen Willen, seine Verständigkeit leicht einen ganz und gar bezwingenden Einfluß aus, und seine Schüler und Lehrlinge konnte er in strenger Zucht halten. Wie Johannes Schlaf, so geriet auch Gerhart Hauptmann in seinen Bann, und der „konsequente Naturalismus" von Holz, Schlaf und Hauptmann wurde gerade Tagesparole unter den Jungen, als die „Freie Bühne" ins Leben trat. Es war wirklich der konsequenteste Naturalismus, der schärfste und radikalste Ausdruck einer Alltagswirklichkeitskunst, die reinste Auslösung des damals ganz auf naturalistische Auffassungen gerichteten Geistes der jungen Dichtung, und jetzt erst gab es eine jüngstdeutsche Kunst von innerlich und wahrhaft naturalistischem Wesen.

Gerhart Hauptmann war der Mann mit der Uhr in der Tasche. Sein Drama „Vor Sonnenaufgang" kam zur Stunde, wo es allein kommen durfte und kommen mußte. Als ich es gelesen, machte es den tiefsten Eindruck auf mich, und noch an demselben Tage, da es der Postbote vom Dichter gebracht hatte, schrieb mein Bruder an Otto Brahm und riet dringend die Aufführung auf der „Freien Bühne" an. Ebenso wurde Theodor Fontane der wärmste Fürsprecher für das Werk. Doch kaum verbreitete sich das Gerücht, daß es im Oktober, als zweite Vorstellung, im Lessingtheater gegeben werden solle, da gab es einen Sturm der Entrüstung, ein leidenschaftliches Für und Wider erhob sich, und das auf schlechtem Papier gedruckte, bei einem kleinen, nur uns Jüngsten bekannten Verleger erschienene Drama ging bald von Hand zu Hand. Im Rat der Zehn herrschte Furcht und Bangen, und als es gar hieß, daß Isidor Kastan, ein bekannter Arzt und Theaterfreund, an der Spitze einer Verschwörung stünde, die um jeden Preis das Werk unter Höllengelächter zu Fall bringen wolle, und er werde in einer als besonders unmoralisch und unästhetisch verschrienen Szene eine Geburtszange auf die Bühne hinaufreichen, da war man von vornherein auf arge Spektakelszenen gefaßt. Isidor Kastan aber bekam als Polizisten Julius Stettenheim und Fritz Mauthner vorsichtigerweise zur Seite gesetzt. Und es wurde wirklich ein Schlachttag! Wild tobte der Sturm zwischen Alten und Jungen, und beide Parteien gingen an diesem Sonntag einstweilen noch mit dem Gefühl davon, gesiegt zu haben. Die Liebesszene des Dramas hatte aber auch die Gegner verstummen gemacht, und in ihr war auch dem Dichter zu einer und derselben Stunde seine Schauspielerin geboren, die große Instinktkünstlerin echt naturalistischen Geblütes, die ihm innerlichst verwandte Seele, Else Lehmann. Zwei Entdeckungen an einem Tage! Die junge,

nette und sympathische Possenliebhaberin des „Wallner-Theaters" mit dem pikanten leichten Sprachfehler, eine unter hundert anderen, hatte sich plötzlich als die ursprünglichste elementargewaltigste Tragödin entpuppt.

Unter den zahlreichen Gästen jedoch, die sich, wie üblich, nach geschehener Arbeit zur Siegesfeier und zum fröhlichen Symposion bei Kempinski vereinigten, saß Hauptmann als einzig Nüchterner. Und ehrfürchtig starrten Männlein und Weiblein auf sein Glas Wasser. Stießen sich an: Ecce poeta! Der schreibt nicht nur seine Dichtung, der lebt sie auch. Er dichtet nicht nur Dramen gegen den Alkohol, er steht auch selber als rühmlich Exempel da, und über seine Lippen kommt nicht Wein und Bier. Und die Eingeweihten erzählten, daß er dem theoriestarken Alfred Loth seiner Tragödie, nämlich seinem Freunde, dem Dr. Plötz, das Ehrenwort habe geben müssen, auf ein Jahr lang sich allen geistigen Getränkes streng zu enthalten, aber ein Mann wie Hauptmann würde einem solchen Gelübde nie wieder untreu werden. Noch war dieses Jahr des Ehrenworts nicht um ... Doch als es um war, da hat auch Gerhart Hauptmann wieder Alkohol getrunken ...

Der Dichter über sich selbst

Am 9. April dieses Jahres 1929 blicke ich auf ein siebzigjähriges Leben zurück. Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig hat mir nun den ehrenden Auftrag gegeben, von mir und über mich selber, „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens", zu schreiben und Beichte und Rechenschaft darüber abzulegen, wie ich meine Tage verbracht habe.

Wie wohl die meisten, schaue ich eigentlich auf die Jugendjahre als auf ein goldenes und paradiesisches Zeitalter zurück, und das Glück, die Stille und den Frieden des elterlichen Heimes habe ich mein ganzes Leben lang als eine Quelle ewiger Jugend empfunden: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Bescheiden und kleinbürgerlich ging es daheim schon zu, und Frau Sorge war ständiger Gast am Herde. Der Vater war Regierungsbeamter, der nach zwölfjähriger Militärdienstzeit als Supernumerar ein schmales Gehalt vierteljährlich bezog und davon bereits drei Jungen ernähren mußte, von denen ich selber der dritte war. Vier andere Kinder, darunter drei Mädchen, folgten noch nach. Alle Sorge und Liebe der gütigen Eltern gehörte diesem Nachwuchs an, aufs innigste fühlten wir uns alle miteinander verbunden, und von Zank und Streit haben wir niemals etwas verspürt.

Frühzeitig, mit dreieinhalb Jahren schon, kam ich zur Schule, zunächst für ein Jahr auf die Kleinkinderschule meiner Vaterstadt Münster (Westfalen), wo

ich zuerst auch in die Geheimnisse des Abc eingeweiht wurde und auf der Schiefertafel schreiben lernte. Zu Weihnachten fand mein erstes Auftreten „in der Öffentlichkeit" statt, und ich wurde damit ausgezeichnet, daß ich das Begrüßungsgedicht:

„Seht ihr den Christbaum strahlen
in seiner hellen Pracht?"

vortragen durfte, was mir als Honorar ein Lebkuchenherz und einen stolzen Blechsäbel einbrachte. Dann ging's zur Elementar- und Rektoratsschule, sieben Jahre lang, wo ich ein fleißiger und stiller Schüler war und unter anderm auch mit meinem ältesten Bruder Heinrich den Versuch unternahm, die ganze Bibel auswendig zu lernen. Es blieb aber bei einem recht kümmerlichen Versuch. Das Pendel schlug zurück: Neun Jahre alt, wurde ich von meinem Bruder zum Freigeist bekehrt. In recht kurzer Zeit! Seine in lateinischer Sprache mir vorgelegte Gewissensfrage „Quem amas tu magis, me vel deum?" („Wen magst du mehr leiden, mich oder Gott?") wehrte ich ein Viertelstündchen verzweifelt als gottlos ab und erklärte mich dann allerdings zuerst für Gott. Aber seine Drohung: „Dann kannst du ja auch mit deinem Gott spielen gehn, ich spiele nie mehr mit dir!" war doch zu fürchterlich, und ich erklärte mich für ihn. Vierzehn Tage lang lebte ich dann noch unter Furcht und Schrecken, es könne ein Feuer im Hause aufkommen, Krankheit oder gar der Tod über die Familie hereinbrechen, aber als weiter gar nichts geschah, war es mir, als wäre mir eine Last von der Seele gefallen.

Schon früh als Kind war ich ein rechter Bücherwurm geworden. Das Erscheinen der ersten Bändchen von „Reclams Universal-Bibliothek" erweckte einen Freudenrausch in meinem Bruder und mir, und als ich im Herbst des Kriegsjahres 1870 als Elfjähriger aufs Gymnasium kam, in die Quarta, lag die Periode der Indianer- und Seeräubergeschichten bereits überwunden hinter mir. Wohl brachte es mir in der Schule einen Tadel ein, daß ich in einem Schulaufsatz über das Thema, was wir uns zu Weihnachten wünschten, das Verlangen nach Shakespeares Werken ausgesprochen hatte. Das sei noch eine verbotene Lektüre für mich, meinte der Lehrer. Aber ich bekam sie doch. Und als mir auf der Untertertia unser Deutschlehrer prophezeite, ich würde gewiß später Bücher schreiben und Schriftsteller werden, überraschte mich das keineswegs. Es war ja meine Hoffnung! Seit meinem achten Jahre dichtete ich schon mit meinem Bruder um die Wette, und das Dichterbündchen, das wir 1871 zuerst gründeten, tagte dann während unserer Gymnasialzeit dauernd auf unserer Bude. Peter Hille kam nach Münster und wurde 1873 unser bester und innigster Freund – und unser erster Verführer ins Wirtshaus. Als Untersekundaner schrieb ich einen Roman, „Die Mühle im Spessart", den die „Westfäli-

sche Provinzial-Zeitung" in meiner Vaterstadt umgehend veröffentlichte, und der zwanzig Nummern füllte. Wilde Hoffnungen erfüllten mich. Ich träumte sogar von einem Honorar von zehn Mark. Aber als ich deswegen schüchtern anklopfte, blieb die Redaktion stumm. Ein neuer Roman, den ich schickte, kam umgehend mit gedrucktem Formular zurück. Die Schriftleitung hatte inzwischen erfahren, daß ihr ein Vierzehnjähriger ein Kuckucksei ins Nest gelegt hatte. Zwei Jahre später stellte mir dann Ernst Eckstein in der „Deutschen Dichterhalle" das mich beseligende Zeugnis aus, ich besäße ein glänzendes Talent, und veröffentlichte mein erstes Gedicht „Klinsors Nachtlied". Mein Bruder hatte inzwischen die Universität bezogen, in meinen letzten Gymnasialjahren war ich der Schule recht fremd geworden. Die Nächte pflegte ich mehr mit den Schauspielern zu durchkneipen, und bevor ich noch mein Abiturexamen machte, hatte ich mit meinem Bruder und unserem Freunde Albert Gierse die Vierteljahrsschrift „Deutsche Dichtung" gegründet, bei der ich natürlich ein eifriger Mitarbeiter war.

Im Winter 1877 kam ich dann mit meinem Bruder zum erstenmal nach Berlin. Eigentlich sollte ich Jura studieren. Doch daraus wurde freilich nichts. All unser Sehnen ging dahin, freier Schriftsteller zu werden. Wir gründeten den Deutschen Literaturkalender, den wir einige Jahre später an Joseph Kürschner verkauften, und eine literarische Monatszeitschrift: „Deutsche Monatshefte", und schlossen warme Freundschaft mit Ernst v. Wildenbruch, dessen erste Dramen wir darin veröffentlichten. Im Winter darauf ging ich als Theater- und Kunstkritiker nach Bremen, veröffentlichte meine erste Gedichtsammlung „Sansara", und es begann dann für uns auf ein paar Jahre die Zeit der Wanderung, auch durch verschiedene politische Redaktionen, bis wir 1882 unseren dauernden Wohnsitz in Berlin nahmen und die „Kritischen Waffengänge" schrieben, die als der erste Hornstoß galten, der die neue Literaturbewegung in Deutschland weckte. Aus den Kreisen der Jüngsten, Werdenden kamen Rufe der Zustimmung. Unsere Stube wurde Sammelpunkt der neuen Geister. Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Hermann Conradi, Paul Ernst waren die ersten. Viele folgten. Diese Zeiten bedeuteten auch ein paar Jahre künstlerischen Zigeunerlebens und der Boheme bei schmaler Kost und wenig Geld. Im Jahre 1887 übernahmen wir dann die Theaterkritik der „Täglichen Rundschau", der wir 13 Jahre lang treu blieben, bis wir in gleicher Eigenschaft an den neugegründeten „Tag" übergingen, an dem ich noch heute tätig bin.

Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre hatte sich die neue Bewegung in Kunst und Literatur durchgesetzt. Herzliche Freundschaft verband uns vor allem mit Willi Boelsche und Bruno Wille, und ihrem Beispiel folgend, siedelten wir dann nach Friedrichshagen bei Berlin über. In der Nachbarschaft, in

Erkner, wohnte Gerhart Hauptmann. Friedrichshagen wurde für einige Jahre lang ein beliebter Sammelpunkt der jungen Geister, und die lichten Tage, die frohen Nächte, die wir dort verlebten, gehören zu meinen schönsten Lebenserinnerungen. Beteiligt war ich an der Gründung der „Freien Bühne", die, unter der Leitung Otto Brahms, den Naturalismus zum Siege führte, der „Volksbühne", zu der Bruno Wille den ersten Anstoß gab, und all der vielen Bühnen- und literarischen Vereine, des „Durch", der „Kommenden", der „Freien literarischen Gesellschaft" usw., die damals wie Pilze aus der Erde schossen. Ein Gedichtbuch von mir: „Triumph des Lebens", erschien, ferner eine Sammlung von visionären Novellen „Stimmen der Nacht", dessen kritisch-ästhetische Einleitung zum ersten Male das Programm der späteren expressionistischen Bewegung entwarf. Meine Bücher „Der neue Gott", „Neue Welterkenntnis", „Reich der Erfüllung" gaben Anstoß zur Gründung der „Neuen Gemeinschaft", die freilich nur einige Jahre dauerte. Das neue Jahrhundert brachte mir schwere Schicksalsschläge, die auch lähmend auf meine Arbeits- und Schaffenskräfte fielen. Im Jahre 1906 starb mein Bruder an einer tückischen Krankheit, meines Lebens treuester Gefährte, zu gleicher Zeit wurde meine Frau in der Blüte ihrer Jahre aufs Siechenbett geworfen, von dem sie fünf Jahre später der Tod erlöste: dann kam die Zeit der schweren Kriegsnot und raubte mir noch zwei liebe Kinder. Gar zu wenig habe ich an Büchern in diesen langen Jahren veröffentlicht: eine Essay-Sammlung „Träume der Mittsommernacht", ein Kleist-Buch, eine „Revolution der Ästhetik". An meinem 70. Geburtstag habe ich nur den einen Wunsch, das eine Verlangen, Zeit und Muße zu finden, einige poetische und kritische Werke zu vollenden, an denen ich seit Jahr und Tag arbeite, vor allem ein Buch, „Die Vernunft als Quelle des Übels", das ich selbst als mein kritisches Hauptwerk ansehe, und in dem ich unsere dreitausendjährige Vernunftlehre, auf der unsere Religionen, Philosophien, Wissenschaften, unser staatliches, wissenschaftliches Leben aufgebaut sind, als eine Lehre von lauter Fiktionen und falschen Ideen, als eine bloße Herrschafts-, Macht- und Vergewaltigungslehre nachweisen will, und ich will damit den Angriff zu Ende führen, den zuerst Francis Bacon einleitete. Immer wieder hat man mich auch aufgefordert, ein Buch Lebenserinnerungen zu veröffentlichen.

Kommentar

9,23 *donquijotisch*] D.h. vergeblich, illusorisch, nutzlos – wie viele der Aktionen des Helden in Miguel de Cervantes y Saavedras (1547-1616) Roman *El Ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha* (1605/15). Siehe auch Anm. zu 148,35.

9,29 *Bruchstücke dieser Erinnerungen im „Tag"*] Siehe hierzu die Angaben im Nachwort und in den Druck- und Herkunftsnachweisen.

10,5f. *mein fünfzigster Geburtstag*] Am 20. Dezember 1905.

10,22 *Ernst von Wildenbruch*] Der lange Zeit von den zeitgenössischen Bühnen ignorierte Dramatiker Ernst von Wildenbruch (1845-1909), der 1877 nach Berlin kam, sich aber erst zu Beginn der achtziger Jahre durchsetzen konnte, erregte durch seine pathetischen und nicht selten nationalistischen Geschichtsdramen Aufsehen. Vgl. auch Julius Harts Nachruf auf ihn in: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 23 (1908/09), Bd. 2, S. 369-374, und Heinrich Harts Aufführungsbesprechung *Die Quitzows von Ernst v. Wildenbruch* in: *Kritisches Jahrbuch. Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur, sowie zur Verständigung über den modernen Realismus*. Unter Mitwirkung von [...] hrsg. von Heinrich Hart und Julius Hart. 1. Jg. 1. Heft. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) 1889, S. 128-130.

10,22 *Oskar Linke*] Der Berliner Journalist und Schriftsteller Oskar Linke (1854-1928) unterhielt enge Kontakte zu den Brüdern Hart und beteiligte sich an mehreren Publikationen im Umkreis des Naturalismus, darunter der Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere*; er arbeitete auch am *Kritischen Jahrbuch* mit.

10,22f. *Karl Henckell*] *Karl* Friedrich Henckell (1864-1929), der Mitte der achtziger Jahre aus Hannover in die Reichshauptstadt gekommen war, um dort zunächst Literatur und neuere Fremdsprachen zu studieren, machte sich vor allem durch seine sozialkritische Lyrik einen Namen. Um polizeilichen Nachstellungen zu entgehen und ungehindert publizieren zu können – die Verbreitung seiner Werke war kurz zuvor verboten worden –, emigrierte er 1887 in die Schweiz. Erst 1902 kehrte er nach Berlin zurück und übernahm die Leitung der ‚Neuen Freien Volksbühne'. Heinrich Hart verfaßte einen einleitenden Text zu Henckells *Poetischem Skizzenbuch* (1885).

10,23 *Leo Berg*] Der Journalist, Publizist und Kunsttheoretiker Leo Berg (1862-1908) war Mitbegründer und einer der Vorsitzenden der literarischen Vereinigung ‚Durch'. Er gab u.a. die *Litterarischen Volkshefte* (1887/88), die *Deutschen litterarischen Volkshefte* (1889) und die *Allgemeine deutsche*

Universitäts-Zeitung heraus. Bei der Gründung der Zeitschrift *Freie Bühne für modernes Leben* war er ebenfalls beteiligt. Darüber hinaus war er Schriftführer und Vorstandsmitglied der ‚Freien Literarischen Gesellschaft'. Später gehörte er auch der ‚Neuen Gemeinschaft' an.

10,23 *Wilhelm Bölsche*] Wilhelm Bölsche (1861-1939), der vor allem durch seine Programmschrift *Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie* (1887) bekannt wurde, war mehrfach Gast im Verein ‚Durch', saß ihm Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' und redigierte 1891 vorübergehend die Zeitschrift *Freie Bühne*. Er gehört zum engsten Kern des Friedrichshagener Dichterkreises und lebte in diesem Örtchen mit einer Unterbrechung von 1890 bis 1918. Sein zentrales Anliegen war es, Wissenschaft und Ästhetik auf monistischer Grundlage miteinander zu fusionieren.

10,23 *Bruno Wille*] Der Publizist, Schriftsteller und Philosoph Bruno Wille (1860-1928), der von 1890 bis 1920 in Friedrichshagen (Kastanienalle 9) lebte, wirkte neben seinen volkspädagogischen Schriften vor allem als Dozent und Vortragsredner. Er war Begründer der ‚Freien Volksbühne', der ‚Neuen Freien Volksbühne', der ‚Freien Hochschule' sowie des ‚Giordano-Bruno-Bundes' und fungierte als Sprecher der freireligiösen Gemeinde in Berlin.

10,23 *John Henry Mackay*] John Henry Mackay (1864-1933) kam Mitte der achtziger Jahre nach Berlin, verkehrte zunächst in der literarischen Vereinigung ‚Durch', wirkte dann an der ‚Neuen Freien Volksbühne' mit und hielt sich auch mehrfach in der Friedrichshagener Dichterkolonie auf. Nach 1890 entwickelte er eine konsequent anarchistische Einstellung und setzte sich für die Wiederentdeckung Max Stirners ein.

10,24 *Max Halbe*] Der Danziger Schriftsteller Max Halbe (1865-1944), der in München und Berlin studiert hatte, wurde vor allem durch seine Dramen bekannt. Während seiner Berliner Zeit (1888-1894) unterhielt er intensive Beziehungen zu fast allen naturalistischen Autoren der Reichshauptstadt, vor allem aber zu den Mitgliedern des Friedrichshagener Dichterkreises.

10,24 *Wilhelm Hegeler*] Der Schriftsteller Wilhelm Hegeler (1870-1943) gehörte zur Leitung der ‚Neuen Freien Volksbühne' und setzte sich vor allem für volkserzieherische Belange ein; von 1892 bis 1896 wohnte er ins Friedrichshagen. Sein Roman *Mutter Bertha* löste 1896 auf dem Gothaer Parteitag der SPD eine heftige kulturpolitische Debatte aus.

10,24 *Richard Dehmel*] Richard Dehmel (1863-1920) wurde vor allem durch seine Lyrik bekannt und war einer der angesehensten Dichter der Jahrhundertwende. Den bürgerlichen Beruf eines Versicherungssekretärs gab er 1894 auf, was nicht zuletzt durch die Mitgift seiner Frau Paula möglich wurde. Sein Haus war ein Mittelpunkt des literarischen Lebens Berlins. Vgl.

auch Julius Hart: *Richard Dehmel. Ein Erinnerungsblatt.* In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 34 (1919/20), Bd. 2, S. 284-288.

10,24 *Arne und Hulda Garborg*] Der norwegische Schriftsteller Arne Garborg (1851-1924) kam 1890 mit seiner Frau Hulda nach Berlin und wohnte dort bzw. in Erkner bis 1895; beide unterhielten vielfältige Kontakte zu den Personen des Friedrichshagener Dichterkreises. Im Sommer 1892 verbrachte Heinrich Hart einen mehrwöchigen Urlaub in unmittelbarer Nähe der Garborgs in Südwestnorwegen (Jaeren).

10,25 *Hans Schliepmann*] *Hans* Karl Gottfried Schliepmann (1855-1929) war nach dem Besuch der Berliner Technischen Hochschule Oberbaurat in der Reichshauptstadt; er verfaßte humoristische Texte, aber auch völkisch-nationale Schriften.

10,25 *Max Dreyer*] Nach dem Studium der Theologie und Philosophie übersiedelte Max Dreyer (1862-1946) Mitte der achtziger Jahre nach Berlin und arbeitete bis 1889 zunächst als Redakteur der *Täglichen Rundschau*, wo er die Unterhaltungsbeilage betreute. Durch diese Tätigkeit kam er in Kontakt mit den Brüdern Hart und lernte rasch auch viele andere Autoren des Friedrichshagener Kreises kennen, wodurch er ermutigt wurde, selbst nicht nur publizistisch, sondern auch schriftstellerisch tätig zu werden; daneben unterrichtete er auch zeitweilig als Lehrer.

10,25 *Cäsar Flaischlen*] Der aus Stuttgart stammende Cäsar Flaischlen (1864-1920) studierte Germanistik und Philosophie in Berlin, Heidelberg und Leipzig und ließ sich 1890 fest in der Reichshauptstadt nieder. Über die Brüder Hart kam er mit den übrigen Vertretern des Friedrichshagener Dichterkreises in Berührung. Überregionale Bekanntheit erlangte er durch die Herausgabe des „Sammelbuchs moderner Prosa-Dichtung" *Neuland* (1894) und als Redakteur der Kunstzeitschrift *Pan* (1895-1900).

10,25 *Carlot Reuling*] Der Schriftsteller Carlot Gottfried Reuling (*1861) gehörte der ‚Neuen Gemeinschaft' an.

10,25f. *Han[n]s von Gumppenberg*] Der Schriftsteller, Theaterkritiker und Übersetzer Hanns Freiherr von Gumppenberg (1866-1928) war eine der Zentralfiguren der Münchner Moderne. Er gehörte Anfang der neunziger Jahre der ‚Gesellschaft für modernes Leben' an und fungierte 1901 als Mitbegründer des Kabaretts ‚Die elf Scharfrichter'.

10,26 *Wilhelm Meyer-Förster*] Der Buchhändlersohn Wilhelm Meyer-Förster (1862-1934) kam 1898 nach einem langjährigen Parisaufenthalt nach Berlin. Er war der Autor zahlreicher Romane und Theaterstücke; Erfolg hatte er aber erst mit der dramatischen Version des Studentenromans *Karl Heinrich* (1899), die unter dem Titel *Alt-Heidelberg* (1903) als Genrestück weithin populär wurde.

10,26 *Felix Hollaender*] Felix Hollaender (1867-1931) verfaßte Romane und Dramen mit sozialkritischer Tendenz und war Wilhelm Bölsches Assistent bei der Redaktion der *Freien Bühne*. Ab 1894 gab er eine eigene Zeitung heraus, die *Welt am Montag*, an der u.a. die Harts mitarbeiteten. Um die Jahrhundertwende gehörte er auch zur ‚Neuen Gemeinschaft'. Vgl. Julius Harts Rezensionen von Hollaenders Roman *Frau Ellin Röte* in: *Freie Bühne für den Entwickelungskampf der Zeit* 4 (1893), S. 592-595, und von *Der Weg des Thomas Truck* in: *Der Tag*, 1901, Nr. 463.

10,26f. *Wilhelm von Scholz*] Der Sohn (1874-1969) des preußischen Finanzministers Adolf von Scholz (1833-1924) studierte zunächst Philosophie sowie Literaturgeschichte in Berlin, Kiel, Lausanne und München. Nach seiner Promotion (1897) lebte er als freier Schriftsteller auf Gut Seeheim bei Konstanz.

10,27 *Peter Brum*] Nicht ermittelt.

10,27 *Jon Lehmann*] Der aus Mainz stammende Jon[as] Lehmann (1865-1913) hatte nach seiner 1889 erfolgten Promotion im Fach Philosophie zuerst die Chefredaktion einer Wiesbadener Zeitung übernommen und wurde dann Herausgeber der *Breslauer Zeitung*, die er 1896 auch erwarb; daneben war er auch Miteigentümer der sog. ‚Vossischen Zeitung'. Als Schriftsteller verfaßte er vor allem Lustspiele und Novellen.

10,27 *Hermann Katsch*] Nachdem Hermann Katsch (1853-1924) die Münchner Kunstakademie absolviert und seine ersten Bilder 1883 auf der Berliner Akademieausstellung gezeigt hatte, wurde er in der Reichshauptstadt rasch zu einem anerkannten Historien- und Porträtmaler.

10,27f. *Brüdern Kampffmeyer*] Paul (1864-1945) und Bernhard Kampffmeyer (1867-1942) waren Söhne eines wohlhabenden Berliner Verlagsbuchhändlers. Durch ihr Studium in der Schweiz kamen sie mit den dortigen Sozialistenkreisen in Berührung. Paul war 1890/91 Redakteur der sozialdemokratischen Magdeburger *Volksstimme*, wurde nach dem Parteitag in Halle aber von seiner Funktion entbunden. Bernhard erwarb unterdessen im Sommer 1890 ein Haus in Friedrichshagen (Ahornallee 19), in das im Oktober 1891 auch Paul einzog. Beide waren Mitglieder der ‚Freien Volksbühne' – Bernhard zeitweise sogar Schriftführer – und begründeten anschließend die ‚Neue Freie Volksbühne' mit. Bernhard Kampffmeyer gehörte später auch der ‚Neuen Gemeinschaft' an.

10,29 *Otto Erich Hartleben*] Der frühverwaiste Otto Erich Hartleben (1864-1905), ein Jugendfreund Karl Henckells, studierte von 1885 bis 1889 auf Geheiß seines Großvaters Jura in Berlin, Tübingen und Leipzig. 1890 sagte er sich von seinem Brotberuf los und ging als freier Schriftsteller in die Reichshauptstadt zurück. Er war Mitbegründer der ‚Freien Litterari-

schen Gesellschaft' und später gemeinsam mit Rudolf Steiner (1861-1925) Herausgeber des *Magazins für Litteratur*.

10,29 *Peter Hille*] Peter Hille (1854-1904) war ein Jugendfreund der Harts seit der gemeinsamen Gymnasiastenzeit in Münster (1872-74). Er führte ein unstetes Leben und inszenierte sich als asketisch-besitzloser Bohèmeschriftsteller. Von 1895 an hielt er sich in Berlin auf, wo er u.a. ein Privatcabaret begründete; seit 1903 wohnte er dann bei den Harts in der ‚Neuen Gemeinschaft'. Vgl. Heinrich Harts Monographie *Peter Hille*. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler o.J. [1904] (= Die Dichtung 14), Julius Harts Artikel *Zum Tode Peter Hilles* in: *Das litterarische Echo* 6 (1903/04), S. 1217-1219, *Als Peter Hille reich war. Eine Erinnerung* in: *Reclams Universum*, Heft 37, 1929, S. 816-819 (Teil I), Heft 38, 1929, S. 841-843 (Teil II), und *Wie Peter Hille heiratete. Eine Erinnerung* in: *Reclams Universum*, 46. Jg. [1929/30], Heft 37, 12.6.1930, S. 761-764, sowie die Edition: Peter Hille: *Gesammelte Werke*. 4 Bde. Hrsg. von seinen Freunden. Eingeleitet von Julius Hart. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler 1904/05; Zweite veränderte Ausgabe. Berlin: Schuster & Loeffler 1916; ^{3}1921.

10,29 *Juliane Déry*] Die in Ungarn geborene Schriftstellerin Juliane Dery (1864-1899), eigentlich Deutsch, wuchs in Wien auf und publizierte seit 1888 vorrangig Erzählungen. Von 1890 bis 1893 lebte sie in Paris, dann bis 1895 in Coburg, bis 1898 in München und schließlich in Berlin, wo sie ihrem Leben ein vorzeitiges Ende setzte. Sie verkehrte im Kreis um die Münchner Zeitschrift *Gesellschaft* und arbeitete u.a. an der *Neuen deutschen Rundschau* – der Nachfolgerin der *Freien Bühne* – mit.

10,29f. *Elsbeth Meyer-Förster*] Die Schriftstellerin Elsbeth Meyer-Förster geb. Blaschke (1968-1902) hatte anfangs in Berlin Musik studiert und war seit 1890 mit Wilhelm Meyer-Förster (siehe Anm. zu 10,26) verheiratet.

10,30 *Wilhelm von Polenz*] Der Schriftsteller Wilhelm von Polenz (1861-1903) war anfänglich Jurist und kam in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre nach Berlin, wo er zunächst die Brüder Hart, dann auch andere Mitglieder des Friedrichshagener Kreises kennenlernte. Anfang der neunziger Jahre unterstützte er die Gründung der ‚Neuen Freien Volksbühne'; außerdem nahm er an den Sitzungen des ‚Ethischen Klubs' teil. Sein bekanntestes Werk ist der Roman *Der Büttnerbauer* (1895).

10,30 *Salvete!*] (Lat.) Seid gegrüßt!

11,10 *clairobscur*] (Frz.) Helldunkel, d.h. mit großen Kontrasten.

11,27 *Richard Voß*] Der Schriftsteller Richard Voß (1851-1918) war in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts einer der erfolgreichsten deutschen Gegenwartsdramatiker. Vgl. Julius Harts Aufsätze *Phantasie und Wirklichkeit. Eine Betrachtung auf Grund des Voß'schen Romans ‚Dahiel, der*

Konvertit'. In: *Kritisches Jahrbuch*, 1. Jg., 1. Heft, 1889, S. 72-88, und *Eva. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß*. In: ebd., S. 131-137.

11,27 *Hermann Conradi*] Hermann Conradi (1862-1890), der zwischen 1884 und 1886 Philosophie, Nationalökonomie und Germanistik in Berlin studierte, unterhielt gute Kontakte sowohl zur dortigen als auch zur Münchner Fraktion der Naturalisten. Um die bestehenden Frontenbildungen aufzuweichen, versuchte er ab 1886 Leipzig zu einem dritten, neutralen Zentrum der Bewegung zu machen, was ihm allerdings nicht gelang. Weithin bekannt wurde er durch das Verbot seines Romans *Adam Mensch* (1889).

11,27 *Wilhelm Arent*] Der Berliner Schriftsteller, Schauspieler und Opernsänger Wilhelm Aren(d)t-Cesari (1864-nach 1911) machte vor allem durch seine zahlreichen Lyrikbände von sich reden. Er redigierte darüber hinaus die naturalistische Lyrikanthologie *Moderne Dichter-Charaktere* (1885) und finanzierte auch ihren Druck.

11,28 *Carl Bleibtreu*] Carl Bleibtreu (1859-1928) orientierte sich ästhetisch – ebenso wie Michael Georg Conrad in München – stark am Vorbild Zolas und stand daher den Vertretern des Berliner Naturalismus skeptisch bis ablehnend gegenüber. Durch seine Tätigkeit als Redakteur des *Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes* (1886/87) und als Mitherausgeber der *Gesellschaft* (1888/89) hatte er in den achtziger Jahren eine meinungsbildende publizistische Stellung inne. Darüber hinaus gehörte er dem Leitungsgremium der ‚Deutschen Bühne' an.

11,28 *Alberti*] Der in Berlin lebende und unter dem Pseudonym Conrad Alberti publizierende Literaturkritiker, Dramatiker und Romancier Conrad Sittenfeld (1862-1918) war regelmäßiger Beiträger von Michael Georg Conrads Zeitschrift *Gesellschaft*, dem Organ des Münchner Naturalistenzirkels. Auch er war Mitglied des Leitungsgremiums der ‚Deutschen Bühne'.

11,28 *Kretzer*] Der aus Posen stammende Max Kretzer (1854-1941) mußte, weil sein ursprünglich wohlhabender Vater bankrott gegangen war, seinen Lebensunterhalt anfangs durch Fabrikarbeit bestreiten. Insofern kann er als der einzige proletarische Schriftsteller des Naturalismus gelten. Darüber hinaus hat er die naturalistische Großstadtdichtung in Deutschland begründet; bekannt geworden ist er besonders durch seine Berliner Sozialromane im Stile Zolas. Vgl. auch Julius Harts Rezension von Kretzers Trauerspiel *Bürgerlicher Tod* in: *Kritisches Jahrbuch*, 1. Jg., 1. Heft, 1889, S. 101-107.

11,28 *Tovote*] Der aus Hannover stammende Heinz Tovote (1864-1946) studierte zunächst Philologie und Philosophie in Göttingen und Berlin, um Hochschullehrer zu werden, wandte sich aber bald der Schriftstellerei zu und lebte seit 1889 als freier Autor in der Reichshauptstadt.

11,29 *Georg Conrad*] Michael Georg Conrad (1846-1927) gründete 1885 die Zeitschrift *Die Gesellschaft* – das erste naturalistische Periodikum – und war die Mittelpunktfigur des Münchner Naturalistenkreises.

11,29 *Kirchbach*] Wolfgang Kirchbach (1857-1906) hatte Philosophie und Geschichte in München studiert und gehörte dort zum Naturalistenkreis um Michael Georg Conrad und dessen Zeitschrift *Die Gesellschaft*. Zuvor hatte er bereits an den *Deutschen Monatsblättern* mitgearbeitet. 1897 kam er nach Berlin, wo er vor allem intensive Verbindungen zu Bruno Wille und Wilhelm Bölsche unterhielt.

11,29f. *Frank und Donald Wedekind*] Frank (d.i. Benjamin Franklin) Wedekind (1864-1918) hielt sich vor der Jahrhundertwende immer nur sporadisch in der Reichshauptstadt auf. Immerhin war er 1886 bei einem längeren Aufenthalt in Zürich bereits mit Karl Henckell und Gerhart Hauptmann in Kontakt gekommen. 1889 erneuerte er bei einem Berlin-Besuch die Bekanntschaft mit Hauptmann und knüpfte auch Beziehungen zu den Harts an. Sein gleichfalls – und zwar vorrangig als Erzähler – schriftstellerisch tätiger Bruder Donald (1871-1908) wohnte dagegen in den neunziger Jahren fest in Berlin und kam so häufig mit den Autoren des Friedrichshagener Kreises zusammen.

11,30 *Hanstein*] Adalbert von Hanstein (1861-1904) hatte Naturwissenschaft, Geschichte und Literatur in Berlin und Bonn studiert und war von 1896 bis 1900 Dozent an der Berliner Humboldt-Akademie. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er durch sein Buch *Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte* (1900) bekannt.

11,31 *Otto Ernst*] Der schriftstellernde Volksschullehrer Otto Ernst Schmidt (1862-1926), der unter seinen beiden Vornamen publizierte, gründete 1891 gemeinsam mit Gustav Falke die ‚Literarische Gesellschaft' in Hamburg.

11,31 *Gustav Falke*] Der gelernte Buchhändler Gustav Falke (1853-1916), der in Hamburg seinen Unterhalt als Klavierlehrer bestritt, wurde in seinen schriftstellerischen Ambitionen von Detlev von Liliencron gefördert. Zusammen mit Otto Ernst Schmidt gründete er die für das kulturelle Leben der Stadt bedeutsame ‚Literarische Gesellschaft'.

11,31 *Gerhart Hauptmann*] *Gerhart* Johann Robert Hauptmann (1862-1946) war kurzfristig Teilnehmer an den Sitzungen des naturalistischen Vereins ‚Durch' und unterhielt anfangs auch Kontakte zu Arno Holz und Johannes Schlaf. Der rasche Erfolg seiner Dramen machte ihn zu einem gefeierten Autor und in späteren Jahren zu einem nationalen Repräsentanten. Er war seit 1885 mit der aus reichem Hause stammenden Marie Thienemann (1860-1914) verheiratet und wohnte mit ihr zunächst im Berliner Vorort

Erkner, sei 1889 dann in Charlottenburg; 1891 zog er – gemeinsam mit seinem Bruder Carl – in das Örtchen Schreiberhau im Riesengebirge.

11,31 *Carl Hauptmann*] Durch die 1884 erfolgte Eheschließung mit der begüterten Martha Thienemann (1862-1939) – einer Schwester von Gerharts Frau Marie – konnte der Biologe *Carl* Ferdinand Max Hauptmann (1858-1921) schon bald seine wissenschaftliche Laufbahn aufgeben und sich fortan der Schriftstellerei widmen. Da er jedoch nur von 1889 bis 1891 in Berlin lebte, blieben seine Kontakte zur dortigen Literatenszene sporadisch.

11,31 *Liliencron*] Auch wenn Detlev von Liliencron (1844-1909) intensive Kontakte zu den Vertretern der naturalistischen Literaturbewegung unterhielt, ist er in ästhetischer Hinsicht doch allenfalls am Rande dazu zu rechnen. Gleichwohl wurde besonders seine Erstlingspublikation, die Gedichtsammlung *Adjutantenritte* (1883), von den jüngeren Schriftstellerkollegen als Musterbeispiel einer von konventionellen Zwängen befreiten Dichtung verstanden. Um die Jahrhundertwende spielte Liliencron dann im Rahmen der Kabarettbewegung eine nicht unwesentliche Rolle.

11,32 *Arthur Schnitzler*] Der besonders an der literarischen Darstellung psychologischer Phänomene interessierte Arthur Schnitzler (1862-1931) praktizierte als Arzt in Wien und gehörte – wie auch Hermann Bahr, Richard Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal und Felix Salten – der Schriftstellergruppe ‚Jung Wien' an.

11,32f. *Hermann Bahr*] Der aus Linz stammende Kritiker und Schriftsteller Hermann Bahr (1863-1934) kam am 1. Mai 1890 nach Berlin, um gemeinsam mit Arno Holz die Zeitschrift *Freie Bühne für modernes Leben* zu redigieren. Wegen Differenzen mit dem Herausgeber Otto Brahm legte er dieses Amt aber bereits Ende Juli nieder. Sein Ausscheiden führte kurzzeitig zu einer Krise des Blattes, weil zusammen mit ihm u.a. auch Arno Holz, Johannes Schlaf, Detlev von Liliencron und Otto Julius Bierbaum dem Journal den Rücken kehrten. Bahr gehörte auch dem Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' an. Weithin bekannt wurde Bahr durch sein Postulat von der „Überwindung des Naturalismus". Vgl. Julius Harts Artikel *Hermann Bahr und das Ende der Tragödie*, der am 10. Dezember 1903 in der Berliner Zeitung *Der Tag* erschien.

11,33 *Stephan George*] Stefan George (1868-1933), der schon sehr frühzeitig Kontakte zu Vertretern des französischen Symbolismus (vor allem zu Stéphane Mallarmé) unterhielt, hörte von 1889 bis 1891 philologische, philosophische und kunstgeschichtliche Vorlesungen an der Universität Berlin und war anfangs sogar Mitglied der ‚Freien Bühne'.

11,33 *Arno Holz, Johannes Schlaf*] Das in seinen schriftstellerischen Anfängen eng kooperierende Autorengespann Arno Holz (1863-1929) und Johannes Schlaf (1862-1941) entwickelte eine literarische Darstellungstechnik, die auf eine möglichst getreue phonographische Nachbildung der Realität abzielte. Dieser rigoros betriebenen sprachlichen Wirklichkeitssimulation gaben beide den Namen ‚konsequenter Naturalismus'.

11,33 *Ernst von Wolzogen*] *Ernst* Ludwig Freiherr von Wolzogen (1855-1934) kam 1882 nach Berlin und war zunächst als Verlagsredakteur tätig. Später war er Mitbegründer der ‚Neuen Freien Volksbühne' und gehörte dem Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' an. Über Bruno Wille kam er mit dem Friedrichshagener Kreis in Kontakt. Er gilt als Begründer des literarischen Kabaretts in Deutschland.

11,34 *Ludwig Fulda*] Der aus Frankfurt a.M. stammende Ludwig Fulda – eigentlich Anton Salomon – (1862-1939) studierte zunächst Germanistik und Philosophie, suchte sich aber ab 1884 in München eine Existenz als freier Schriftsteller aufzubauen, wo er u.a. in Kontakt mit Michael Georg Conrad kam. 1888 zog er nach Berlin um, wurde zweiter Präsident der „Freien Bühne" und verhalf Hermann Sudermann sowie Gerhart Hauptmann zum Durchbruch. Er selbst gehörte spätestens seit den neunziger Jahren zu den meistgespielten deutschsprachigen Dramatikern.

11,35 *Bierbaum*] Otto Julius Bierbaum (1865-1910) verkehrte zunächst im Kreis der Münchner Naturalisten um Michael Georg Conrad, ging Anfang der neunziger Jahre aber nach Berlin, wo er kurzzeitig die Zeitschrift *Freie Bühne* redigierte. Er profilierte sich des weiteren durch die Gründung eines *Modernen Musenalmanachs* (1893/94) und unterstützte die Entwicklung des Kabaretts. Vor allem durch seine Tätigkeit als Mitherausgeber der Zeitschriften *Pan* und *Die Insel* hatte er eine einflußreiche Stellung in der zeitgenössischen Öffentlichkeit inne.

11,35f. *Gabriele Reuter*] Die Schriftstellerin Gabriele Reuter (1859-1941) lebte anfangs in Weimar, von wo aus sie Kontakte zur Zeitschrift *Freie Bühne* unterhielt, wirkte dann von 1895 bis 1899 in München und anschließend in Berlin. In ihren Texten thematisierte sie vor allem die Rolle der Frau in der Gesellschaft.

11,36 *Alberta von Puttkammer*] Alberta von Puttkam(m)er (1849-1923), die schriftstellerisch tätige Gattin eines hohen Beamten im Reichsland Elsaß-Lothringen, unterhielt in Colmar einen Salon, in dem zahlreiche Künstler und Wissenschaftler verkehrten. Ihre Texte erschienen vielfach in Publikationsorganen, die dem Naturalismus nahestanden.

11,36 *Margarete Beutler*] Die Schriftstellerin und Übersetzerin Margarete Beutler (1876-1949) praktizierte als Gynäkologin, zunächst in Breslau,

dann in München, wo sie im Kreis der *Gesellschaft* verkehrte. Darüber hinaus gehörte sie dem Redaktionskomitee der Zeitschrift *Jugend* an.

11,38 *Sudermann*] Hermann Sudermann (1857-1928) war in den neunziger Jahren einer der meistgelesenen und meistgespielten deutschen Dramatiker und galt vorübergehend als beispielhafter naturalistischer Autor. Sein literarischer Erfolg begann mit dem Schauspiel *Die Ehre*, das – nach seiner Uraufführung durch die ‚Freie Volksbühne' am 25. November 1889 – am 17. November 1891 erstmals öffentlich im Berliner Lessing-Theater gegeben und bis 1898 en suite gespielt wurde. Vgl. Heinrich Hart: [*Sudermann's ‚Die Ehre' im Lessing-Theater (Berlin).*] In: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 1120.

11,38 *Hofmannsthal*] Der Wiener Schriftsteller Hugo Hofmann Edler von Hofmannsthal (1874-1929) gehörte in der ersten Hälfte der neunziger Jahre der Autorengruppe ‚Jung Wien' an und galt als Wunderkind der österreichischen Literaturszene. Frühzeitig berühmt wurde er besonders durch seine sog. lyrischen Dramen, vom französischen Symbolismus beeinflußten Texten, die das verzerrte Klischeebild entstehen ließen, der Autor sei Vertreter eines lebensfernen Ästhetentums. Siehe auch Anm. zu 62,19.

12,3 *Kleist*] Das literarische Werk Heinrich von Kleists (1777-1811), der weithin als Antipode der Weimarer Klassik galt, war im Lauf des 19. Jahrhunderts fast völlig vergessen und wurde erst im Umkreis des Naturalismus wieder entdeckt. Vgl. Julius Hart: *Das Kleist-Buch* (Berlin: Borngräber 1912).

12,3 *Hebbel*] Friedrich Hebbel (1813-1863) wurde von den deutschen Naturalisten vor allem als Schöpfer des Gattungstyps ‚soziales Drama' geschätzt.

12,4 *Kellers*] Der Züricher Schriftsteller Gottfried Keller (1819-1890) gilt als einer der bedeutendsten Autoren des sog. Poetischen Realismus. Vgl. Julius Harts Artikel *Gottfried Keller* in: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 661-663.

12,4 *Heyses*] Der in Berlin geborene Schriftsteller Paul Heyse (1830-1914) ließ sich 1854 auf Wunsch des bayerischen Königs Maximilian II. in München nieder, wo er bald zu einem Mittelpunkt des dortigen kulturellen Lebens wurde und eine überaus einflußreiche Stellung einnahm. Er war einer der – zumindest quantitativ – produktivsten und auch erfolgreichsten Autoren seiner Zeit, der insbesondere für die Münchner Naturalisten als erklärte Negativfigur fungierte.

12,4 *Conrad Ferdinand Meyers*] Der Züricher Schriftsteller Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898) gehört zu den Autoren, die sich im Umkreis des Poe-

tischen Realismus bewegen. Er verfaßte vor allem historische Erzählungen sowie Gedichte und erlebte erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts seinen Durchbruch in Deutschland.

12,25f. *wilde Lust nach neuer Rhythmik*] Vgl. hierzu Heinrich Harts Aufsatz *Der Kampf um die Form in der zeitgenössischen Dichtung*, in dem er prophezeit, er und seine Schriftstellerkollegen befänden sich am Anfang einer „Formbewegung, die [...] von der Prosa zum Verse wieder emporführen wird"; *Kritisches Jahrbuch. Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur, sowie zur Verständigung über den modernen Realismus.* Unter Mitwirkung von [...] hrsg. von Heinrich Hart und Julius Hart. 1. Jahrgang. 2. Heft. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) 1890, S. 58-76, hier: S. 76.

12,29f. *das dialektische Gesetz Hegels*] Gemeint ist der für die Hegelsche Dialektik bezeichnende Dreischritt von These (1) und Antithese (2), deren Gegensätzlichkeit auf einer höheren Ebene einen Ausgleich in Form einer Synthese (3) findet.

13,1 *Keller, Heyse, Spielhagen, Freytag*] Allesamt Vertreter des sog. Poetischen Realismus. Zu Gottfried Keller und Paul Heyse siehe Anm. zu 12,4. Friedrich Spielhagen (1829-1911) redigierte zunächst diverse Zeitschriften, darunter *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte*, und lebte später als freier Schriftsteller in Berlin; er war einer der erfolgreichsten Romanciers der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Julius Harts Artikel *Friedrich Spielhagen* in: *Tägliche Rundschau* 19 (1899), Unterhaltungs-Beilage, S. 186f., und *Zum Tode Friedrich Spielhagens (1829-1911)* in: *Das literarische Echo* 13 (1910/11), Sp. 953. Gustav Freytag (1816-1895) gab von 1848 bis 1870 gemeinsam mit Julian Schmidt (1818-1886) die Zeitschrift *Die Grenzboten* heraus, die als einflußreiches Organ des Liberalismus angesehen werden kann, und war zwischen 1867 und 1870 Abgeordneter der Nationalliberalen Partei im Reichstag. Seine z.T. sehr umfangreichen erzählerischen Werke – besonders *Soll und Haben* (1855), *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* (1859-67) und *Die Ahnen* (1872-80) machten ihn ebenso bekannt wie populär, so daß er im späten 19. Jahrhundert weithin als „*der* Romanschriftsteller" in Deutschland galt; Max Grube: *Jugenderinnerungen eines Glückskindes*. Leipzig: Grethlein & Co. 1917, S. 304.

13,16 *in Waffenstürmen erwachsenen*] Anspielung auf den deutsch-dänischen Krieg von 1864 und den deutsch-französischen Krieg 1870/71, der eine entscheidende Rolle bei der nationalen Einigung Deutschlands spielte.

13,28f. *„Kritischen Waffengänge"*] Diesen Titel trug eine von den Brüdern Hart herausgegebene zeitschriftenartige Broschürenreihe, die in den Jahren

1882 bis 1884 in insgesamt sechs Heften erschien und deren – sämtlich von den Herausgebern selbst stammende – Beiträge auf eine kritische Bestandsaufnahme der deutschen Gegenwartsliteratur zielten.

13,29f. *ersten Zeitschriften [...] wurden*] Gemeint sind das von Albert Gierse und Heinrich Hart redigierte „Organ für Dichtung und Kritik" *Deutsche Dichtung* (1877) und das von Heinrich und Julius Hart gemeinsam herausgebene „Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart" *Deutsche Monats-Blätter* (1878/79).

13,37 *Stürmer und Dränger*] Zur damaligen Zeit weitverbreitete – unter Rückgriff auf die gleichnamige, in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts publizierende Autorengruppe gebildete – Bezeichnung der naturalistischen Schriftstellergeneration, die auf deren Selbstinszenierung als literarische Jugendrevolte und den damit verbundenen Rückgriff auf genieästhetische Vorstellungen anspielt.

13,37-39 *Arno Holz [...] frühesten Versen*] Holz begann – wie sein erster Lyrikband *Klinginsherz!* (1883) und ein dem Vorbild gewidmetes „Gedenkbuch" (1884) belegen – als Nachahmer des Gründerzeitpoeten Emanuel Geibel, und auch Bleibtreus frühe Buchveröffentlichungen *Dies Irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan* (1882) und *Aus Norwegens Hochlanden. Drei Novellen* (1883) sowie die Gedichte, die Conradi zu dieser Zeit in Zeitschriften publizierte, lassen Ansätze eines naturalistischen Literaturprogramms noch nicht erkennen. Am wenigsten trifft Heinrich Harts Diktum auf Henckell zu, der schon sehr bald soziale Probleme in seiner Lyrik thematisierte, was im übrigen auch das Vorwort Harts zu dessen *Poetischem Skizzenbuch* (1885) bezeugt.

14,12-19 *Das alte Münster [...] des Südens bedeutet [...].*] Im Erstdruck lautet diese Anfangspassage folgendermaßen: „Von Altmünster nach Neu-Berlin. Eine Bahnfahrt von acht bis neun Stunden. Geistig aber eine Art Weltreise, die über tausend Gegensätze und Entwicklungsstufen alter und neuer Kultur hinwegführt. / Für den Westen und vielleicht auch für den Süden Deutschlands bedeutet [...]." Heinrich Hart: *Die Literatur-Bewegung von 1880-1900. Nach persönlichen Erlebnissen.* In: *Der Tag. Illustrierte Zeitung (Ausgabe A)*, Nr. 293, 26.6.1903.

14,19 *das Jahr 1870*] Gemeint ist die 1870 erfolgte und im Januar des darauffolgenden Jahres feierlich zelebrierte Vereinigung von insgesamt 25 separaten deutschen Einzelstaaten unter Führung Preußens zum Deutschen Kaiserreich.

14,31 *Wiedertäuferzeit*] Als Wiedertäufer werden jene in der Reformationszeit entstandenen Glaubensgemeinschaften bezeichnet, welche die Taufe von Kindern als unbiblischen Akt ablehnten und statt dessen die Erwachse-

nentaufe propagierten. Mit dieser Wiederherstellung des vermeintlich wahren Christentums gingen auch sozialreformerische Bestrebungen einher. Radikale Vertreter dieser Richtung proklamierten Anfang 1534 das sog. Täufer-Reich von Münster, das insgesamt 16 Monate lang bestand und dem sich rund 1400 Personen, also ein Viertel der erwachsenen Stadtbevölkerung, anschlossen. Die Herrschaft der Täufer wurde am 25. Juni 1535 mit der Eroberung Münsters durch den Landesherrn, Bischof Franz Graf von Waldeck (1491-1553), gewaltsam beendet.

15,5 *quieta non movere*] (Lat.) Daß Ruhendes nicht bewegt, d.h. aufgerührt wird.

15,29f. *1848 und 1849*] In den Jahren 1848/49 ereigneten sich – von Frankreich ausgehend – in ganz Europa zahlreiche revolutionäre Erhebungen. Die für Deutschland bedeutendste war der Märzaufstand in Berlin, der den preußischen König u.a. dazu zwang, eine Verfassung zu gewähren und die bis dahin rigoros gehandhabte Pressezensur aufzuheben.

15,31 *Jahr 1866*] Gemeint ist der Krieg zwischen Preußen und Österreich, der in diesem Jahr – wegen der gegensätzlichen Vorstellungen beider Länder über den Status Schleswig-Holsteins – stattgefunden und in dem die preußische Armee die österreichische am 3. Juli in der Schlacht von Königgrätz besiegt hat.

16,9f. *Kämpfen um die päpstliche Unfehlbarkeit*] Das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes hatte die katholische Kirche seit 1864 verstärkt in einen ideologischen Gegensatz zur staatlich-säkularen Ordnung gebracht und harte publizistische Auseinandersetzungen ausgelöst.

16,13 *Wacht am Rhein*] Max Schneckenburgers gleichnamiges Gedicht („Es braust ein Ruf wie Donnerhall…") aus dem Jahr der sog. Rheinkrise (1840) war zunächst einer von vielen patriotischen Texten der Vormärzzeit; es richtet sich gegen die Expansionsbestrebungen des Nachbarlandes Frankreich, das mehrfach den Rhein als Ostgrenze gefordert hatte, und ruft die Deutschen dazu auf, das Staatsterritorium zu sichern. Im deutschen Kaiserreich erhielt das 1854 von Karl Wilhelm vertonte Lied dann den Status einer Nationalhymne, die besonders bei offiziellen Anlässen häufig gesungen wurde.

16,18 *Napoleon*] Gemeint ist Charles Louis *Napoleon* Bonaparte (1809-1873), ein Neffe Napoleons I. (1769-1821) Der nach zwei fehlgeschlagenen Putschversuchen (1836 und 1840) zu lebenslanger Haft Verurteilte und 1846 nach London Geflohene kehrte im Gefolge der 1848er Revolution nach Frankreich zurück und wurde dort zum Präsidenten der Republik gewählt. 1852 ließ er sich dann zum erblichen Kaiser der Franzosen ausrufen und nannte sich Napoleon III. Er festigte sein Regime mit Hilfe au-

toritärer Herrschaftsmethoden und suchte Frankreich eine Vormachtstellung in Europa zu sichern.

16,27f. *als die Italiener Rom besetzten*] In Folge der Niederlage Frankreichs im Krieg gegen Deutschland zog Napoleon III. 1870 seine Truppen aus Rom ab. Dadurch konnten die Italiener die Stadt besetzen und sie – nach einem Volksentscheid – im Juli 1871 zur Kapitale eines vereinigten Italien erklären.

17,3 *Tage bei Sedan*] Im Krieg zwischen den deutschen Ländern und Frankreich wurde die feindliche Armee bei dem Versuch, Metz zu befreien, in der Nähe des Ardennenstädtchens Sedan vernichtend geschlagen – Kaiser Napoleon III. geriet dabei in Gefangenschaft – und am 2. September 1870 zur Kapitulation gezwungen. Der Sedanstag wurde daraufhin vor allem in Preußen zu einer Art Nationalfeiertag.

17,9 *ultramontanen*] D.h. strikt papsttreuen, fundamentalistisch orthodoxen.

17,22 *Lambertifest*] Am 17. September (und am 31. Mai) wird von der katholischen Kirche des zum Märtyrer gewordenen und später heiliggesprochenen Maastrichter Bischofs Lambertus (ca. 640-705/06) gedacht. Ihm ist in Münster die Kirche St. Lamberti geweiht. Das Lambertusfest entstand Ende des 18. Jahrhunderts und war ursprünglich eine Belustigung der Handwerksgesellen und Dienstmädchen. Im Lauf der Zeit nahmen aber auch immer mehr Heranwachsende und Kinder daran teil, so daß nach und nach ein überschwengliches und ausgelassenes Volksfest daraus wurde, bei dem in der ganzen Stadt Pyramiden errichtet und derbe Lieder gesungen wurden. 1854 beschränkte der Magistrat der Stadt das Fest auf die insgesamt drei Abende am eigentlichen Lambertustag und den beiden Tagen davor und danach.

18,1 *Tagen des Kulturkampfes*] Die 1870 im 1. Vatikanischen Konzil erneuerte Unfehlbarkeitserklärung von Papst Pius IX. (1792-1878) und die im selben Jahr erfolgte Gründung der deutschen Zentrumspartei lösten bei Reichskanzler Otto von Bismarck Befürchtungen aus, Frankreich und Österreich könnten sich zu einer katholischen Koalition gegen das preußisch-protestantisch dominierte deutsche Kaiserreich zusammenschließen. Um den Katholizismus zumindest im eigenen Land zu schwächen, beschloß er deshalb, dessen Einflußmöglichkeiten durch staatliche Bestimmungen rigoros zurückzudrängen. Als im Gefolge dieser Strategie ab 1872 zahlreiche diskriminierende Gesetze (u.a. staatliche Schulaufsicht, Untersagung der Erörterung staatlicher Angelegenheiten auf der Kanzel, Verbot des Jesuitenordens) verabschiedet wurden, welche die angestammten Rechte der katholischen Kirche stark einschränkten, kam es zum sog. Kulturkampf zwischen Klerus und Staat. Diese zuerst 1873 von Rudolf

Virchow (1821-1902) im Sinne von ‚Kampf für die Kultur' gebrauchte Bezeichnung wurde von kirchlich-orthodoxer Seite als Bekämpfung der – katholischen – Kultur gedeutet. Nachdem die von Bismarck getroffenen Maßnahmen auf anhaltenden erbitterten Widerstand beim Klerus und im katholischen Teil der Bevölkerung stießen, sah sich der Reichskanzler Ende der siebziger Jahre dazu gezwungen, den eingeschlagenen Konfrontationskurs wieder aufzugeben. Nach mehrfachen Verhandlungen zwischen Regierung und Kurie wurden die Zwistigkeiten 1887 endgültig beigelegt.

18,3 *der Bischof gefangen gesetzt*] Der Bischof von Münster, Johann Bernard Brinkmann (1813-1889), wurde – weil er mehrfach gegen die im Verlauf des Kulturkampfs beschlossenen staatlichen Auflagen verstoßen hatte – 1875 für sechs Monate in Beugehaft genommen (ein Schicksal, das etwa die Hälfte aller Bischöfe in Preußen ereilte) und im darauffolgenden Jahr vom staatlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seines Amtes enthoben.

19,24 *Eduard von Hartmann*] Der Philosoph Karl Robert *Eduard* von Hartmann (1842-1906) stellte das Unbewußte in den Mittelpunkt seiner Philosophie, die er als ‚Monismus' bezeichnete. Im Gegensatz zu Schopenhauer lehnte er dabei einen Rückzug aus der Welt ab und propagierte statt dessen den ‚Willen zum Leben'. Neben seinen metaphysischen, natur-, moral- und religionsphilosophischen Konzepten entwarf er auch ein eigenes System der Ästhetik.

19,24 *Schopenhauer*] Der Hegel-Antipode Arthur Schopenhauer (1788-1860) entwarf im Anschluß an Kant eine eigene Erkenntnistheorie und postulierte, daß der menschliche Wille von dumpfen Triebimpulsen gesteuert und daher unfrei sei; seine pessimistische Grundhaltung mündet in eine ‚Verneinung der Welt'.

19,24 *Strauß*] Indem der Theologe und Religionswissenschaftler David Friedrich Strauß (1808-1874) die Methode der historischen Textkritik auf die Evangelien anwandte und Jesus zugleich nicht mehr als Person, sondern im Sinne Hegels als abstraktes Prinzip des sich entäußernden Geistes verstand, entzog er dem Christentum als Offenbarungsreligion die Grundlage. Sein Werk *Das Leben Jesu* (1835), das nicht zuletzt den Anstoß zur Formierung der Hegelschen Linken als philosophische Gruppe gab, erregte seinerzeit fast beispielloses Aufsehen und war eine der wirkmächtigsten Schriften des 19. Jahrhunderts.

19,24 *Büchner*] Der Arzt und Philosoph Ludwig Büchner (1824-1899) war einer der führenden Materialisten seiner Zeit und trat frühzeitig für die Deszendenztheorie Darwins ein.

19,25 *Moleschott*] Der holländische Physiologe und Philosoph Jacob Moleschott (1822-1893) vertrat eine materialistische Weltanschauung, die alle Lebensvorgänge als chemische Stoffwechselprozesse erklärte.

19,25 *Darwin*] Der britische Naturforscher Charles Darwin (1809-1882) gilt als Begründer der modernen Evolutionstheorie; er prägte den wissenschaftlichen und philosophischen Diskurs des späten 19. Jahrhunderts durch bestimmende Schlagworte wie ‚natürliche Auslese', ‚Kampf ums Dasein' oder ‚Überleben des Stärkeren' (bzw. ‚besser Angepaßten').

19,25 *Haeckel*] Der Zoologe und Naturphilosoph Ernst Haeckel (1834-1919) lehrte seit 1862 als Professor für vergleichende Anatomie und Zoologie in Jena. Er war ein früher Vertreter der Abstammungslehre von Charles Darwin. Von der Evolutionstheorie inspiriert entwickelte er das Konzept einer monistischen Weltanschauung und formulierte das sog. biogenetische Grundgesetz, wonach die Ontogenese von biologischen Lebewesen den Verlauf der Phylogenese im Zeitraffer wiederhole.

19,28f. *der braven [...] „Ein Arzt der Seele"*] Die Romanschriftstellerin Wilhelmine von Hillern (1836-1916) war die Tochter der Schauspielerin und Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer. Ihr Roman *Ein Arzt der Seele* (1869) war neben der „Geschichte aus den Tiroler Alpen" *Die Geyer-Wally* (1872) ihr bekanntester Text.

19,29 *der Galeotto, der Verführer*] Anspielung auf eine Stelle aus dem fünften Gesang (*Inferno*) von Dantes *Göttlicher Komödie*, wo es in Vers 137 angesichts der Lektüre einer Liebesgeschichte heißt: „Galeotto fu 'l libro e chi lo scrisse" („Verführer war das Buch und der's verfaßte"). Die Bezeichnung ‚Galeotto' als Synonym für ‚Verführer' oder ‚Kuppler' begegnet auch in der Literatur des späten 19. Jahrhunderts, so etwa im Titel des vieraktigen Stücks *El gran Galeoto* (1881) des spanischen Dramatikers José Echegarays y Eizaguirres (1832-1916), das 1887 am Deutschen Theater in Berlin aufgeführt wurde; vgl. hierzu Julius Harts Aufführungsbesprechung in: *Tägliche Rundschau* 7 (1887), Unterhaltungs-Rundschau, S. 947f.

20,8-11 *Amas tu magis deum, aut me? [...] Amo magis deum.*] (Lat.) Hast du Gott oder mich mehr lieb? [...] Ich habe Gott mehr lieb.

20,15f. *amo te magis, te maxime*] (Lat.) Ich habe dich mehr, dich am meisten lieb.

20,24 *Proudhon, Bebel, Liebknecht, Lassalle*] Der französische Ökonom und Staatstheoretiker Pierre Joseph Proudhon (1809-1865), der zur Gruppe der Frühsozialisten zu rechnen ist, lehnte in seinem anarchistisch, aber auch pazifistisch getönten Gesellschaftsmodell Privateigentum scharf ab. Der Drechslermeister August Bebel (1840-1913) gründete 1869 gemeinsam mit dem Lehrer und Publizisten Wilhelm Liebknecht (1826-1900) in Eisenach

die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP); beide waren lange Zeit Abgeordnete des Deutschen Reichstags. Der von Hegel und dem Gedankengut der französischen Sozialisten geprägte Schriftsteller und Philosoph Ferdinand Lassalle (1825-1864), der sich nachhaltig für die Interessen der Arbeiter einsetzte, war ab 1863 Präsident des ‚Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins' (ADAV) und gab den Anstoß zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei (SPD).

20,32 *Unsre Mutter*] Elise Hart geb. Bruch (1825-1900).

20,33f. *an ihre Heimatsstadt Wetzlar, [...] Buff*] Im Anschluß an sein Jurastudium arbeitete Johann Wolfgang Goethe (1749-1832) von Mai bis September am Reichskammergericht in Wetzlar, wo er den kurfürstlich hannoverschen Gesandschaftssekretär Johann Kestner (1741-1800) und dessen Braut Charlotte Buff (1753-1828) kennenlernte, in die er sich umgehend verliebte. Elemente dieser personalen Konstellation und bestimmte Charakterzüge Charlotte Buffs verarbeitete er dann – zum Ärger der solcherart ‚Porträtierten' – in seinem monologischen Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774).

20,35 *Unser Vater*] Rechnungsrat Heinrich Hart (1827-1907); Julius Hart charakterisiert ihn andernorts dennoch „als einen lebensleichten Mann"; Josef Winckler: Erste und letzte Begegnung mit Julius Hart. In: *Central-Verein-Zeitung. Blätter für Deutschtum und Judentum* 9 (1930), S. 551.

21,4f. *Gerhardschen „O Haupt voll Blut und Wunden"*] Der Diakon Paul Gerhardt (1607-1676) gilt neben Martin Luther als der bedeutendste protestantische Kirchenliedautor; sein Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden..." ist die Nachdichtung einer mittelalterlichen lateinischen Hymne und gehört zu seinen bekanntesten Texten.

21,19 *Dienstmaid Christine*] Nicht ermittelt.

21,22-25 *Shakespeares König Lear und König Johann [...] Macbeth-Aufführung*] Gemeint sind William Shakespeares (1564-1616) Dramen *King Lear* (ca. 1605), *The Life and Death of King John* (ca. 1595/96) – siehe hierzu Anm. zu 102,24 – und *Macbeth* (ca. 1608).

21,26 *bischöflichen Borromeums*] Das Collegium Borromaeum ist das bischöfliche Theologenkonvikt des Bistums Münster, in dem die Priester auf ihren Beruf vorbereitet wurden.

21,31f. *Musäus' Märchen Ulrich mit dem Bühel*] *Ulrich mit dem Bühel* erschien im vierten Teil von Johann Karl August Musäus' (1735-1787) fünfbändigen *Volksmärchen der Deutschen* (1782-86). Siehe hierzu die Erinnerung *Allerhand Lebenserinnerungen. Wie ich zu dichten anfing* von Heinrich Harts Bruder Julius.

21,35 *1864*] Gemeint ist der sog. deutsch-dänische Krieg, der vom 16. Januar bis zum 30. Oktober 1864 dauerte und in dem der Deutsche Bund das Königreich Dänemark besiegte, das danach die Herrschaft über Schleswig-Holstein abtreten mußte.

21,39f. *Herzog Mannouth, Washington, Winkelried, Don Juan d'Austria*] Es handelt sich hier um eine Reihe heroischer, im Verständnis der Zeit geschichtsmächtiger Gestalten. Die indianische Legende von Mannouth wird von Thomas Jefferson erwähnt in seinen *Notes on the State of Virginia* (1781). George Washington (1732-99) war der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1789-97). Der Bauer Arnold (Erni) Winkelried († 1386) gilt als sagenhafter Nationalheld, weil er sich in der Schlacht bei Sempach selbstlos geopfert und dadurch den Sieg der schweizer Eidgenossen über Herzog Leopold III. von Österreich herbeigeführt haben soll. Der spanische Feldherr Don Juan d'Austria (1547-1578) besiegte 1571 als Oberbefehlshaber der Flotte die feindlichen Türken bei Lepanto.

22,3 *Herrn von Hülsen*] Botho von Hülsen (1815-1886) war von 1851 bis zu seinem Tod Generalintendant des königlichen Schauspiels in Berlin, der bis zur Gründung des ‚Deutschen Theaters' im Jahr 1883 führenden Bühne der Stadt.

22,6f. *gelesen hatte, daß Byron [...] hatte*] Hier liegt vermutlich eine Verwechslung vor. Der zur Romantik zählende englische Dichter George Gordon Noel Byron (1788-1824) wies lediglich seinen ältesten Freund und Nachlaßverwalter John Cam Hobhouse (1786-1869) an, nach seinem Tod das Manuskript der Memoiren zu vernichten, was letzterer am 17. Mai 1824 auch tat.

22,14 *Zeitschrift „Herz und Geist"*] Exemplare dieses Blattes haben sich nicht erhalten.

22,17 *Josef Lauff*] Der Dramaturg und Schriftsteller Joseph von Lauff (1855-1933) galt wegen seiner Verwendung von Stoffen aus der preußischen Geschichte als Hofpoet des deutschen Kaisers Wilhelm II., von dem er auch protegiert wurde.

22,20 *Annette von Droste*] Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848), die eine der bedeutendsten Autorinnen des 19. Jahrhunderts darstellt, wird gemeinhin als Vertreterin der literarischen Strömung des Biedermeier angesehen. Ihr bekanntester Text ist die als „Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen" ausgewiesene Kriminalerzählung *Die Judenbuche* (1842). Wie wichtig den Harts der Nimbus Droste-Hülshoffs als westfälischer Heimatschriftstellerin war, zeigt etwa der Umstand, daß sie in Bd. 1 der von ihnen herausgegebenen *Deutschen Monatsblätter* einen bis dato unpublizierten Brief von ihr abdrucken ließen (S. 23-29). Siehe in diesem Zusammenhang

auch Julius Harts Artikel *Annette von Droste-Hülshoff. Ein Beitrag zur ultramonten Aesthetik* (*Westfälische Provinzial-Zeitung*, Nr. 351, 21.12.1879), *Annette von Droste-Hülshoff keine katholische Dichterin* (*Westfälische Provinzial-Zeitung*, Nr. 49, 19.2.1880) und *Annette von Droste-Hülshoff* (*Tägliche Rundschau* 7 [1887], Unterhaltungs-Beilage, S. 681-683, 685f.).

22,34 *Kampen*] Eingehegten Feldern bzw. Grasplätzen.

22,36 *Karl Immermann*] Der Schriftsteller, Literaturkritiker und Theaterintendant Karl Lebrecht Immermann (1796-1840) war von1819 bis 1824 Richter in Münster. In seinen Texten setzte er sich kritisch mit der Romantik und ihrem schrankenlosen Subjektivismus auseinander und näherte sich im Lauf der Zeit den ästhetischen Vorstellungen der Jungdeutschen an.

23,4 *Kolken*] Wasserlöcher bzw. Bodenvertiefungen in einem Flußbett, die z.B. bei einem Deichbruch durch einströmende Flüssigkeit entstehen.

23,10 *Jesaias*] Jesaja († nach 687 v. Chr.) war ein biblischer Prophet, der als Märtyrer starb.

23,15 *westfälische Friede*] Westfälischer Friede oder auch Friede von Münster und Osnabrück ist die Bezeichnung für den am 24.10.1648 nach vierjährigen Verhandlungen zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges zwischen dem deutschen Kaiser und Frankreich bzw. Schweden geschlossenen Vertrag.

23,16 *drei eisernen Käfige*] Nachdem sie zu Tode gefoltert worden waren, ließ Bischof Franz von Waldeck (ca. 1491-1553) die Leichname der drei sozial am höchsten stehenden (Wieder-)Täufer (siehe Anm. zu 73,38) zur Abschreckung in eisernen Körben – im Volksmund ‚Käfige' genannt – am Turm der Markt- und Bürgerkirche St. Lamberti ausstellen.

23,18 *Kämpfe zwischen Stadt und Bischof*] Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges war Münster für die Dauer der Friedensverhandlungen von Kaiser Ferdinand III. (1608-1657) für neutral erklärt worden und hatte dadurch einen Status partieller Unabhängigkeit von der Hoheitsgewalt des Landesherrn erlangt. Aber schon bald nachdem 1650 Christoph Bernhard von Galen (1606-1678) zum neuen Fürstbischof ernannt worden war, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen ihm und der Landeshauptstadt wegen von beiden Seiten beanspruchter Privilegien. In der Folgezeit ließ von Galen Münster dann mehrfach belagern. 1661 kapitulierte die Stadt schließlich und mußte fortan die Oberherrschaft des Fürstbischofs anerkennen.

23,18 *Blücher*] Der preußische Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht Blücher von Wahlstatt (1742-1819) errang bedeutende militärische Erfolge in den Befreiungskriegen, so in der Völkerschlacht bei Leipzig (1813) und in der Schlacht bei Waterloo (1815).

23,19 *Goethe*] Johann Wolfgang Goethe stand mit dem empfindsamen Kreis um die Fürstin Gallitzin in Münster u.a. durch den Schriftsteller und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (1743-1819) in Kontakt; er stattete der Fürstin 1792 einen Besuch ab.

23,19 *Gräfin von Ahlefeldt*] Elise von Lützow geb. Gräfin von Ahlefeldt (1788-1855) und Immermann hatten sich 1821 in Münster kennengelernt. Nach ihrer Scheidung (1825) lebte die Gräfin mit ihm und seiner Mutter längere Zeit in einem gemeinsamen Hausstand, verzichtete aber auf eine abermalige Eheschließung, was 1839 schließlich zur Trennung beider führte.

23,20 *Hamann*] Der Königsberger Schriftsteller und Philosoph Johann Georg Hamann (1710-1788) verstand sich als christlicher Schriftsteller und setzte sich kritisch mit den Prämissen der Aufklärung auseinander. Er behandelte in seinen Schriften u.a. theologische, ästhetische und sprachphilosophische Fragen. In den späten achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts hielt er sich einige Zeit im sog. Kreis von Münster auf, dessen Mitglieder ihn verehrten.

24,9 *„Westfälischer Verein für Literatur"*] Der 1876 von den Harts gemeinsam mit Albert Gierse gegründete ‚Westfälische Verein für Literatur' war ein Zusammenschluß Münsteraner Schüler und Studenten und hatte neben den Genannten offenbar nur noch Emil Abshoff und Peter Hille als Mitglieder. Seine Hauptfunktion war die Herausgabe der Vierteljahrsschrift *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik* (3 Hefte, 1877). Er bestand bis zum Weggang der Brüder Hart aus Münster im Oktober 1877.

24,10 *Rüschhaus*] Annette von Droste-Hülshoff zog nach dem Tod ihres Vaters zusammen mit ihrer Mutter und der Schwester Jenny in das in Nienberge bei Münster gelegene – von Johann Conrad Schlaun (1695-1773) in den Jahren 1745-48 erbaute – Rüschhaus und lebte dort von 1826 bis 1846. Vgl. auch Heinrich Harts Gedenkbuch *Peter Hille* (1904), wo es heißt: „Am liebsten gingen wir in den Spuren unserer angebeteten Annette von Droste, wie körperlich empfanden wir ihre Nähe, wenn wir nach Rüschhaus pilgerten, wo sie dereinst gedichtet und geträumt." (S. 20)

24,12f. *Levin Schücking*] Der Journalist, Schriftsteller und Historiker Christoph Bernhard *Levin* Matthias Schücking (1814-1883), der anfangs als Hauslehrer seinen Lebensunterhalt verdiente, arbeitete in den Jahren 1841/42 – durch Vermittlung Annette von Droste-Hülshoffs – als Bibliothekar bei ihrem Schwager Joseph Freiherr von Laßberg (1770-1855) und war anschließend Redakteur bei mehreren großen Zeitungen. Er trug als Herausgeber, Rezensent und Biograph wesentlich zur Verbreitung der Texte Droste-Hülshoffs bei.

24,14 *Fürstin Galizyn*] Adelheid *Amalie* Fürstin von Gallitzin (1748-1806) siedelte 1779 auf Vermittlung des befreundeten Frans Hemsterhuis nach

Münster über, wo sie gemeinsam mit dem dortigen Generalvikar und Schulreformer *Franz* Friedrich von Fürstenberg (1729-1810) Mittelpunkt des sog. Kreises von Münster wurde, einem geselligen Zirkel, in dem sich christlicher Glaube und Mystik miteinander verbanden und der Teil der katholischen Erneuerungsbewegung in Westfalen war.

24,17 *Hemsterhuis*] Der holländische Philosoph und Kunsttheoretiker Frans Hemsterhuis (1721-1790) vertrat neuplatonische Denkkonzepte und gilt als Vertreter des Pantheismus; er wirkte vor allem auf Vertreter des Sturm und Drang, aber auch der Romantik ein.

24,30 *Reveille*] (Frz.) Weckruf, der die Menschen aufrütteln und zum Handeln anspornen soll.

24,35f. *Mit einem furchtbaren Krach [...] geendet*] Die Reparationszahlungen, die Frankreich nach dem Krieg von 1870/71 an das deutsche Kaiserreich zu leisten hatte, bescherten der deutschen Wirtschaft einen rasanten Aufschwung und trieben die Industrialisierung des Landes machtvoll voran. Allerdings führte dies auch zu krassen Formen des Spekulantentums, wodurch die überhitzte Konjunktur der ‚Gründerzeit' bereits 1873 einen ernsthaften Einbruch in Form eines Börsenkrachs erlitt.

24,39f. *Bismarck [...] Regierungskunst*] Der preußische Staatsmann *Otto* Eduard Leopold Graf (seit 1871 Fürst) von Bismarck (1815-1898) war preußischer Ministerpräsident (1862-90) und dann auch der erste Kanzler des Deutschen Reiches (1871-90). Wegen der Flexibilität seiner Regierungsgrundsätze und seiner ausgewogenen Bündnispolitik galt er als geschickter Machtpolitiker und als Opportunist gleichermaßen.

25,4f. *Waffenlärm von Marathon und Salamis*] Bei dem nordöstlich von Athen gelegenen Ort Marathon fand 490 v.Chr. eine Schlacht statt, in der das griechische Heer die Perser besiegte. In der Seeschlacht nahe der an der Ostküste Zyperns gelegenen Stadt Salamis schlugen die Griechen im Jahr 480 v.Chr. die persische Flotte. Die sog. Perserkriege wurden allerdings erst 448 v.Chr. durch den sog. Kalliasfrieden beendet.

25,5f. *Epoche des Äschyleischen und Sophokleischen Dramas*] Aischylos (525-456 v.Chr.) und Sophokles (497/96-406/05 v.Chr.) zählen zu den bedeutendsten griechischen Dramatikern der Antike. Aischylos, der selbst in der Schlacht bei Salamis mitgekämpft hatte, thematisierte die kriegerischen Auseinandersetzungen in seiner Tragödie *Die Perser* (472 v.Chr.).

25,6 *Wörth*] Gemeint ist die Schlacht bei Wörth im deutsch-französischen Krieg, die am 6. August 1870 stattfand.

25,13 *freigebig von Staat und Stadt begönnert*] Eine solche Alimentierung von Literatur und Kunst forderten die Harts in ihrem *Offenen Brief an den Fürsten Bismarck*. Darin plädierten sie dafür, „ein besonderes *Reichsamt*

für Literatur, Theater, Wissenschaft und Kunst zu kreieren" und so auf dem Wege der „Staatshülfe" die Entwicklung der deutschen Kultur zu fördern; *Kritische Waffengänge*. Hrsg. von Heinrich und Julius Hart. Heft 2. Leipzig: Otto Wigand 1882, S. 9-58, hier: S. 7. Derartige Forderungen wies Carl Bleibtreu in dem als Teil II seiner *Berliner Briefe* erschienenen Aufsatz *Das Preußentum und die Poesie* dann scharf zurück, verteidigte aber bei dieser Gelegenheit gleichwohl das „ideal produktive Wirken der deutschen Dichter" gegenüber Bismarcks Geringschätzung der Literatur; *Die Gesellschaft* 1 (1885), S. 329-335, hier: S. 335. Siehe in diesem Zusammenhang auch Heinrich Harts unter der Chiffre *** publizierten Aufsatz *Fürst Bismarck und sein Verhältnis zur deutschen Literatur* im Aprilheft der *Berliner Monatshefte*.

25,24 *Paul Lindau*] Der Schriftsteller, Journalist und Theaterleiter Paul Lindau (1839-1919) ging nach seinem Studium Anfang der sechziger Jahre nach Paris, wo er u.a. Sardou, Augier und Dumas fils (siehe Anm. zu 128,33) kennenlernte, deren Werke er ins Deutsche übersetzte. Nachdem er aus Frankreich zurückgekehrt war, redigierte er zunächst die *Düsseldorfer Zeitung*. 1871 siedelte er dann nach Berlin über und gab die beiden renommierten Zeitschriften *Gegenwart* (von 1872-81) sowie *Nord und Süd* (von 1878-1904) heraus. Von 1900 bis 1903 war er Direktor des Berliner Theaters. Er fungierte als eine der bevorzugten Zielscheiben der frühnaturalistischen Kritik; die hier gegen ihn erhobenen Vorwürfe treffen allerdings nur teilweise zu. Im übrigen war er Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*.

25,28 *An Richard Wagner*] Der Komponist Richard Wagner (1813-1883) gilt als Erneuerer des deutschen Musiktheaters und transformierte die Oper in Richtung Gesamtkunstwerk. Er wurde vor allem vom Münchner Naturalistenkreis um Michael Georg Conrad als Begründer einer neuen Kunst verehrt. Lindau setzte sich in mehreren Texten mit Wagner auseinander. In dem Artikel *Eine Posse von Richard Wagner* etwa kritisiert er die „unglaubliche Witzlosigkeit" von dessen Lustspiel *Eine Capitulation* und bezeichnet den Text als „ungelenke, täppische Persiflage"; Paul Lindau: *Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Gesammelte Feuilletons*. Breslau: S. Schottlaender 1877, S. 91-99, hier: S. 92. Zugleich nennt er Wagner aber auch „einen der größten der lebenden Deutschen" (ebd.). Daneben kommentierte Lindau Wagners Bühnenreform, seine Musikdramaturgie und den sich herausbildenden Kult um seine Person kritisch. Der zweite Band der *Dramaturgischen Blätter. Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich* (Stuttgart: Verlag von C.F. Simon 1875) enthält den Bericht *Die Geschichte von Richard Wagners ‚Tannhäuser' in*

Paris. Ein Brief (S. 221-247), und in den *Ueberflüssigen Briefen an eine Freundin* findet sich ein Abschnitt über *Bayreuth* (S. 277-286). Weitere zuvor in Periodika abgedruckte Artikel Lindaus erschienen wenig später sogar in Buchform, so beispielsweise die *Nüchternen Briefe aus Bayreuth. Separat-Abdruck aus der Schlesischen Zeitung* (Breslau: S. Schottlaender 1876) oder die *Bayreuther Briefe vom reinen Thoren. ‚Parsifal' von Richard Wagner. Sonderabdruck aus der ‚Kölnischen Zeitung'* (Breslau: S. Schottlaender 1883). In letzterem Aufsatz wirft der Verfasser Wagner „Mysticismus" (S. 6) vor und attackiert darüber hinaus den „starren Monotheismus" (S. 4) von dessen Anhängerschar.

25,28 *An Gustav Freytag*] Siehe Anm. zu 13,1. Auch Freytag war wiederholt Gegenstand von Lindaus Literaturkritik. Sein Buch *Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart* (Berlin: Verlag von Georg Stilke 1875) enthält u.a. die Artikel *Eine Kritik über Gustav Freytag* (S. 371-380) und *Gustav Freytags neuester Roman Die Ahnen'* (S. 29-81); in letztgenanntem Aufsatz kritisiert er „die feierliche Unbeholfenheit in der Darstellung" (S. 80) von Freytags Roman, konzediert dabei aber, daß der Autor fraglos ein „überaus begabter Mann" (S. 29) sei.

26,12 *Wilhelm Jordans „Nibelunge"*] Wilhelm Jordan (1819-1904) war zunächst Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung und später Marinerat im Reichshandelsministerium. Er verfaßte Lyrik und Epen und übersetzte Werke von Homer, Sophokles und Shakespeare ins Deutsche. In seinem Hauptwerk, dem Stabreimepos *Nibelunge* (1868/74), verarbeitete Jordan altnordische Sagen aus dem Umkreis des Nibelungenstoffes und das altdeutsche Hildebrandslied. Vgl. auch Julius Harts Aufsatz *Wilhelm Jordan als Romanschriftsteller* in: *Berliner Monatshefte* 1 (1885), Heft 1 (April), S. 200ff.

26,12f. *Hamerlings Epen „Ahasver in Rom" und „Der König von Sion"*] Robert Hamerling: *Ahasver in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen mit einem Epilog an die Kritiker* (Hamburg/Leipzig: Richter 1866) und *Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen* (Hamburg/Leipzig: Richter 1869). Der populäre österreichische Schriftsteller, der eigentlich Rupert Johann Hammerling (1830-1889) hieß, schrieb Gedichte, Dramen, Epen und historische Romane, in denen er mehrfach die deutsche Einigung thematisierte. Er war Beiträger der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*. Vgl. Julius Hart: *Robert Hamerling*. In: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 670 und 673f.

26,13f. *Paul Heyses „Kinder der Welt"*] Paul Heyse: *Kinder der Welt. Roman in sechs Büchern* (3 Bde.; Berlin: Hertz 1873).

26,17 *Makart*] Der von Kaiser Franz Joseph I. protegierte österreichische Maler Hans Makart (1840-1884) prägte durch seine pompös-historistischen Gemälde die Repräsentationkultur im Habsburgerreich der siebziger und achtziger Jahre nachhaltig.

26,21 *Benedixerei, Moserei, Marlitterei*] Der in Spandau geborene Schriftsteller Gustav von Moser (1825-1903) verfaßte eine große Anzahl von äußerst populären Unterhaltungslustspielen. Gleichfalls Lustspiele und unterhaltende Erzählprosa publizierte der Schauspieler und Theaterintendant Roderich Benedix (1811-1873). Friederike Christiane Henriette John (1825-1887) schließlich schrieb unter dem Pseudonym Eugenie Marlitt sehr erfolgreiche Unterhaltungsromane, die häufig in der auflagenstarken Familienzeitschrift *Die Gartenlaube* erschienen.

26,26 *Björnson und Kjelland*] Die norwegischen Schriftsteller Bjørnstjerne Bjørnson (1832-1910) und Alexander Lange Kielland (1849-1906) schrieben vor allem sozialkritische Erzählprosa in realistischer Manier, aber auch Dramentexte. Stücke von beiden – Bjørnsons *Ein Handschuh* und Kiellands *Auf dem Heimweg* – wurden Anfang der neunziger Jahre vom Theaterverein ‚Freie Bühne' zur Aufführung gebracht. Mehrere Erzählungen von Bjørnson waren aber schon viel früher in Bd. 3 (April – September 1879) der *Deutschen Monatsblätter* abgedruckt worden.

26,26f. *Turgenjew und [...] Sacher-Masoch*] Der russische Erzähler Ivan S. Turgenev (1818-1883), der in seinen Texten mit großer Detailgenauigkeit die Lebensbedingungen der handelnden Figuren schildert, gilt als Vertreter eines sozial engagierten Realismus. Der aus Lemberg stammende Schriftsteller Leopold von Sacher-Masoch (1836-1895) wiederum wurde insbesondere wegen seiner Erzählungen aus Galizien als realistischer Autor in der Nachfolge Turgenevs angesehen; er war im übrigen Beiträger der *Deutschen Dichtung* und der *Deutschen Monatsblätter*. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Julius Harts Aufsatz *Turgenjeff und Sacher-Masoch* in: *Deutsche Dichtung* 1 (1877), Heft 3, S. 74-77.

26,28 *Bret Harte*] Der amerikanische Journalist und Schriftsteller Francis *Bret* Harte (1836-1902), der u.a. als Setzer, Apotheker und Goldgräber seinen Lebensunterhalt verdiente, war zu seiner Zeit der bekannteste Autor von Kurzgeschichten in den Vereinigten Staaten; sein Werk verdankt besonders Charles Dickens wichtige Anregungen. 1878 ließ sich Harte in Europa nieder; in den ersten beiden Jahren nach seiner Übersiedelung lebte er in Krefeld. Heinrich Hart nennt ihn in seiner Programmschrift *Neue Welt* „eine ächte tiefe Natur"; *Deutsche Monatsblätter*, Bd. 1 (April – September 1878), S. 22. Julius Hart zollt ihm in seinem Aufsatz *Turgenjeff und Sacher-Masoch* explizit Anerkennung.

26,29 *Zola und Ibsen, Tolstoi und Dostojewski*] Die von Heinrich Hart gebrauchte Zusammenstellung der Namen orientiert sich augenscheinlich an Arno Holz' Gedicht *Zwischen alt und neu*, in dem es heißt: „Zola, Ibsen, Leo Tolstoi, / eine Welt liegt in den Worten, / eine, die noch nicht verfault, / eine, die noch kerngesund ist!" Arno Holz: *Das Werk.* Erste Ausgabe mit Einführungen von Hans W. Fischer. Bd. 1: *Buch der Zeit.* Berlin: J.H.W. Dietz Nachfolger 1924, S. 351. Der französische Schriftsteller Émile Zola (1840-1902) formulierte mit seinem Konzept des *Roman expérimental* (1880) – und den in diesem Geist verfaßten Romanen – so etwas wie ein verfahrenstechnisches Darstellungsmodell für die naturalistische Literaturtheorie. Graf Lew Nikolaevič Tolstoi (1828-1910) wirkte auf den deutschen Naturalismus weniger durch seine Erzählprosa, sondern eher mit seinen Dramentexten, die als sozialistische Tendenzstücke rezipiert wurden; seine Soziallehre wiederum wurde von den Zeitgenossen häufig als Neuauflage rousseauistischer Tendenzen verstanden. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Heinrich Harts Aufsatz *Ausgang des 19. Jahrhunderts* (GW, Bd. 3, S. 180f.) sowie folgende Texte Julius Harts: den Artikel *Der unverstandene Tolstoi* in: *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 1902, Nr. 163 und 167, den Nachruf auf ihn in: *Die Woche. Moderne illustrierte Zeitschrift* 12 (1910), S. 2023-2025, sowie die Monographie *Leo Tolstoj.* Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler o.J. [1904] (= Die Dichtung 5). Zu Ibsen siehe Anm. zu 50,22f., zu Dostoevskij siehe Anm. zu 164,8f.

26,34f. *„Progonen"*] Vorläufer; dieser Gegenbegriff zum Terminus ‚Epigonen' wurde gleichfalls in der Vormärz-Zeit geprägt und diente zur Selbstcharakteristik der zukunftszugewandten, sich als ‚fortschrittlich' verstehenden Autoren.

27,12 *„An die deutsche Poesie"*] Das Gedicht erschien in: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik* 1 (1877), Heft 1, S. 3f.; es wurde wiederabgedruckt in Julius Harts „Gedichtbuch" *Sansara* (1879), S. 57-60.

28,11 *„Vermächtnis Kains"*] Leopold von Sacher-Masochs Hauptwerk, der Novellenzyklus *Das Vermächtnis Kains*, war auf sechs Teile angelegt, von denen allerdings nur zwei erschienen (Stuttgart: Cotta 1870; Bern: Frobeen 1877), die wieder in je zwei Bände unterteilt waren; zu den darin enthaltenen Texten zählt u.a. auch die berühmte Erzählung *Venus im Pelz.* In seinem Aufsatz *Neue Welt* bezeichnet Heinrich Hart das Werk als „grandiose Dichtung", ja als „moderne Divina Comedia"; *Deutsche Monatshefte*, Bd. 1 (April – September 1878), S. 21.

28,12 *Arthur Fitger*] Arthur Fitger (1840-1909) war bereits Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung.* Sein Drama *Von Gottes Gnaden* wurde am 4. Mai 1890 von der ‚Freien Bühne' urauf-

geführt. Vgl. auch Heinrich Harts Besprechung der Aufführung in: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 416.

28,13 *Julius Grosse*] Julius Grosse (1828-1902) war seit 1870 Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung und lebte von 1884 bis 1889 in München, wo er u.a. intensiven Kontakt zum Münchner Dichterkreis um Geibel und Heyse, aber auch zur Gruppe der Naturalisten um Michael Georg Conrad hatte. Er war bereits Mitarbeiter der von Heinrich Hart gemeinsam mit Albert Gierse redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung* (1877).

28,13 *Vakano*] Der österreichische Schriftsteller Emile Maria Vacano (1840-1892) war Beiträger der *Deutschen Dichtung*.

28,13 *Richard Hamel*] Der Journalist und Schriftsteller Richard Hamel (1853-1924) wurde vor allem durch seine Untersuchungen zu Autoren des 18. Jahrhunderts, darunter besonders das Werk von Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803), bekannt.

28,13 *Joseph Kürschner*] Der Publizist, Literaturhistoriker und Bibliograph Joseph Kürschner (1853-1902) war zunächst Theaterkritiker der *Gothaer Zeitung*, betreute dann in Berlin diverse Periodika und fungierte anschließend von 1880-92 in Stuttgart als literarischer Berater der Verlage Speemann und Hallberger. Er leitete eine zeitlang die Familienblätter *Vom Fels zum Meer* und *Über Land und Meer*, die *Roman-Bibliothek*, die *Illustrierte Welt* sowie die *Schriftsteller-Zeitung* und begründete Anfang der achtziger Jahre die wichtige Publikationsreihe *Die Deutsche Nationalliteratur*, in welcher der Kernbestand von Texten der deutschen Literaturgeschichte in insgesamt 220 Bänden gesammelt und mit Kommentaren versehen erschien. Kürschner war auch Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*.

28,13 *Hans Herrig*] Der mit Bleibtreu und Kretzer befreundete Schriftsteller Hans Herrig (1845-1892), der vorwiegend als Dramatiker hervortrat, leitete von 1881-89 das Feuilleton des konservativen *Deutschen Tageblatts* in Berlin. Er war Beiträger der *Deutschen Dichtung* und der *Deutschen Monatsblätter* und verfaßte u.a. eine Untersuchung über *Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater* (Dresden: von Grumbkow 1879).

28,14 *Johannes Prölß*] Der Schriftsteller und Literaturhistoriker Johannes Proelß (1853-1911) war von 1880-89 Feuilletonredakteur der *Frankfurter Zeitung* und anschließend Redakteur der Zeitschrift *Die Gartenlaube*; er arbeitete sowohl an der *Deutschen Dichtung* als auch an den *Berliner Monatsheften* (1885) mit.

28,14 *Felix Dahn*] Felix Dahn (1834-1912) hat sich vor allem als Verfasser von historischen Romanen einen Namen gemacht; sein berühmtestes, überaus weit verbreitetes Werk war *Ein Kampf um Rom* (4 Bde., 1876). Dahn war Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*.

28,14 *Wilhelm Henzen*] Der Stückeschreiber Wilhelm von Henzen (1850-1910) war seit 1882 Dramaturg am Leipziger Stadttheater.

28,14 *Otto Hammann*] Otto Hammann (1852-1928), ein Mitarbeiter an der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*, war von 1877-79 Mitherausgeber des Periodikums *Dramaturgische Blätter. Eine Zeitschrift für die Deutsche Bühne* und anschließend Redakteur von *Schorers Familienblatt*. 1892 trat er ins auswärtige Amt ein, wo er schon im Jahr darauf die Leitung des 1871 dort eingerichteten Pressedezernats übernahm und damit Pressechef des Reichskanzlers wurde.

28,15 *andere mehr*] Weitere Beiträger waren Margarethe Halm, Peter Hille, Oskar Linke und Heinrich Seidel (1842-1906).

28,18-21 *„Männer [...] Stirn gedrückt."*] Zitat aus einer Doppelrezension Heinrich Harts, in der Friedrich Kampmanns *Gedichte* (Berlin: Schweigger 1869) und eine deutsche Auswahlausgabe von Gedichten des ungarischen Autors Sandor Petöfi (München: Verlag des Bibliographisch-artistischen Instituts o.J.) besprochen werden; siehe *Deutsche Dichtung. Vierteljahrschrift für Dichtkunst und Kritik*. Erster Jahrgang. Drittes Heft. Münster: Verlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung 1877, S. 66.

28,23f. *der neue Goethe, [...] neue Dante*] D.h der Typus des repräsentativen Nationaldichters.

28,25-27 *richtete schon mein Kollege Gierse [...] Zoll."*] Ein entsprechendes Gedicht läßt sich in der Vierteljahrsschrift *Deutsche Dichtung* nicht nachweisen. Der aus Münster stammende Jurist und Publizist Albert Gierse (1851-1885) redigierte die ersten beiden Hefte dieses Journals gemeinsam mit Heinrich Hart. Die Harts standen Gierse allerdings durchaus kritisch gegenüber. So bemängeln sie in einer „Correspondenz" die „vielfach zum *Unsinn* ausartende" „Phrasenhetzjagd" in dessen *Ideal und Leben* betitelten „aesthetischen Studien"; *Deutsche Monatsblätter*, Bd. 1 (April – Sept. 1878), S. 332.

28,27 *Margarete Halm*] Die zu dieser Zeit in Graz lebende, unter dem Pseudonym Margarethe Halm publizierende Schriftstellerin Alberta von Maytner (1835-1898) stand mit mehreren jungen Autoren im Umkreis des Naturalismus in Briefkontakt, darunter auch mit Hermann Conradi. Nachdem die Harts sie zunächst vehement publizistisch attackiert hatten, revidierten sie ihre Ansicht und äußerten sich lobend über ihre Texte; vgl. etwa den un-

betitelten Aufsatz Heinrich Harts über Halms *Ein Traum im Walde* in: *Deutsche Dichterhalle* 5 (1876), S. 358-360. Margarethe Halm publizierte sowohl in den *Deutschen Monatsblättern* als auch in der *Deutschen Dichtung*.

29,1 *„Nach Berlin"*] Julius Harts Gedicht *Auf der Fahrt nach Berlin* (1882) erschien erstmals in der von Wilhelm Arent herausgegebenen Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere* (Berlin: Selbstverlag des Herausgebers [In Commission der Kamlah'schen Buchhandlung] 1885) und wurde dann – überarbeitet – erneut in den Bänden *Homo Sum! Ein neues Gedichtbuch. Nebst einer Einleitung: Die Lyrik der Zukunft* (Großenhain/Leipzig: Baumert & Ronge 1890) und *Triumph des Lebens. Gedichte* (Florenz/Leipzig: Diederichs 1898), S. 3ff., abgedruckt.

29,16f. *Hindonnernd rollt [...] rasch vorüber*] Die Eisenbahn fungiert bei zahlreichen Autoren des Naturalismus (Zola, Hartleben, Hauptmann, Kirchbach, Kretzer) als Metapher für den technischen Fortschritt und die ‚moderne' Zeit.

30,4 *Attentat Hödels*] Als Kaiser Wilhelm I. am 11. Mai 1878 in einer offenen Kalesche die Straße Unter den Linden entlangfuhr, feuerte der aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossene Klempnergeselle Emil Hödel (1857-1878) aus einer Pistole drei Schüsse auf ihn ab. Der Monarch blieb unverletzt, aber Reichskanzler Otto von Bismarck (1815-1898) gebrauchte dieses Ereignis und einen weiteren, drei Wochen später verübten Attentatsversuch als Vorwand, um das sog. Sozialistengesetz (1878-90) zu erlassen, das zum Verbot der Sozialdemokratischen Partei führte. Hödel selbst wurde am 16. August hingerichtet.

30,11 *Johann Most*] Der aus Augsburg stammende Buchbinder Johann Most (1846-1906), der wegen seines Einsatzes für die sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich inhaftiert und anschließend aus dem Land ausgewiesen worden war, war von 1874 bis 1878 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter im deutschen Kaiserreich und redigierte diverse Zeitungen und Zeitschriften. Nach Erlaß des Sozialistengesetzes emigrierte er 1879 nach England, wo er Herausgeber der in London erscheinenden anarchistischen Zeitschrift *Freiheit* wurde; im Jahr darauf schloß ihn die sozialdemokratische Partei aus ihren Reihen aus.

30,14 *„Freien Presse"*] Gemeint ist die von Most zusammen mit Paul Grottkau redigierte Parteizeitung der Sozialdemokraten *Berliner freie Presse* (Berlin: Baumann), die vom 1. Januar 1876 bis zum 23. Oktober 1878 erschien.

30,22 *Max Stempel*] Der Schriftsteller Max Stempel (1857-1929) war Mitglied des ‚Akademisch-literarischen Vereins' und gehörte auch dem Leitungs-

gremium der ‚Deutschen Bühne' an. Er lieferte nicht nur Beiträge für die *Deutschen Monatsblätter* (deren zwei letzte Doppelhefte er auch allein herausgab), sondern arbeitete später auch am *Kritischen Jahrbuch* mit. In der Vorbemerkung seines einaktigen Lustspiels *Paragraph sieben* (Cöthen: Paul Schettler Verlag 1886) erwähnt er die Brüder Hart lobend.

30,22 *sein Vater der Sprößling des Prinzen Louis Ferdinand*] Wildenbruchs Vater Anton Heinrich Ludwig, genannt Louis (1803-1874), war der uneheliche Sohn aus der Verbindung des preußischen Prinzen Friedrich Ludwig Ferdinand Christian, genannt Louis Ferdinand (1772-1806), mit Henriette Fromme (1783-1828).

31,7f. *Akademisch-Literarischen Vereins*] Aus dem im Juli 1873 aus Anlaß der Überschwemmungen in Ostpreußen gegründeten ‚Akademischen Theaterverein', der zunächst eine Benefizinstitution war, entstand – mit erweitertem Programm – der ‚Akademisch-literarische Verein' in Berlin. Hier wurden einerseits literaturhistorische Vorträge gehalten, aber auch Dichtungen von Vereinsmitgliedern vorgetragen, „doch war Ende der siebziger Jahre das entschiedene Streben auf Betonung des wissenschaftlichen Charakters gerichtet", so daß „‚Dichterabende' auf ausserordentliche Gelegenheiten" beschränkt waren; Berthold Litzmann: *Ernst von Wildenbruch.* Bd. 1. Berlin: Grote 1913, S. 244. „Der ‚Akademisch-Literarische Verein' setzte sich ausser aus Germanisten auch aus Fachstudenten anderer Richtungen zusammen, die sich für Literatur interessierten"; Heribert Wenig: *Der Beitrag der akademisch-dramatischen Vereinigungen zur Entwicklung des deutschen Theaters von 1890 bis 1914.* Diss. (Masch.) München 1954, S. 58. Zu den Mitgliedern des Vereins zählte – neben den Harts – u.a. Hermann Conradi; Ernst von Wildenbruch firmierte als Ehrenpräsident.

31,10 *Berthold Litzmann*] Berthold Litzmann (1857-1926) hatte 1875/76 zunächst Jura in Bonn, Kiel sowie Leipzig und dann Germanische Philologien in Leipzig und Berlin (1877-79) studiert. Während dieser Zeit war er erst gewöhnliches Mitglied und schließlich Vorsitzender des ‚Akademisch-literarischen Vereins'. Auch an den *Deutschen Monatsblättern* war er beteiligt, und zwar „durch Wildenbruchs Vermittelung"; *Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878-80*, hrsg. von Berthold Litzmann. In: *Mitteilungen der Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn* 4 (1909), S. 141-165, hier: S. 143f., Anm. 1. 1880 promovierte Litzmann in Tübingen mit einer faktisch von Wilhelm Scherer (1841-1886) in Berlin betreuten Studie über Johann Christian Günther (1695-1723), drei Jahre später habilitierte er sich. Nach langen Jahren als Privatdozent bzw. außerordentlicher Professor lehrte er von 1897 bis 1921 als erster ordentlicher Professor für Neudeutsche Philologie an der Universität Bonn.

31,11-13 *P. Wolff [...] Das Bild des Signorelli"*] Richard Jaffé: *Das Bild des Signorelli. Schauspiel in vier Akten* (Berlin: H. Steinitz 1900). Das von Jaffé (1861-1920) – mit bürgerlichem Namen Constantin Prachs – unter Mithilfe von Pius Wolff verfaßte Drama wurde am 5. Februar 1890 im Berliner Lessing-Theater uraufgeführt. Vgl. Julius Hart: [*‚Das Bild des Signorelli' von Jaffé im Berliner Lessingtheater.*] In: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 128.

31,14 *„Filii mundi"*] (Lat.) Söhne der Welt.

31,28 *Café Bauer*] Das im Stil eines Wiener Kaffeehauses gestaltete Café Bauer war das älteste dieser Art in der Reichshauptstadt; es war Teil des gleichnamigen Hotels und befand sich an der Ecke Friedrichstraße/Unter den Linden 26 (heute Nr. 29).

31,30 *Raffos italienischer Weinstube*] Das in der Kleinen Mauerstraße gelegene Lokal ‚Societa enologica italiana' war abendlicher Treffpunkt verschiedener Mitglieder des ‚Akademisch-literarischen Vereins'.

31,36f. *„Die Herrin ihrer Hand"*] Ernst von Wildenbruch: *Die Herrin ihrer Hand. Schauspiel in fünf Akten* (Berlin: Freund & Jeckel 1885).

32,3 *„Heinrich von Kleist"*] Wilhelm von Polenz: *Heinrich von Kleist. Trauerspiel in vier Akten* (Dresden/Leipzig: Pierson o.J. [1891]). Vgl. auch die Aufführungsbesprechung von Heinrich Hart in: *Das litterarische Echo* 3 (1900/01), Sp. 8-15.

32,10f. *In unseren „Deutschen Monatsblättern" [...] „Harold"*] Das 1877 geschriebene „Trauerspiel in vier Akten" *Der Menonit* (Uraufführung am 22.4.1879 im Berliner Nationaltheater im Rahmen einer privaten Wohltätigkeitsveranstaltung des ‚Akademisch-literarischen Vereins' unter der Regie von Wildenbruch) erschien in Bd. 1 (April – Sept. 1878), S. 262-302, das 1878 verfaßte Stück *Die Herrin ihrer Hand* in Bd. 2 (Oktober 1878 – März 1879), S. 504-548, und das 1875 erstmals fertiggestellte und mehrfach umgearbeitete „Trauerspiel in fünf Akten" *Harold* (Uraufführung am 7.5.1882 in Hannover) in Bd. 3 (April – Sept. 1879), S. 277-321, der *Deutschen Monatsblätter*. Vgl. auch Heinrich Harts Aufführungsbesprechung der Inszenierung des *Menonit* im Berliner Wallner-Theater in: *Tägliche Rundschau* 8 (1888), Unterhaltungs-Beilage, S. 771f.

32,13-16 *Wie Hanstein [...] fortgesetzt hätten*] Vgl. Adalbert von Hanstein: *Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte.* Leipzig: R. Voigtländers Verlag ²1901, S. 17 und 26. Der Verfasser geht in seiner Darstellung irrtümlich von einer publizistischen Kontinuität zwischen den von den Brüdern Hart herausgegebenen *Deutschen Monatsblättern* (1878/79) und den 1875 bis 1877 von Oscar Blumenthal redigierten *Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik* (Berlin: Georg Stilke) aus.

Diese Fehleinschätzung findet sich im übrigen auch in Wolfgang Kirchbachs Nachruf auf Heinrich Hart; vgl. *Zu Heinrich Harts Tode. In memoriam.* In: *Das literarische Echo* 8 (1905/06), Sp. 1350.

32,15 *Oskar Blumenthal*] Der Theaterkritiker und Lustspielautor Oscar Blumenthal (1852-1917) war von 1875 bis 1886 Feuilletonleiter und Theaterkritiker des liberalen *Berliner Tageblatts*, der damals meistgelesenen Zeitung Deutschlands. Er gründete und finanzierte das am 11. September 1888 eröffnete Berliner Lessing-Theater, das sich vorwiegend der modernen Bühnenproduktion widmete und in dem 1889/90 auch die Aufführungen der ‚Freien Bühne' stattfanden. Gleichwohl gehörte er zu den von den Naturalisten häufig attackierten Personen; vgl. etwa Julius Hart: *Oskar Blumenthal als Theaterkritiker.* In: *Berliner Monatshefte* 1 (1885), Heft 1 (April), S. 399ff., oder Eugen Wolff: *Oscar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse.* Berlin: Eckstein 1887 (= Litterarische Volkshefte 1). Ende der neunziger Jahre war Blumenthal der meistgespielte Autor auf deutschen Bühnen.

32,17f. *gefeierte Bühnenmann*] In den Jahren 1881 und 1882 wurden allein fünf von Wildenbruchs Dramen uraufgeführt.

32,23 *ein rückwärts gewandter Prophet*] Anspielung auf das berühmte Diktum von Friedrich Schlegel (1772-1829): „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet." Friedrich Schlegel: *Fragmente.* In: *Athenaeum.* Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und F. S. Ersten Bandes Zweytes Stück. Berlin: Friedrich Vieweg 1798, S. 3-146, hier: S. 20.

33,8 *Sleepcarolinger*] Anspielung auf den Titel von Wildenbruchs 1878 entstandenem „Trauerspiel in vier Akten" *Die Karolinger* (Berlin: Freund & Jeckel 1882), das am 6.3.1881 in Meiningen erstmals gespielt wurde und dessen im Oktober erfolgte Wiederaufführung in Berlin dem Autor schließlich den Durchbruch als Dramatiker brachte.

33,28 *Sampiero*] Sampiero d'Ornano (1498-1567) war ein korsischer Freiheitskämpfer des 16. Jahrhunderts; seine Person soll Shakespeare zum Charakter des Othello angeregt haben. Dramentexte, die sich mit dieser Gestalt beschäftigen, gab es im 19. Jahrhundert mehrfach; allerdings läßt sich kein entsprechendes Stück von Richard Voß nachweisen.

33,33 *mehr homunculi als homines*] Mehr Kunstgeschöpfe bzw. artifizielle Machwerke als Menschen.

34,3f. *das Land der Griechen mit der Seele suchte*] Zitat aus dem Anfangsauftritt des 1. Aufzugs (V. 12) von Goethes Drama *Iphigenie auf Tauris* (1787).

34,4f. *„Milesischen [...] hl. Antonius,"*] Oskar Linke: *Milesische Märchen. Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas* (Gera: Griesbach's Verlag bzw.

Leipzig: Reißner 1881) bzw. *Die Versuchung des heiligen Antonius* (Berlin: Janke 1885).

34,28 *„Morphium"*] Max Stempel: *Morphium. Schauspiel in 4 Akten* (Großenhain/Leipzig: Baumert & Ronge 1890).

35,8f. *des Wandsbeckers Klaudius Kartoffellied*] Hart zitiert die dritte Strophe des sog. Kartoffellieds („Pasteten hin, Pasteten her,...") von Matthias Claudius (1740-1815), das aus der Erzählung *Paul Erdmanns Fest* stammt, die sich im vierten Teil der *Sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten* (*Asmus omnia sua secum portans*) findet. Durch die 1803 erfolgte Vertonung von Johann Rudolf Zumsteeg (1760-1802) wurde es weithin bekannt. Vgl. Heinrich Hart: *Der Wandsbecker Bote. Zum 15. August 1890.* In: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 753-755.

35,17 *Roman „Väter und Söhne"*] Ein entsprechender Text der Harts ist nicht bekannt; der Titel orientiert sich unverkennbar an Ivan Turgenevs gleichnamigem Roman (1862).

35,18 *westfälische Provinzialzeitung*] Die liberal eingestellte *Westfälische Provinzial-Zeitung* erschien in der Zeit vom 1. Oktober 1873 bis zum 1. Oktober 1882 im Verlagshaus Brunn in Münster. (Ein Vorgängerorgan gleichen Namens bestand freilich schon einmal Mitte der dreißiger Jahre.) Wie Julius Hart berichtet, veröffentlichten die Brüder hier auch ihre „ersten Theaterkritiken". Nachweislich hat Julius Hart darin zwei Artikel über Annette von Droste-Hülshoff publiziert; siehe Anm. zu 22,20. Leider sind mit Ausnahme einer Extrabeilage aus dem Jahr 1876 von diesem Blatt in öffentlichen Bibliotheken keine Exemplare mehr vorhanden.

35,24f. *neue Zeitschrift [...] Bremer Verleger*] Die von den Harts herausgegebene Zeitschrift *Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart* erschien von April 1878 bis September 1879 in insgesamt drei Halbjahresbänden mit je drei Doppelheften im Verlag von J. Kühtmann (Bremen); Heft 3/4 (Juni/Juli) und Heft 5/6 (August/September) des letzten Bandes wurden von Max Stempel betreut.

35,31 *Aufsatz „Neue Welt" [...] schon vorhanden.*] Der Aufsatz *Neue Welt. Literarischer Essay* findet sich in Bd. 1 (April – Sept. 1878) der *Deutschen Monatsblätter* (S. 14-23). Teile davon verarbeitete Heinrich Hart später in dem gemeinsam mit seinem Bruder Julius verfaßten Text *Wozu, Wogegen, Wofür?* (S. 3-8), der im ersten Heft der *Kritischen Waffengänge* (1882) erschien.

35,37 *Götz und Werther*] Das Drama *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand* (1773) und der Roman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) waren die beiden Texte, die Goethes Ruhm als Autor begründeten; sie entstanden in der Sturm-und-Drang-Phase des Dichters und zeichnen sich durch eine

auf Grund ihres kolloquialen Charakters besonders ungekünstelt und lebensnah wirkenden Sprachgebrauch aus.

35,39 *Gellert und Gottsched*] Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769), der meistgelesene deutsche Autor des 18. Jahrhunderts, gilt als typischer Vertreter der Empfindsamkeit; er und seine Kollegen wurden schon von Autoren des Sturm und Drang abschätzig betrachtet. Johann Christoph Gottscheds (1700-1766) Ästhetik ist demgegenüber dem rationalistischen Dichtungsverständnis der Aufklärung verpflichtet.

35,39f. *der ehrliche Simplex Einsiedler geworden war*] Gegen Ende seines Romans *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* (1669), einer fiktiven Autobiographie, läßt der Autor Hans Jacob *Christoph* von Grimmelshausen (1621/22-76) seinen Helden berichten, wie er sich von der Welt zurückgezogen und als eine Art Eremit gelebt hat.

36,3 *der Herren eigener Geist*] Zitat aus Goethes Drama *Faust. Der Tragödie erster Teil*: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, / Das ist im Grund der Herren eigner Geist, / In dem die Zeiten sich bespiegeln." (V. 578)

36,9 *Auerbach (!) und Jeremias Gotthelf*] Der jüdische Schriftsteller Berthold Auerbach (1812-1882) – eigentlich Moses Baruch Auerbacher – wurde vor allem durch seine *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (4 Bde.; 1843-54) bekannt, in denen er das bäuerliche Leben im 19. Jahrhundert schildert. Der Theologe und Pädagoge Jeremias Gotthelf (1797-1854) – eigentlich Albert Bitzius – griff in seinen Romanen und Erzählungen, die sich besonders durch ihren Detailrealismus und die ausgiebige Verwendung der Berner Mundart auszeichnen, bevorzugt Themen aus dem zeitgenössischen Alltag auf, die er politisch und gesellschaftlich akzentuierte.

36,10 *Brouillon*] (Frz.) Entwurf, Vorarbeit.

36,15 *Humani nihil a me alienum puto.*] (Lat.) Nichts Menschliches soll mir fremd sein.

36,23-26 *‚Wanderjahre' [...] ‚Iphigenie' [...] Entwurf eines Arbeiterstaats*] Goethes in unmittelbarer Nähe zur zeitgeschichtlichen Gegenwart angesiedelter Altersroman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1821/29), der u.a. die Folgen der beginnenden Industrialisierung thematisiert, wird hier als – positives – Gegenmodell zu seinem in der Antike spielenden Drama *Iphigenie auf Tauris* (1787), einem Hauptwerk des deutschen Klassizismus, verstanden. Diese gegenklassische Umakzentuierung der landläufig verbreiteten Wertung beider Werke verweist darauf, daß die Harts sich in der Tradition der ‚sozialistischen' *Wanderjahre*-Deutung bewegen. Der „Entwurf eines Arbeiterstaats" findet sich in Goethes Roman jedoch nicht; gemeint ist damit die projektierte Kolonie von Auswanderern in Amerika, deren soziale Organisation allerdings nur vage skizziert wird.

36,30f. *begriff Heinrich Heine [...] romantischer Ironie*] Heinrich Heine (1797-1856), der lange Zeit zu den umstrittensten Autoren des 19. Jahrhunderts gehörte, griff anfangs in seiner Lyrik romantische Formen und Motive in ironisierender Weise auf, entwickelte dann aber immer konsequenter ein Programm politischer Dichtung. Seine Stellung zur Romantik ist insofern ambivalent, als er diese einerseits – besonders in seiner Schrift *Die romantische Schule* (1836) – für historisch überholt erklärte, sich andererseits später aber auch wieder als deren letzter Vertreter bezeichnete. Wegen seiner weltanschaulichen „Skepsis" und der Kompromißlosigkeit seiner „Ironie" begegneten viele Zeitgenossen Heine mit Distanz und Ablehnung.

36,37 *das junge Deutschland*] In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts war eine junge Generation von Autoren herangewachsen, die im Gegensatz zum von der deutschen Klassik vertretenen Prinzip der Kunstautonomie und dem von ihr propagierten Antikebezug einerseits und dem Panästhetisierungsprogramm der Romantik mit seiner Orientierung am Mittelalter andererseits ein operatives Literaturkonzept vertraten und eine enge Verklammerung von Kunst und ‚Leben' anstrebten. Obwohl zwischen den einzelnen Schriftstellern durchaus persönliche Beziehungen bestanden, traten diese doch nicht als geschlossene Gruppe auf. Allerdings charakterisierte man sich selbst, um sich wirksam von den Vertretern der älteren Generation abzusetzen, als sog. Junges Deutschland. Dieser Begriff verfestigte sich dann durch einen Verbotsbeschluß des Bundestages vom 10. Dezember 1835, der die weitere Verbreitung der Schriften von Heinrich Heine, Karl Gutzkow (1811-1878), Heinrich Laube (1806-1884), Ludolf Wienbarg (1802-1872) und Theodor Mundt (1808-1861) untersagte, als Sammelbezeichnung für die erste Phalanx politisch unliebsamer Schriftsteller im Vormärz.

37,3 *Grabbe*] Der Dramatiker Christian Dietrich Grabbe (1801-1836) gilt als Inbegriff des ‚zerrissenen', selbstzerstörerischen Autors. Seine Stücke, in denen das Individuum – durch Zufall oder an einer verständnislosen Umwelt – scheitert, sind Ausdruck einer pessimistischen Weltsicht. Die Wiederentdeckung dieses Schriftstellers setzte erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein.

37,3 *Otto Ludwig*] Der aus Thüringen stammende Schriftsteller Otto Ludwig (1813-1865) prägte den Begriff ‚poetischer Realismus' und suchte dieses ästhetische Programm auch selbst in seinen Texten umzusetzen; sein Hauptwerk ist der Roman *Zwischen Himmel und Erde* (1856).

37,9 *Genfer Konvention*] In der am 22. August 1864 unterzeichneten ‚Genfer Konvention zur Verbesserung des Schicksals der verwundeten Soldaten der

Armeen im Felde' verpflichteten sich die Vertreter von insgesamt zwölf Staaten dazu, im Krieg verletzte Personen ungeachtet ihrer Nationalität medizinisch zu versorgen und Krankenhäuser sowie Pflegepersonal als neutral anzusehen; bis 1868 traten ihr alle europäischen Staaten bei.

37,9 *Friedensliga*] Im Jahr 1867 wurden mit der ‚International League for Peace' (Internationale Friedensliga) und der ‚International League for Peace and Freedom' (Internationale Liga für Frieden und Freiheit) gleich zwei internationale Organisationen gegründet, die sich für den Pazifismus einsetzten. Während erstere – die sich bald in ‚Société des Amis de la Paix' (Gesellschaft der Friedensfreunde) umbenannte – in politischen und religiösen Angelegenheiten neutral war, wandte sich letztere gegen Klerus und Monarchie und vertrat offen republikanische Grundsätze.

37,31 *Quietismus*] Philosophisch bzw. religiös begründete Haltung völliger Passivität, die bis zur Weltabgewandtheit gesteigert sein kann.

37,31 *Hieronymus Lorm*] Der österreichische Schriftsteller Heinrich Landesmann (1821-1902) publizierte seine stark von Pessimismus grundierten Texte unter dem Pseudonym Hieronymus Lorm. Vgl. auch Julius Harts Aufsatz *Ein Dichter des Weltschmerzes. Andeutungen zu einer Charakteristik Hieronymus Lorm's als Lyriker* in: *Die Literatur* 1 (1880), Heft 1, S. 103-106.

37,38 *Goethes Realismus und Schillers Idealismus*] Dieser im wesentlichen auch dem Selbstverständnis von Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller (1759-1805) entsprechende Gegensatz, der besonders im Briefwechsel beider zum Ausdruck kommt, war ein äußerst beliebtes Deutungsmuster im 19. Jahrhundert, das u.a. darauf abzielte, die ästhetische und weltanschauliche Totalität der Weimarer Klassik vor Augen zu führen.

38,6f. *Björnsons „Neuvermählte"*] Bjørnstjerne Bjørnson: *De nygifte*; dt.: *Die Neuvermählten. Familienbild in 2 Akten.* Nach dem Dänischen des B. Björnson von F.A. Leo (Berlin: Steinitz 1870).

38,7 *Ibsens „Brand"*] Henrik Ibsen: *Brand. Dramatisches Gedicht in 5 Acten.* Nach dem Norwegischen deutsch bearbeitet von Alfred Frh. v. Wolzogen (Wismar/Rostock/Ludwigslust: Hinstorff 1877).

38,17 *Lessing und Schiller, Herder und Goethe*] Gemeint ist wohl vor allem die Stiftung einer deutschen Nationalliteratur bzw. das Erreichen einer kulturellen Gipfelleistung. Durch die mit der zusätzlichen Nennung von Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) und Johann Gottfried Herder (1744-1803) verbundene Einbeziehung der Aufklärung sucht Hart erkennbar einer Fixierung auf die – latent vergangenheitsorientierte Klassik – zu entgehen.

38,18 *Platen*] August Graf von Platen-Hallermünde (1796-1835) führte in seiner formstrengen Lyrik vorrangig die Stiltraditionen der deutschen Klassik fort, profilierte sich zugleich aber auch als politischer Dichter.

38,28f. *In einem andern Artikel [...] vorausgeahnt*] Unklar, worauf Heinrich Hart sich bezieht, zumal er die *Deutschen Monatsblätter* hier mit den erst später erschienenen *Berliner Monatsheften* verwechselt.

38,39f. *„Weltpfingsten" und „Sansara"*] Gemeint sind Heinrich Harts Band *Weltpfingsten. Gedichte eines Idealisten* (Bremen: Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung 1879; Norden: Fischer ^{2}1887) und Julius Harts „Gedichtbuch" *Sansara* (Bremen: Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung 1879). Der Begriff ‚Sansara' (bzw. ‚Samsara') stammt aus dem Kontext des Buddhismus und umschreibt den Gesamtzusammenhang der dem Leiden ausgesetzten individuellen Existenz in der Kette der Wiedergeburten, aus dem erst das Eingehen ins Nirwana einen Ausweg eröffnet. Er wurde durch Schopenhauer in Deutschland eingebürgert. Ein gleichfalls *Sansara* betiteltes Gedicht, das wohl als ironische Replik auf Julius Harts Lyrikband konzipiert ist, findet sich in Holz' *Buch der Zeit*; vgl. Arno Holz: *Das Werk*, Bd. 1, a.a.O., S. 151.

39,1 *„Don Juan Tenorio", „Der Rächer" und „Der Sumpf"*] Gemeint sind Julius Harts Dramen *Don Juan Tenorio. Eine Tragödie in fünf Aufzügen* (Rostock: Meyer 1881), *Der Rächer. Eine Tragödie* (Leipzig: Mutze 1884) und *Der Sumpf. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen* (Münster: E.C. Brunn's Buchdruckerei 1886).

39,2f. *„Sodoms Ende"*] Hermann Sudermanns „Trauerspiel in 5 Akten" *Sodom's Ende* (Berlin: Lehmann 1891) erlebte, nachdem die ursprünglich auf den 26. Oktober 1890 angesetzte erste Vorstellung polizeilich verboten wurde, am 5. November seine Uraufführung im Lessing-Theater. Vgl. Julius Hart: [*Sudermann's ‚Sodoms Ende' im Lessing-Theater.*] In: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 1044.

39,3 *Tragödie „Sedan"*] *Sedan. Eine Tragödie in fünf Akten. Mit einem Prolog* (Leipzig: Otto Wigand 1882).

39,9 *Bildung der ersten „Freien Bühne"*] Über diesen privaten Theaterverein ist nichts weiter bekannt. Allerdings hatte Heinrich Hart schon in den *Kritischen Waffengängen* die Schaffung einer Volksbühne gefordert (vgl. Heft 4, S. 45ff.). Siehe auch Anm. zu 170,19.

39,10 *Schriftsteller Lehnsmann*] Es handelt sich um Ernst Henriet Lehnsmann, der Mitarbeiter an den *Berliner Monatsheften* gewesen war; sein dort erschienener Aufsatz wurde im Jahr darauf noch einmal als selbständige Broschüre gedruckt: *Die Kunst und der Sozialismus*. Berlin: George & Fiedler 1886 (= Soziale Zeitfragen. 2. Serie, Heft 4).

39,12 *Krollschen Theater*] Zum Jahreswechsel 1843/44 hatte der Breslauer Cafetier Joseph Kroll (1797-1848) am Nordrand des Tiergartens ein großes Vergnügungsetablissement eröffnet, das insgesamt rund 5000 Personen Platz bot und Konzerte sowie Zirkus- und Varietédarbietungen veranstaltete. Nachdem Krolls älteste Tochter Auguste (1821-1907) im Juni 1850 eine Theaterkonzession erhalten hatte, wurde im Garten eine Bühne eröffnet, in der im Sommer auch Stücke aufgeführt wurden.

39,17f. *der „Figaro" [...] behandelte*] Nicht ermittelt.

39,20f. *Herr von Puttkamer*] Robert von Puttkamer (1828-1900) war von 1881 bis 1888 Minister des Inneren und als solcher für polizeiliche Verbote zuständig.

39,25f. *Sein „Sumpf" wurde [...] mißhandelt*] Heinrich Hart spielt auf die Uraufführung des Dramas an, die vom Theaterverein ‚Deutsche Bühne' veranstaltet wurde und am 26. April 1891 in Berlin stattfand, nachdem Otto Brahm es am 12.9.1889 abgelehnt hatte, das Stück von der ‚Freien Bühne' aufführen zu lassen. Das Publikum reagierte mit „tollem Lärmen und Höhnen" auf die Inszenierung; Adalbert von Hanstein: *Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte*, a.a.O., S. 183f.

39,31f. *täglichen Briefe [...] an uns richteten*] Die frühesten erhaltenen Schreiben Conradis und Henckells an die Harts stammen jeweils aus dem Jahr 1882; von einer „täglichen" Korrespondenz kann freilich weder zu dieser noch zu einer späteren Zeit die Rede sein.

39,33 *„Literaturkalender"*] Die Harts betreuten den *Allgemeinen Deutschen Literaturkalender* von 1879 bis 1882 (Jg. 1 und 2, Bremen: Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung; Bd. 3, Bremen: Hinricus Fischer; Bd. 4, Norden: Hinricus Fischer Nachfolger) heraus; anschließend wurde er von Josef Kürschner herausgegeben, der ihn zu einem vielbenutzten Nachschlagewerk machte.

39,34f. *für ein Linsengericht*] Im übertragenen Sinn eine momentan verlokkende, in Wahrheit aber geringwertige Gabe im Tausch für ein sehr viel höherwertiges Gut. Hintergrund dieser Metapher ist die biblische Erzählung im 1. Buch Mose 25,29-34, die davon berichtet, daß Jakob, der jüngere Sohn Isaaks, seinem älteren Bruder Esau dessen Erstgeburtsrecht gegen einen Teller Linsen abgekauft habe, als dieser hungrig von der Feldarbeit heimkehrte.

40,23 *jappen*] Nieder- und mitteldeutscher Ausdruck für: luftholen, atmen.

40,39 *Szenen, [...] schildert*] Henri Murgers Roman *Scènes de la vie de Bohème* (1845-49; Buchfassung: 1851) und die darauf beruhende Bühnenadaption *Vie de Bohème* (1849) von ihm und Théodore Barrière schildern

Episoden aus dem – ärmlichen, aber (vor allem erotisch) bewegten – Leben von vier miteinander befreundeten jungen Künstlern im Pariser Quartier latin der 1840er Jahre. Der Romantext war 1882 erneut ins Deutsche übersetzt worden.

41,9f. *Komödie „Das Lumpengesindel"*] Ernst von Wolzogens „Tragikomödie in drei Aufzügen" *Das Lumpengesindel* erschien zunächst 1891 im 2. Jahrgang der *Freien Bühne für modernes Leben* (S. 996-1000, 1018-1024, 1044-1048, 1067-1072, 1090-1096, 1117-1120, 1137-1144, 1162-1168, 1184-1192, 1210-1216, 1234-1238, 1260-1264 und 1275-1284) und wenig später dann als Buchausgabe (Berlin: F. Fontane & Co. 1892). Ihre Uraufführung fand im sog. ‚Wallner-Theater' in Berlin statt, 1894 wurde sie auch auf dem ‚Deutschen Theater' gespielt. Die Münchner Bohème griff später die Bezeichnung auf und nutzte sie zur Selbstcharakterisierung; so veranstaltete man in der bayerischen Landeshauptstadt mehrfach sog. Lumpenabende.

41,14-42,27 *In unserer Stube [...] marschieren.*] Wie aus einem zeitgenössischen Brief hervorgeht, entspricht Heinrich Harts Darstellung nicht ganz den Tatsachen. So korrigiert Julius Hart am 13. März 1886 gegenüber Carl Bleibtreu das Mißverständnis, „als wären mein Bruder und ich die Urheber der Anthologie": „Wenn Arent ihnen das gesagt, so hat er Ihnen etwas weißgemacht oder er hat sich wieder einmal außerordentlich getäuscht. Auf einer seiner Reisen besuchte Arent auch Hannover, traf dort mit Karl Henckell zusammen, und beide besprachen das Projekt. Nach Berlin zurückgekommen, erzählte uns Arent davon, und wir haben ihm allerdings unsere Unterstützung, um die er bat, versprochen und zum Teil auch gehalten. [...] Die Ausführung der Idee ist [...] so grauenhaft vor sich gegangen, daß wir [...] das Buch nicht vertreten können. [...] Redakteure der Anthologie waren die vollendete Impotenz, Dummheit und Arroganz." Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Nachlaß Bleibtreu (16); zitiert nach Dagmar Kaiser: *„Entwicklung ist das Zauberwort". Darwinistisches Naturverständnis im Werk Julius Harts als Baustein eines neuen Naturalismus-Paradigmas*. Mainz: Gardez! Verlag 1995 (= GiG – Germanistik im Gardez! 3), S. 74.

41,15 *„Moderne Dichtercharaktere"*] Die von Wilhelm Arent herausgegebene Textsammlung *Moderne Dichter-Charaktere* (1885) gilt als maßgebliche Lyrikanthologie des deutschen Frühnaturalismus. Durch die beiden Vorworte von Hermann Conradi (*Unser Credo*) und Karl Henckell (*Die neue Lyrik*) wirkte sie wie eine Art Manifest der jungen Schriftstellergeneration.

41,17f. *Grazie [...] Lippi gemalt hat*] Der in Prato bei Florenz geborene Filippino Lippi (ca. 1457-1504) war ein Schüler Sandro Botticellis (†1510) und gehörte zu den gefragtesten Künstlern des 15. Jahrhunderts; er wurde u.a. durch seine Porträts – darunter viele junge Männer – bekannt.

41,38 *sein Liebling Reinhold Lenz*] Diese Formulierung taucht schon bei Carl Bleibtreu auf, der in seiner Schrift *Revolution der Litteratur* (1886) die Ansicht vertritt, daß Wilhelm Arent die Vorliebe für freie Rhythmen als lyrische Gestaltungsform „seinem Liebling Reinhold Lenz abgelauscht" (S. 56) habe. Arents Orientierung an dem Sturm-und-Drang-Autor Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) kommt vor allem in der unter dem Pseudonym Karl Ludwig verfaßten fingierten Edition *Reinhold Lenz: Lyrisches aus dem Nachlaß* (Berlin: Kamlah 1884) zum Ausdruck. Max Halbe schließlich verfaßte auf Aufforderung von Arent anläßlich des 100. Todestages einen Artikel über den *Dramatiker Reinhold Lenz*; vgl. *Die Gesellschaft* 8 (1892), S. 568-582.

41,39-42,6 *Karl Henckell [...] das neue Reich*] Lyrik mit nationalistisch-patriotischen Tönen findet sich in Henckells erstem Gedichtband *Lyrisches Skizzenbuch* (1885), der Texte aus der Zeit „bis 1884" enthält, nicht; Karl Henckell: *Gedichte (1882-1898)*. Zürich/Leipzig: Henckell 1899. Heinrich Hart bezieht sich hier also wohl auf unveröffentlichte Gedichte des Freundes.

42,30-32 *Auf den Dichtern [...] eine große Poesie.*] Weitgehend wörtlich zitierte Schlußwendung von Karl Henckells Vorrede *Die neue Lyrik* aus den *Modernen Dichter-Charakteren*, a.a.O., S. VII.

42,32-43,15 *„Unsere Literatur ist überreich [...] Wunden zu legen...."*] Gekürztes Zitat aus dem Mittelteil von Hermann Conradis programmatischem Text *Unser Credo* aus den *Modernen Dichter-Charakteren*, a.a.O., S. IIf.

43,22f. *Otto Erich Hartleben [...] auf Platens Spuren wandelnd*] Anspielung auf die starke Orientierung an klassizistischen Gattungsmustern in Otto Erich Hartlebens früher Lyrik; August Graf von Platen wirkte hier vor allem durch seine Odendichtungen als Vorbild. Vgl. Anm. zu 10,29 und 38,18.

43,23-25 *Arno Holz, [...] Eindruck machte*] In seinen frühen Gedichtbänden *Klinginsherz! Lieder* (1883) und *Deutsche Weisen* (1884, zusammen mit Oskar Jerschke) orientierte sich Arno Holz noch stark an der literarischen Tradition; 1884 gab er sogar ein „Gedenkbuch" für Emanuel Geibel heraus. Erst in *Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen* (1886) wandte er sich aktuellen Themen zu. Holz gilt gemeinhin als einer der Begründer der deutschen Großstadtdichtung.

43,30 *das „Jüngste Deutschland"*] Nachdem die Harts auf dem Umschlag des ersten Hefts der *Kritischen Waffengänge* (1882) bereits die Formulierung

„Jungdeutschland" zur Charakterisierung der – eigenen – nachrückenden Generation von Literaten gebraucht hatten, bürgerten sich Mitte der achtziger Jahre dann die Bezeichnungen ‚Das jüngste Deutschland' oder ‚Jüngstdeutschland' ein, die in Anlehnung an die sozialkritische Literatengruppe des Vormärz ‚Das junge Deutschland' gebildet waren. Zu einem festen Begriff wurde der Terminus schließlich durch Adalbert von Hansteins gleichnamiges Buch (1900).

43,30 *„Grün-Deutschland"*] Die teils liebevoll-ironisch, teils pejorativ gebrauchte Bezeichnung, die ursprünglich wohl auf Paul Lindau zurückgeht, war eine Abwandlung der Charakterisierung ‚jüngstes Deutschland'; sie entstand mit Blick auf den grünen Papiereinband, mit dem die einzelnen Hefte der *Gesellschaft* ausgeliefert wurden – eine Praxis, die später übrigens auch die *Freie Bühne für modernes Leben* in ihren ersten 13 Nummern übernahm. Den Doppelsinn des Wortes ‚grün' nutzend, spielte man damit sowohl auf die jugendliche Frische als auch auf die vermeintliche Unreife der naturalistischen Autoren an. Karl Henckell verwendete den Begriff in seiner „litterarischen Flugschrift in Versen" *Gründeutschland* (Leipzig: Körner o.J. [1890]) und anschließend auch in seinem Band *Trutznachtigall* (Stuttgart: Dietz 1891, S. 59-68) stolz als positive Charakterisierungsformel für die naturalistische Bewegung, der er sich selbst zurechnete. Weitere Verbreitung fand der Terminus dann durch Friedrich Kirchners maliziös getöntes Buch *Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung* (Wien/Leipzig: Kirchner & Schmidt 1893).

43,33-35f. *Bleibtreu, Kirchbach, Wildenbruch [...] verbunden seien.*] Distanzierungserklärungen von Carl Bleibtreu und Wolfgang Kirchbach erschienen in: *Deutsche Schriftsteller-Zeitung* 1 (1885), Sp. 556 und 575-578, sowie 2 (1886), S. 47-49 und 75-78; eine entsprechende Verlautbarung von Wildenbruch ist nicht bekannt.

43,40 *„Schweine"*] Hans Herrig: *Die Schweine. Ein Gedicht* (Leipzig: Günther 1876); es handelt sich bei diesem Text um ein satirisches Epos.

43,40 *Oskar Fleischer*] Der Musikwissenschaftler Oskar Fleischer (1856-1933), ein Mitarbeiter der *Berliner Monatshefte*, übernahm 1888 die Leitung der Königlichen Instrumentensammlung in der Reichshauptstadt und war ab 1895 außerordentlicher Professor an der dortigen Universität.

43,40-44,3 *Max Kretzer [...] betrachteten.*] So heißt es etwa in Bleibtreus Kampfschrift *Revolution der Litteratur* (1886) emphatisch über Max Kretzers zweibändigen „Berliner Roman" *Die Verkommenen* (Berlin: Luckhardt 1883): „Man lese ‚Die Verkommenen' nach Zola's Germinal – Kretzer kann die Probe aushalten!" (S. 37)

44,4f. *Bleibtreu selbst [...] wohlgefühlt.*] Heinrich Hart bezieht sich wohl vor allem auf die beiden Werke *Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär* (Berlin: Schleiermacher 1879) und *Der Nibelunge Not. Eine Aventiure* (Berlin: Verlag von A.B. Auerbach 1884).

44,6f. *„Schlechte Gesellschaft"*] Carl Bleibtreu: *Schlechte Gesellschaft. Realistische Novellen* (Leipzig: Wilhelm Friedrich 1886).

44,10f. *Sohn des Malers Bleibtreu [...] Mutter*] Carl war der Sohn des für seine Darstellung historischer Begebenheiten weithin bekannten Malers Georg Bleibtreu (1828-1892) und seiner Frau Hedwig (1868-1958).

44,27f. *Bleibtreus Napoleons-Drama „Schicksal"*] Carl Bleibtreus „Schauspiel in 5 Akten" *Schicksal* (Leipzig: Wilhelm Friedrich 1888; zuvor als Bühnenmanuskript: Berlin: F. Bloch 1886) wurde am 28. September 1890 von dem als Gegenstück zur ‚Freien Bühne' gegründeten Theaterverein ‚Deutsche Bühne', der von Conrad Alberti, Carl Bleibtreu, Max Stempel, Max Kretzer und Georg Zimmermann ins Leben gerufen worden war, uraufgeführt.

44,34 *gegen uns gewütet und gesticheIt*] Der Zwist zwischen beiden – anfangs freundschaftlich miteinander verbundenen – Parteien setzte mit dem Erscheinen der Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere* ein, an deren Zustandekommen die Harts ja maßgeblich beteiligt waren, die Bleibtreu aber scharf kritisierte, obwohl er selbst mehrere Beiträge dazu geliefert hatte. (Auch an den *Berliner Monatsheften* war er noch als Mitarbeiter beteiligt.) Am deutlichsten kommt Bleibtreus Gegnerschaft wohl in seinem „pathologischen Großstadtroman" *Größenwahn* (3 Bde., Leipzig: Wilhelm Friedrich 1888) zum Ausdruck, der einige Partien enthält, die unverkennbar gegen die Harts und ihren Kreis gerichtet sind.

44,36 *nie auch nur mit einer Zeile kritisiert*] Die Aussage trifft in dieser verallgemeinerten Form nicht zu. Wie aus einem undatierten Brief Bleibtreus an Julius Hart aus dem Jahr 1886 hervorgeht, war letzterer „ein fanatischer Gegner" (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Signatur: Atg. 10368) von dessen „Brochüre" *Revolution der Litteratur*. Dies kommt schon in Julius Harts Aufsatz *Der Zolaismus in Deutschland* zum Ausdruck, wo er den „erschrecklichen Mangel an literarischen und ästhetischen Kenntnissen" (*Die Gegenwart*, Bd. 30, 1886, S. 214-216, hier: S. 215) in diesem Text beklagt, und wird dann vor allem in seinem Essay *Der Kampf um die neue Dichtung* erkennbar, in dem er Bleibtreu der „vollen literarischen Unzurechnungsfähigkeit" zeiht und in dessen Schrift einen Beleg für „absoluten Geisteswirrwarr" (*Kritisches Jahrbuch*, 1. Jg., 1. Heft, 1889, S. 113-118, hier: S. 114) sieht.

45,2f. *schweigsam wie ein Trappist*] Die Trappisten sind eine im 17. Jahrhundert entstandene reformistische Gruppierung innerhalb des Zisterzienserordens, die sich einer besonders asketischen Lebensweise verschrieb; dazu gehörten u.a. strenge Schweigeregeln, harte Handarbeit und Abstinenz.

45,13 *„Berliner Monatshefte"*] Die von Heinrich Hart herausgegebenen *Berliner Monatshefte für Litteratur, Kritik und Theater*, die als norddeutsches Konkurrenzunternehmen zu Michael Georg Conrads Zeitschrift *Die Gesellschaft* konzipiert waren, sollten ursprünglich zeitgleich mit dieser am 1. Januar 1885 erscheinen. Das erste Heft erschien dann Anfang April bei J.C.C. Bruns in Minden. Bereits nach sechs Nummern – ab Heft 3 wechselte der Verlag zu Wilhelm Friedrich in Leipzig – ging das Periodikum wieder ein.

45,14f. *als M.G. Conrad und Kirchbach [...] traten*] Michael Georg Conrad hatte die Idee zu seiner „realistischen Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben" *Die Gesellschaft*, die am 1. Januar 1885 erstmals erschien, gemeinsam mit dem Freund Wolfgang Kirchbach entwickelt; allerdings verzichtete dieser schließlich auf die Mitherausgeberschaft, weil er Bedenken hatte, die Tendenz des Blatt könne zu radikal und damit ästhetisch zu einseitig ausfallen.

45,15-29 *„In der Wahl [...] echte Talent."*] Zitat aus Heinrich Harts einleitendem Artikel *Zum Geleit*; *Berliner Monatshefte für Litteratur, Kritik und Theater* 1 (1885), S. 2.

45,33 *Avenarius*] Der Schriftsteller und Publizist Ferdinand Avenarius (1856-1923) war ab 1883 zunächst Kritiker beim Feuilleton der *Täglichen Rundschau* in Berlin und gründete dann im Herbst 1887 die von ihm redigierte und zunächst auch im Selbstverlag herausgegebene Zeitschrift *Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen*; er war u.a. Mitarbeiter der *Deutschen Monatsblätter* und der *Berliner Monatshefte*.

45,40f. *Jung verheiratet*] Heinrich Hart war mit der Breslauer Lehrerin Cäcilie Kulpa (*1866) seit dem 2. September 1883 verlobt und heiratete sie am 30. Mai 1885.

46,2f. *überwies ich [...] „Gesellschaft"*] Im Septemberheft der *Berliner Monatshefte* äußert Heinrich Hart diesbezüglich: „Meine Absicht ist es, die *Monatshefte* mit Dr. Conrad's prächtiger *Gesellschaft* zu verschmelzen, wir entwaffnen dadurch unsere Gegner, die uns vorwerfen, daß unsere Bestrebungen sich zersplittern und daß aus der Konkurrenz ein Meinungskampf hervorgehe, und ich habe den Trost, daß wenigstens die Tendenz der *Monatshefte* fortlebt." Die *Gesellschaft* druckte diesen Hinweis in ihrem ersten Jahrgang (1885) umgehend nach (S. 734).

46,3-5 *Im letzten Heft [...] schildern sollte.*] In einer redaktionellen Notiz läßt Heinrich Hart die Leser der *Berliner Monatshefte* wissen, daß er beabsichtige, seine Aufsatzreihe *Die neue Litteratur* demnächst in erweiterter Form als thematische Broschüren erscheinen zu lassen. Dafür vorgesehen waren folgende Themen: „Die Alten und die Neuen. – Was heißt Realismus? – Das Theater der Zukunft. – Die Lyrik. – Der Roman." Möglicherweise verwechselt Heinrich Hart hier aber auch die *Berliner Monatshefte* mit dem später erschienenen *Kritischen Jahrbuch*. Dort kündigt er im letzten Heft jedenfalls eine Darstellung mit dem Titel *Die litterarische Bewegung in Deutschland seit 1880. Wie ich sie miterlebt* an; *Kritisches Jahrbuch*, 1. Jg., 2. Heft, 1890, S. 134 (siehe auch das Nachwort).

46,9 *Streitschrift „Revolution der Literatur"*] Die Broschüre *Revolution der Litteratur* (Leipzig: Wilhelm Friedrich 1886) ist die leicht veränderte und ergänzte Sammlung einiger von Carl Bleibtreus zuvor in Zeitschriften erschienenen Aufsätze zur sog. jüngstdeutschen Dichtung. Der Verfasser nimmt darin eine ambivalente bis ablehnende Haltung zur Lyrik der Naturalisten ein und fordert die Kollegen auf, sich künftig der Erzählprosa zuzuwenden.

46,23-25 *Paul Fritsche [...] auszuposaunen*] Paul Fritsche unterstützt in seiner Schrift *Die moderne Lyriker-Revolution* (Frankfurt a.d.O.: Waldow 1885) die Bemühungen der jungen Schriftstellergeneration lebhaft; deshalb wurde sie weithin auch „als *Supplement*" zur Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere* verstanden; Wolfgang Kirchbach: Zum Schluß der Debatte. (Moderne Dichtercharaktere betr.) In: *Deutsche Schriftsteller-Zeitung* 2 (1886), Sp. 47-49, hier: Sp. 48. Der Titel von Bleibtreus Streitschrift stellt wohl eine direkte Reaktion darauf dar.

46,27-29 *Julius Türk und Leo Berg [...] „Genie-Klub" fand.*] Der Schauspieler und Schriftsteller Julius Türk (1865-1926), der Publizist Leo Berg (1862-1908) und der Arzt Conrad Küster (1842-1931) gründeten im Mai 1886 eine literarisch-akademische Vereinigung mit dem sprechenden Namen ‚Durch'. Nach Bruno Wille sollte diese Bezeichnung die Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß „seine Mitglieder der Welt erweisen würden, daß sie sich *durch* setzen, und zwar als Bahnbrecher naturalistischer Dichtung" (Bruno Wille: *Erinnerungen an Gerhart Hauptmann und seine Dichtergeneration*. In: *Mit Gerhart Hauptmann. Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreis*, hrsg. von Walter Heynen. Berlin: Georg Stilke 1922, S. 89). Bei den Zusammenkünften, die gewöhnlich einmal wöchentlich im Hinterzimmer eines unweit des Spittelmarktes gelegenen Bierlokals stattfanden, wurden zwar auch neue literarische Texte vorgestellt, eine größere Rolle spielten allerdings die Vorträge, die einzelne

Mitglieder über die gegenwärtige Situation der Literatur hielten und die anschließend zur Diskussion gestellt wurden. Der Verein ‚Durch' ist die wichtigste in Berlin angesiedelte Gruppierung der mittleren Phase des deutschen Naturalismus und trug entscheidend zur theoretischen Profilierung der Bewegung bei. Nachdem seine Aktivitäten im Sommer 1887 ins Stocken geraten waren, scheint er noch eine Weile in eher informeller Form existiert zu haben – angeblich sogar bis 1889. Spätestens in diesem Jahr aber konstituierte sich in weniger strenger Weise eine Art Nachfolgeunternehmen unter der (selbst-)ironischen Bezeichnung ‚Genieklub', das ausdrücklich auch Frauen zuließ: „Der Genieklub war eine zwanglose Vereinigung junger Literaten, Künstler und sonstiger poetisch angelegter, männlicher und weiblicher Gemüter, die ohne besondere Statuten und Formalitäten ihren Zweck in anregendem Beieinandersein und Meinungsaustausch sah. Man kam allwöchentlich einmal, meist Freitags, in einer Gastwirtschaft oder in der Wohnung eines ‚Genies' zusammen, deklamierte zunächst etwas, kritisierte sodann und trat endlich in die Fidelitas ein." Hans R. Fischer: *Berliner Zigeunerleben. Bilder aus der Welt der Schriftsteller, Künstler und des Proletariats*. Berlin: S. Fischer 1890; zitiert nach A.[lexander] Pache: *Otto Erich Hartleben*. In: *Mitteilungen der Litterarhistorischen Gesellschaft Bonn* 3 (1908), S. 235-255, hier: S. 236.

46,33-35 *Eugen Wolff [...] Antike*] Im Herbst 1886 hielt Eugen Wolff (1863-1929) im Verein ‚Durch' einen Vortrag mit dem Titel *Die „Moderne". Zur Revolution und Reformation der Litteratur*. Dieser Text gilt als erster Beleg für den Gebrauch der substantivierten Form „die Moderne". Wolff benutzte den neuen Begriff vielfach, so etwa in seinen gleichfalls 1886 im *Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes* erschienenen „Thesen" der freien literarischen Vereinigung ‚Durch', die am 1.1.1887 noch einmal in der *Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung* abgedruckt wurden; dort heißt es programmatisch: „Unser höchstes Kunstideal ist nicht mehr die Antike, sondern die Moderne." (Nr. 1, Beilage, S. 10) Vgl. auch Anm. zu 47,8-27. Im selben Jahr veröffentlichte er als selbständige Broschüre die Schrift: *Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Prinzip der Moderne*. Berlin: Eckstein 1888 (= Litterarische Volkshefte 5).

46,35 *Nietzsche, Stirner*] Der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844-1900) gilt als radikaler Kritiker der Traditionen abendländischen Denkens, weil er nicht nur das gesamte bisherige metaphysische Denken, sondern auch ein naives Wahrheitsverständnis und jede Art von Fortschrittsglauben verabschiedete. Max Stirner – eigentlich Johann Caspar Schmidt – (1806-1856) hatte bereits davor die Prinzipien von Staat, Religion und Moral völlig in-

frage gestellt und daraus einen solipsistischen Anarchismus abgeleitet, weshalb er vielfach als Vorläufer Nietzsches angesehen wurde.

47,8-27 *„Die deutsche Literatur [...] anbahnt.....*] Es handelt sich um die ersten drei von Eugen Wolffs zehn „Thesen", deren Bezifferung Heinrich Hart hier wegläßt; vgl. Anm. zu 46,33-35.

47,33f. *Franz Held*] Der unter dem Pseudonym Franz Held publizierende Schriftsteller Franz Herzfeld (1862-1908) war Mitglied des Berliner Vereins ‚Durch' und gehörte auch dem Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' an. Vgl. auch Julius Harts Rezension von Helds *Gorgonenhäupter. Ein realistischer Romancero* in: *Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung. Central-Organ für die geistigen Interessen der Studierenden und Studierten. Organ der Deutschen Akademischen Vereinigung* 1 (1887), Nr. 13, S. 155.

47,39 *O ihr Tage von Friedrichshagen!*] Diese Formulierung wurde rasch zum geflügelten Wort. Heinrich Hart greift sie zunächst selbst variierend in seiner Hille-Biographie auf: „O ihr Schlachtenseer, ihr ambrosischen, dionysisch-apollinischen Nächte!" Heinrich Hart: *Peter Hille*. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler o.J. [1904] (= Die Dichtung 14), S. 70. Julius zitiert sie dann in seinen *Friedrichshagen* überschriebenen Erinnerungen (siehe 145,13 und 157,4). Später machte Spohr (1868-1959) sie sogar zum Titel seiner Memoiren; vgl. Wilhelm Spohr: *O, ihr Tage von Friedrichshagen! Erinnerungen an die Werdezeit des deutschen literarischen Realismus*. Berlin: Verlag „Lied der Zeit" 1949.

48,5f. *Brüder Kampffmeyer*] Siehe Anm. zu 10,27f.

48,22 *Valet*] (Lat.) Lebewohl.

49,28 *Die Jüngeren oder die „Unabhängigen"*] Siehe Anm. zu 59,21-24.

49,34 *Strindberg*] Der schwedische Schriftsteller August Strindberg (1849-1912) zog im November 1892 von Friedrichshagen nach Berlin, wo er sich bis zum Jahr 1894 aufhielt. Er wurde der Mittelpunkt des Literatenkreises, der in der Weinstube ‚Schwarzes Ferkel' verkehrte. Vgl. auch Julius Harts Nachruf *Zum Tode August Strindbergs (1849-1912)* in: *Der Tag*, 1912, Nr. 114.

49,35 *Ola Hansson mit seiner Gattin Laura Marholm*] Der schwedische Schriftsteller Ola Hansson (1860-1925) lebte von November 1891 bis März 1893 in Friedrichshagen; das von ihm und seiner Frau – der aus Riga stammenden Deutsch-Russin Laura Mohr (1854-1905), die unter dem Pseudonym Laura Marholm als Schriftstellerin, Kritikerin und Übersetzerin tätig war – bewohnte Haus (Lindenallee 12) wurde während dieser Zeit zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt der Berliner Literatenkreise. Hansson formulierte schon früh Kritik an einer „dogmatisch begrenzten Auffassung

des Ausdrucks und Begriffs ‚Naturalismus'"; Ola Hansson: *Über Naturalismus*: In: *Der Kunstwart* 3 (1890), S. 225-227, hier: S. 225.

49,35f. *Arne Garborg, Hulda Garborg*] Siehe Anm. zu 10,24.

49,36 *Przybyczewski*] Der polnische Schriftsteller Stanislaw Przybyszewski (1868-1927) kam 1889 nach Berlin, um dort zu studieren, und arbeitete zunächst als Redakteur der polnischen *Arbeiterzeitung*. Im Jahr nach seiner Heirat (1893) zog er mit seiner ersten Frau nach Norwegen, kehrte aber 1896 nach Berlin zurück, wo er bis 1898 blieb. Vgl. auch Julius Harts Aufsatz *Aus Przybyszewskis Sturm- und Drangjahren* in: *Pologne littéraire. Revue mensuelle*, 3. Jg., Nr. 20, 15.5.1928, S. 2.

49,36 *Eduard Rod*] Der französischsprachige Schweizer Edouard Rod (1857-1910) war von 1887-93 Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Genf, trat aber auch als Romancier und Dramatiker hervor; seine ersten Romane sind von Zola beeinflußt.

49,39 *Leistikow*] Der von der königlichen Kunstakademie entlassene Maler und Grafiker Walter Leistikow (1865-1908) gründete 1898 die ‚Berliner Secession'.

50,1 *Georg Hirschfeld*] Der Dramatiker Georg Hirschfeld (1873-1942) wurde von Otto Brahm protegiert. Am 12. Mai 1895 führte die ‚Freie Bühne' sein Drama *Die Mütter* auf.

50,7f. *Der „konsequente Naturalismus" [...] aufgebracht*] Arno Holz und Johannes Schlaf hatten in der von ihnen unter dem Pseudonym Bjarne P. Holmsen veröffentlichten Prosasammlung *Papa Hamlet* (1889) ursprünglich nur von der „vor keiner Konsequenz zurückschreckenden Energie [...] [der] Darstellungsweise" des Verfassers dieser Texte gesprochen. Gerhart Hauptmann widmete dann sein Drama *Vor Sonnenaufgang* (1889) „Bjarne P. Holmsen, dem konsequentesten Realisten", und half so das Schlagwort ‚konsequenter Naturalismus' prägen, das dann auf ihn, Holz und Schlaf angewendet wurde. Gemeint ist damit eine literarische Darstellungstechnik, die eine rigorose Form sprachlicher Wirklichkeitssimulation anstrebt und zu diesem Zweck vor allem mündliche Rede phonographisch getreu nachzubilden sucht.

50,22f. *der Vers, den schon Ibsen perhorresziert*] Bereits in seinem Brief an Edmund Gosse (*1849) vom 15. Januar 1874 hatte der norwegische Dramatiker Henrik Ibsen (1828-1906) darauf hingewiesen, daß der Vers im Drama „die Illusion der Wirklichkeit" behindern würde; *Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache*. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Bd. 10: *Briefe*. Hrsg. mit Einleitung und Anmerkungen von J. E. und Halvdan Koht. Berlin: S. Fischer o.J. [1904], S. 223. In einem Schreiben an Lucie Wolf (1833-1902) vom 25. Mai 1883

lieferte er dann eine ausführlichere Begründung dafür, weshalb er die gebundene Sprache auf der Bühne ablehne: „Die Versform hat der Schauspielkunst außerordentlich vielen Schaden zugefügt. [...] Die versifizierte Form wird im Drama der nächsten Zukunft kaum eine nennenswerte Verwendung finden: denn die dichterischen Intentionen der Zukunft werden sich damit sicherlich nicht vertragen können. [...] / Ich selbst habe in den letzten sieben, acht Jahren kaum einen einzigen Vers geschrieben, vielmehr ausschließlich die ungleich schwierigere Kunst gepflegt, in schlichter, wahrer Wirklichkeitssprache zu dichten." Ebd., S. 325. Julius Hart wandte sich schon in seinem in den *Berliner Monatsheften* erschienenen Artikel *Ein Brief Henrik Ibsen's* gegen die Auffassung, der Vers sei nicht mehr zeitgemäß. Er bekräftigte diese Ansicht in seinem Essay *Vers und Prosa*, der im sechsten Jahrgang (1886) der *Täglichen Rundschau* (Unterhaltungs-Beilage, S. 837f. und 841f.) erschien. Und in Heinrich Harts Aufsatz *Henrik Ibsen. Sein Leben und sein Entwicklungsgang* heißt es über den norwegischen Autor: „Kaum hat er die Versform aufgegeben und in seinen Zeitdramen [...] der Prosa sich zugewandt, da erklärt er auch gleich den Vers im Allgemeinen für antediluvianisch." *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 1174f. und 1177f., hier: S. 1178. Einer der stärksten Verfechter von Ibsens Ansicht in Deutschland war dagegen Bleibtreu, der in seiner Programmschrift *Die Revolution der Litteratur* (1886) kurzerhand erklärte, daß „die Enge der lyrischen Form sie untauglich macht, den ungeheuren Zeitfragen zu dienen"; Carl Bleibtreu: *Revolution der Literatur.* Mit erläuternden Anmerkungen und einem Nachwort neu hrsg. von Johannes J. Braakenburg. Tübingen: Niemeyer 1973 (= Deutsche Texte 23), S. 67. Julius Hart bezog dagegen Stellung in der *Die Lyrik der Zukunft* betitelten Vorrede seines „Gedichtbuchs" *Homo sum!* (1890): „Der sicherste Beweis für die volle Zerrüttung unserer Versform und unseres Formgefühls liegt in der Thatsache, daß man heute weithin in literarischen Kreisen den Vers überhaupt für ein Form der Vergangenheit ansieht, jede Versdichtung von vornherein mit Mißwollen als eine ‚unmoderne' Schöpfung ansieht und nur noch die Prosa als für die Dichtung zulässig ansieht." (S. XII)

50,23 *perhorresziert*] (Lat.) verabscheut, zurückweist.

50,27 *das große Gesetz*] Bei dem Versuch, das grundlegende Gesetz wissenschaftlich zu formulieren, dem alle menschliche Kunstproduktion unterworfen ist, formuliert Arno Holz in seiner Schrift *Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze* (1890) dieses Axiom. Vgl. Anm. zu 168,7.

51,18 *Jünger und Gläubige*] Obgleich der von Holz und Schlaf entwickelte „Sekundenstil" (Hanstein) vor allem von der naturalistischen Dramatik vielfach aufgegriffen wurde, verschaffte erst die Mitte der neunziger Jahre

von Holz entwickelte Technik der optischen Anordnung von Verstexten um eine imaginäre Mittelachse, wie sie etwa die Dichtung *Phantasus* (1. Fassung: 1898/99) prägt, dem Autor eine wirkliche Schar von Nachahmern.

51,21 *Unter ihnen auch Gerhart Hauptmann.*] Vgl. hierzu das vom 8. Juli 1889 datierende Motto von Hauptmanns „sozialem Drama" *Vor Sonnenaufgang*; es lautet: „Bjarne P. Holmsen, Verfasser von *Papa Hamlet*, zugeeignet, in freudiger Anerkennung der durch sein Buch empfangenen entscheidenen Anregung." Hauptmann wußte zu diesem Zeitpunkt aber bereits, daß Holz und Schlaf die Verfasser von *Papa Hamlet* waren.

51,26 *Freie Bühne*] Der Theaterverein ‚Freie Bühne', dessen Gründung als Reaktion auf die zeitgenössische Zensur, die zunehmende Kommerzialisierung und die sterile Klassikerpflege der deutschen Bühnen verstanden werden muß, konstituierte sich am 5. April 1889 in Berlin.

51,28f. *Maximilian Harden und Theodor Wolff*] Der Schauspieler, Kulturkritiker und Publizist Maximilian Harden – d.i. Felix Ernst Witkowski – (1861-1927) war Mitgründer der ‚Freien Bühne'; von 1892 bis 1922 gab er die Wochenschrift *Die Zukunft* heraus. Der Publizist und Politiker Theodor Wolff (1868-1943) – ein Neffe Rudolf Mosses – war zunächst Theaterkritiker, ab 1894 dann Pariser Berichterstatter und von 1906 an schließlich Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*.

51,30-32 *trafen in einer Weinstube Berlins [...] zusammen*] Die Begegnung fand am 5. März 1889 im eleganten Weinrestaurant bei Kempinski in der Leipziger Str. 25 statt.

51,32 *Paul Schlenther*] Paul Schlenther (1854-1916) arbeitete seit 1881 als Theater- und Kunstkritiker; ab 1886 war er Schriftleiter des Feuilletons der sog. ‚Vossischen Zeitung'. Er begründete die ‚Freie Bühne' mit und förderte später auch die Volksbühnenbewegung. 1898 wurde er Direktor des Wiener Burgtheaters.

51,32 *Otto Brahm*] Otto Brahm, eigentlich Abrahamsohn (1856-1912), war von 1881 bis 1885 neben Theodor Fontane Theaterkritiker der sog. ‚Vossischen Zeitung' und schrieb im Anschluß daran für die Wochenschrift *Die Nation*. 1890 wurde er kurzzeitig Herausgeber der *Freien Bühne für modernes Leben*. Seine größte Wirksamkeit entfaltete er jedoch durch seine bühnenpraktische Tätigkeit. Er war zunächst Leiter der ‚Freien Bühne' und ab September 1894 dann Direktor des ‚Deutschen Theaters' in der Schumannstraße. Vgl. auch Julius Harts Nachruf *Zum Tode Otto Brahms (1856-1912)* in: *Die Woche. Moderne illustrierte Zeitschrift* 14 (1912), Nr. 49.

51,36 *théâtre libre*] Siehe Anm. zu 170,1.

51,37 *Versammlung*] Das eigentliche Gründungstreffen des Theatervereins ‚Freie Bühne' fand am 5. April 1889 statt; an diesem Tag wurde jedenfalls

die Satzung beschlossen. Ob dies freilich die erste oder – wie Heinrich Hart berichtet – bereits die „zweite Versammlung" der Gründungsmitglieder war, läßt sich nicht mehr feststellen.

52,19 *Justizrat Jonas*] Der Rechtsanwalt Paul Jonas (1850-1916) fungierte als juristischer Beistand der ‚Freien Bühne'.

52,22 *Zensur*] Offiziell gab es im deutschen Kaiserreich keine Zensur; gewisse Grenzen waren der Meinungsfreiheit lediglich durch das ‚Reichspreßgesetz' vom 7. Mai 1874 gesetzt. Die seit dem 10. Juli 1851 geltende ‚Polizei-Verordnung über öffentliche Lustbarkeiten' schrieb allerdings vor, daß jede frei zugängliche Theatervorstellung vor der Aufführung genehmigt werden mußte.

53,15 *Strindberg*] Strindbergs Drama *Der Vater* wurde am 12. Oktober 1890 und sein Stück *Comtesse Julie* (*Fräulein Julie*) am 3. April 1892 von der ‚Freien Bühne' aufgeführt.

53,15-19 *Des lieben Scheins [...] Anhauch hatte.*] Im zuvor veröffentlichten Programm der ‚Freien Bühne' heißt es: „Es sind Werke folgender Dramatiker in Aussicht genommen: Anzengruber, Augier, Eduard Brandes, Björnson, Bleibtreu, Bulthaupt, M.G. Conrad, Dernburg, Fitger, Garborg, Edmund und Jules Goncourt, Julius Hart, Ibsen, Kielland, Kretzer, Fritz Mauthner, Mendes, Spielhagen, Strindberg, Tolstoi, Turgenjew, Zola." Zitiert nach: Gernot Schley: *Die Freie Bühne in Berlin. Der Vorläufer der Volksbühnenbewegung. Ein Beitrag zur Theatergeschichte in Deutschland.* Berlin: Haude & Spener o.J. [1967], S. 27.

53,18 *Anzengruber*] Die ‚Freie Bühne' führte insgesamt zwei Dramen Ludwig Anzengrubers (1839-1889) erstmals auf: am 2. März 1890 *Das vierte Gebot* und am 15. März 1891 *Doppelselbstmord*. Julius Hart besprach später eine Aufführung des letzteren Stücks am 27. August 1903 in der Zeitung *Der Tag*. Vgl. auch seinen Aufsatz *Ludwig Anzengruber. Ein Nachruf*. In: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 1170f.

53,18 *Arthur Fitger*] Arthur Fitgers Drama *Von Gottes Gnaden* wurde am 4. Mai 1890 von der ‚Freien Bühne' uraufgeführt.

53,20 *Ibsens „Gespenstern"*] Nachdem Henrik Ibsens Drama *Gespenster* (1881) im Pariser ‚Théâtre libre' einen überwältigenden Erfolg errungen hatte, erlebte es 1887 im Berliner Residenztheater seine deutsche Erstaufführung (am Stadttheater Augsburg hatte am 14. April 1886 lediglich eine geschlossene Vorstellung stattgefunden); unmittelbar darauf wurde es allerdings von der Zensur verboten. Die von der ‚Freien Bühne' arrangierte Inszenierung des nach wie vor inkriminierten Stücks fand schließlich am 29. September 1889 statt.

53,22 *Kraußneck*] Arthur Kraußneck – eigentlich: Müller – (1856-1941) war seit 1884 Schauspieler am Deutschen Theater, wechselte dann zum Berliner Theater in der Charlottenstraße und erhielt 1897 schließlich ein langandauerndes Engagement am königlichen Schauspielhaus. Heinrich Hart zählt ihn zu den darstellerischen „Realisten im besten Sinne des Wortes"; Heinrich Hart: *Das Königliche Schauspielhaus zu Berlin.* In: *Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Kunst* 1 (1898/99), S. 293-304, hier: S. 303.

53,25 *Hans v. Bülow*] Der Pianist und Dirigent Hans von Bülow (1830-1894) stand von 1880 bis 1885 der Meininger Hofkapelle vor und leitete dann von 1887 bis 1892 die Berliner Philharmonie, die er zu einem international angesehenen Orchester machte.

53,34 *Agnes Sorma*] Die Schauspielerin Agnes Sorma (1865-1927), die eigentlich Martha Karoline Zaremba hieß, hatte ihre Karriere am Stadttheater Görlitz begonnen und war dann von Adolph L'Arronge entdeckt und 1883 für das Deutsche Theater verpflichtet worden. Von 1890 bis 1893 hatte sie ein Engagement am Berliner Theater. Durch ihre Gastrollen in Inszenierungen der ‚Freien Bühne' kam sie mit Otto Brahm in Kontakt, der sie, nachdem er das Deutsche Theater übernommen hatte, 1894 dorthin zurückholte und zu einer seiner Staraktricen machte. Vgl. Heinrich Hart: *Berliner Bühnenkünstler V.* [Agnes Sorma]. In: *Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Kunst* 1 (1898/99), S. 361-364.

54,8-11 *„Vor Sonnenaufgang" [...] „Promethidenlos"*] Die Uraufführung von Hauptmanns Drama *Vor Sonnenaufgang* am 20. Oktober 1889 war die zweite Premiere der ‚Freien Bühne'. Die in der Tradition von Byrons *Childe Harold* stehende Stanzendichtung *Promethidenlos* erschien 1885 im Verlag von W. Issleib in Berlin; Auszüge daraus wurden bei einer öffentlichen Lesung des Vereins ‚Durch' präsentiert.

54,24-27 *Später hat [...] in Anspruch genommen*] Theodor Fontane (1819-1898), der ein Exemplar der Buchausgabe von *Vor Sonnenaufgang* vom Verleger Paul Ackermann erhalten hatte, zeigte sich in seinem Dankesbrief an diesen vom 8. September 1889 begeistert von Hauptmanns Stück und erbot sich, es Otto Brahm zu empfehlen; darauf erhielt der Leiter der ‚Freien Bühne' den Text umgehend zugesendet. Brahm seinerseits gab Hauptmann bereits am 10. September – und damit zwei Tage bevor ihn Fontane darauf hinwies – eine vorläufige Zusage, das Drama zu spielen. Parallel dazu sprach sich auch der Schauspieler Emanuel Reicher nach der Lektüre von *Vor Sonnenaufgang* gegenüber Brahm für die Aufführung des Schauspiels aus. Im nachhinein reklamierte dann schließlich Bleibtreu das Verdienst, als erster auf die Bedeutung des Autors hingewiesen zu haben, für sich; so

schreibt er in seiner *Persönlichen Erinnerung an M.G. Conrad* diesbezüglich: „Es genügt festzustellen, daß Harden im Vortrag, Wolzogen in langem Aufsatz mich als den ersten wahren Entdecker Hauptmanns [...] bezeichnete." *Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist*, 30. Jg., 1927/28, Bd. 1, S. 393. Die Brüder Hart standen jedenfalls als Nr. 50 und 51 auf der Liste jener Personen, die bei Erscheinen Freiexemplare von *Vor Sonnenaufgang* erhalten sollten.

54,27 *Antwortbrief*] Brahms Schreiben an Heinrich Hart datiert vom 12. September 1889. Darin heißt es über Hauptmanns Drama: „ich halte mit Ihnen dafür, daß es volle Berücksichtigung verdient, und ich denke, wir werden es spielen"; „... *einem wohllöblichen Publico zu Ehren ...*". *Briefe von Schauspielern, Theaterleitern und Dramatikern aus der Handschriftensammlung.* Dortmund: Stadt- und Landesbibliothek Dortmund 1965 (= Stadt- und Landesbibliothek Dortmund. Mitteilungen N.F. 7), S. 112.

55,5 *Tolstois „Macht der Finsternis"*] Lew Nikolaevič Tolstois Drama *Die Macht der Finsternis* (1886) wurde am 26. Januar 1890 von der ‚Freien Bühne' erstmals in Deutschland aufgeführt. Für Heinrich Hart war es – wie er in einer Besprechung dieser Inszenierung schreibt – „das bedeutendste und gewaltigste Drama der Neuzeit"; *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 91.

55,9 *Zeitschrift „Freie Bühne"*] Die *Freie Bühne für modernes Leben*, die im Januar 1890 erstmals im Verlag von Samuel Fischer in Berlin erschien, war ein direktes Konkurrenzorgan der bisher einzigen naturalistischen Zeitschrift *Die Gesellschaft* (1885ff.) in München. Sie wurde – unter Mithilfe Leo Bergs – von Otto Brahm gegründet und von diesem auch zunächst geleitet. Von August 1890 bis September 1893 redigierte dann Wilhelm Bölsche, unterstützt von Felix Hollaender, das Blatt; kurzfristig waren auch Julius Hart (Oktoberheft 1893), Bruno Wille und Otto Julius Bierbaum mit dieser Aufgabe betraut. Seit 1893 hieß die Zeitschrift *Neue deutsche Rundschau*.

55,14-39 *„Eine freie Bühne [...] sich auftun ..."*] Geringfügig gekürztes Zitat des in Heft 1 der Zeitschrift *Freie Bühne für modernes Leben* vom 29. Januar 1890 erschienenen programmatischen Aufsatzes *Zum Beginn* (S. 1f.) von Otto Brahm.

56,4f. *„jenen idealen Fernen [...] hat begeben"*] Nahezu wörtliches Zitat aus dem erwähnten Aufsatz. Mit der Wendung „was sich nie und nirgends hat begeben" zitiert Brahm wiederum eine Zeile aus Friedrich Schillers Gedicht *An die Freunde* (1803).

56,8 *Freien Volksbühnen*] Da die ‚Freie Bühne' – wie der gesellschaftliche Stand der meisten Mitglieder und die Höhe der Vereinsbeiträge zeigt –

eindeutig auf ein bürgerlich-intellektuelles Publikum zugeschnitten war, wurde bald der Ruf laut, ein ähnliches Unternehmen auch für die unteren sozialen Schichten ins Leben zu rufen. Nachdem sich zu Beginn des Jahres 1890 zwei Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins diesbezüglich an Bruno Wille gewandt hatten, formulierte dieser einen entsprechenden Aufruf, der im März 1890 im *Berliner Volksblatt* und in der *Freien Bühne* publik gemacht wurde. Die Gründungssitzung der ‚Freien Volksbühne' fand dann am 29. Juli statt. Wille wurde zum Vorsitzenden des Vereins gewählt, Julius Türk fungierte als Schriftführer, und Wilhelm Bölsche, Otto Brahm sowie Julius Hart wurden zu Beisitzern ernannt. Die ‚Freie Volksbühne' stand der sozialdemokratischen Partei nahe und rückte das Problem der Arbeiterbildung in das Blickfeld einer weiteren Öffentlichkeit. Als erste Inszenierung wurde am 19. Oktober im ‚Ostend-Theater' Ibsens *Stützen der Gesellschaft* gespielt.

57,18f. *Johanna Jagert [...] gemacht hat*] Am 26. Februar 1885 hatte sich in Berlin der ‚Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen' konstituiert, der Material über die Lage der weiblichen Lohnarbeiter in Deutschland sammelte und sich für die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen einsetzte. Binnen kurzer Zeit kam es zur Gründung von Ablegern in anderen deutschen Städten, und die Mitgliederzahl wuchs binnen kurzer Zeit auf mehrere tausend Frauen an. Im April 1886 wurde der Verein mit der Begründung, er sei eine politische Organisation, verboten. Wenig später, im Dezember, wurden schließlich mehrere Aktivistinnen vor Gericht gestellt, darunter Johanna Jagert, die jedoch auch nach der Anklageerhebung weiter unerschrocken für ihre Ziele kämpfte. Otto Erich Hartlebens „Comödie" *Hanna Jagert* erschien 1893 in der Reihe „Sammlung moderner Dramen" im Verlag von Samuel Fischer (Berlin).

57,24-26 *Théroigne Méricourt, [...] Manon Roland*] Es handelt sich um drei markant-heroische Frauengestalten der Französischen Revolution: Die belgische Abenteurerin Théroigne de Méricourt (1762-1817) trat im revolutionären Paris mit Säbel und Pistolen bewaffnet als Amazone auf. Weil sie mit den Girondisten sympathisierte, wurde sie verhaftet und dann ins Irrenhaus eingeliefert. Die 24-jährige Charlotte Corday (1768-1793) erstach den radikalen Jakobiner Jean-Paul Marat (1743-1793) in der Badewanne, weil sie ihn für den Hauptverantwortlichen der Radikalisierung des Revolutionsgeschehens hielt. Nicht zuletzt durch die Gefaßtheit, mit der sie das Schafott betrat, wurde sie für die Revolutionsgegner zu einer Märtyrerin. Manon Roland (1754-1793), die Frau eines Ministers, war eine der Führungsfiguren der Girondisten. Sie wurde wegen ihrer gemäßigten politischen Haltung hingerichtet.

57,39 *weiten Saal einer Brauerei*] Die ersten Zusammenkünfte der ‚Freien Volksbühne' fanden jeweils im Böhmischen Brauhaus (Landsberger Allee) statt.

58,16f. *die Genossen Werner und Wildberger*] Der Buchdrucker und Druckereibesitzer Wilhelm Werner und der Sattlermeister Karl Wildberger waren sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und beide mit Bruno Wille befreundet; auf dem Erfurter Parteitag der SPD (siehe Anm. zu 59,21-24) wurden sie 1891 aus der Partei ausgeschlossen. Bei der ‚Freien Volksbühne', in der beide Mitglied waren, hatte Wildberger eine zeitlang das Amt des Kassenführers inne; Werner erhielt seit 1891 die Druckaufträge des Vereins.

59,2 *corriger la fortune*] (Frz.) Dem Glück nachhelfen, d.h. etwas so beeinflussen, daß es den eigenen Vorstellungen und Wünschen entspricht. Der Ausdruck wurde zum geflügelten Wort durch die Figur des Riccaut de la Marliniere, die ihn in Lessings Lustspiel *Minna von Barnhelm* (1767) gebraucht.

59,3 *Ibsens „Volksfeind"*] Henrik Ibsens 1883 in Oslo uraufgeführtes Stück *En folkefiende* (1882) wurde in Deutschland erstmals am 5. März 1887 im Berliner ‚Ostend-Theater' gespielt. Nachdem es schon am 16. August 1890 im Lessing-Theater neu inszeniert worden war – vgl. Heinrich Hart: [*Ibsen's ‚Volksfeind' im Lessing-Theater.*] In: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 768 –, führte es die ‚Freie Volksbühne' am 14. und 25. Dezember 1891 nochmals auf – wieder im ‚Ostend-Theater'.

59,21-24 *brachen die Kämpfe aus [...] herausgedrängt.*] Anlaß für diese Auseinandersetzungen war ein Artikel Bruno Willes, der am 23. Juli 1890 in der *Sächsischen Arbeiterzeitung* erschien. Der Verfasser, der selbst kein Parteimitglied war, nahm darin die bevorstehende Aufhebung der Sozialistengesetze zum Anlaß, um Mißstände in der Organisation und Führung der SPD zu kritisieren. Da der Text der konservativen Presse Munition für ihre Kampagnen gegen die Sozialdemokratie lieferte, wurde am 25. August von der Parteiführung eine Versammlung einberufen. Wille trat hier als Sprecher der ‚Jungen', einer linken Opposition innerhalb der Partei auf, die sich aber gegen die Mehrheit nicht durchsetzen konnte. Auf dem Parteitag in Erfurt, der im Oktober 1891 stattfand, wurden die Anhänger der ‚Jungen' allesamt aus der SPD ausgeschlossen; sie gründeten darauf den ‚Verein Unabhängiger Sozialisten'. Insgesamt kam es zwischen 1890 und 1896 auf den Parteitagen der Sozialdemokraten wiederholt zu Auseinandersetzungen mit Literaturprogrammatik und Volkspädagogik des Naturalismus.

59,26 *Neuen Freien Volksbühne*] Zwei Jahre nach Gründung der ‚Freien Volksbühne' kam es zu einer folgenschweren Kontroverse zwischen Bruno

Wille und den mit ihm befreundeten Kollegen einerseits und den parteigebundenen Schriftstellern und der Führung der Sozialdemokratie andererseits. Letztere warfen Wille vor, seine Bildungsbestrebungen seien tendenziös, weil er die Angehörigen des vierten Standes zu Bürgern erziehen wolle. Außerdem sprachen sich einige Arbeiter dafür aus, die Führung des ‚Freien Volksbühne' künftig in die eigene Hand zu nehmen. Als daraufhin Franz Mehring zum Leiter gewählt wurde, traten Wille und die übrigen Naturalisten aus dem Verein aus und gründeten eine ‚Neue Freie Volksbühne'. Ihr gehörten – neben Wille – u.a. Wilhelm Bölsche, Julius Hart, Maximilian Harden, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler und Ernst von Wolzogen an. Während die ‚Freie Volksbühne' also demokratisch organisiert war, bestimmte in der ‚Neuen Freien Volksbühne' – ähnlich wie in der ‚Freien Bühne' – der Vorstand über Programm und Veranstaltungen des Vereins.

59,37f. *profanum vulgus*] (Lat.) Gemeinen Volk; vgl. auch Anm. zu 174,23f.

60,2 *Otto von Leixner*] Otto von Leixner (1847-1907) war seit 1882 Redakteur der in Berlin erscheinenden *Deutschen Roman-Zeitung* und gehörte später auch dem Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' an.

60,5 *Proklamation einer Freien Literarischen Gesellschaft*] Die am 10. Oktober 1890 ins Leben gerufene ‚Freie Literarische Gesellschaft', die bis etwa 1902 existierte, war als Ergänzung, zugleich aber auch als eine Art Gegenstück zum Theaterverein ‚Freie Bühne' gedacht und sollte durch Vorlesungen und Rezitationen die Mitglieder mit „Werken zeitgenössischer Dichter" – und zwar spezifisch „moderner Literatur" – bekannt machen. Vorstandsmitglieder waren: „Theodor Fontane, Heinrich Hart, Gustav Karpeles, Leo Berg, Ernst von Wolzogen, Hermann Bahr, Fedor von Zobeltitz, Franz Held, Dr. Herzfeld, Richard Zoozmann, Otto von Leixner, Otto Neumann-Hofer, Wilhelm Bölsche"; *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 967. In der Anfangszeit hatte Heinrich Hart den Vorsitz des Vereins inne. Der erste Leseabend fand am 14. November in einem Saal des Hotels Imperial statt. Bei einer späteren Sitzung las Julius Hart das in den *Modernen Dichter-Charakteren* publizierte Gedicht *Anna* vor.

60,18f. *blaue und gelbe Melodieen [...] purpurrote Schmerzen*] Wohl eine Anspielung auf die frühen Texte von Max Dauthendey, die sich insbesondere durch die ausgeprägte metaphorische Verwendung von Sinneseindrücken, besonders optischen, auszeichnen; Dauthendeys erste Buchveröffentlichung trug den Titel *Ultra Violett. Einsame Poesieen* (1893).

60,19 *Seelen, die auf Rosenschuhen wandelten*] Hart spielt hier offenbar auf die gewählte Diktion der Autoren im Umkreis des französischen Symbolismus wie Stefan George oder Hugo von Hofmannsthal an.

60,20 *Glühscheinschimmersterne [...] schossen*] Angespielt wird hier auf die Prosa des Neubegründers der literarischen Phantastik in Deutschland, Paul Scheerbart (1863-1915), der das Geschehen seiner Texte häufig in kosmischen Zusammenhängen ansiedelte.

60,25-27 *Ein junger Literat [...] veröffentlicht war.*] Gemeint ist der aus Jassy (Iaşi) gebürtige, bis Ende 1889 in Wien lebende Schriftsteller Heinrich Kana (1857-1891), der sich, nachdem er am 22. Januar die Lesung seines Prosastücks *Sphinx* (ein Druck des erwähnten Textes in der *Frankfurter Zeitung*, für die Kana mehrere Kritiken verfaßte, läßt sich nicht nachweisen) vor der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' auf Drängen der Zuhörer vorzeitig hatte abbrechen müssen, am 6. Februar in seiner Berliner Wohnung erschoß. Ein Bericht Wilhelm Bölsches vom Verlauf dieses „Deklamationsabends" erschien in: *Freie Bühne für modernes Leben* 2 (1891), S. 99.

60,36 *Pierrotlieder eines Franzosen*] Gemeint ist Otto Erich Hartlebens Übertragung des *Pierrot lunaire* von Albert Giraud – d.i. Émile Albert Ka[e]yenberg (1860-1929) –, die 1893 im Verlag deutscher Phantasten (Berlin) erschien.

62,1 *l'art pour l'art*] (Frz.) Kunst, um der Kunst willen – das Schlagwort des literarischen Ästhetizismus wurde 1836 von Victor Cousin (1792-1867) geprägt und bezeichnet eine Kunst, die jede Form von Zweckbindung ablehnt.

62,3 *Kunstsybarit*] Eine Person, die mit lustvollem Behagen in der Sphäre des Ästhetischen schwelgt. Schon in seiner Theaterpublizistik hatte Heinrich Hart vor allem Maeterlinck und Hofmannsthal als „Gefühls-Sybariten" bezeichnet; *Tägliche Rundschau* 19 (1899), Unterhaltungs-Beilage, S. 272.

62,7f. *neue Romantik*] Die Betonung des Subjektiven in der Literatur, das Vertrauen auf die Macht der Kunst sowie die Anlehnung an gewisse Motive und Handlungsschauplätze der Romantik führten dazu, daß der Ästhetizismus um 1900 auch als ‚Neuromantik' apostrophiert wurde. Schon Anfang der neunziger Jahre hatte Hermann Bahr die Ablösung des Naturalismus durch eine „nervöse Romantik" gefordert; Hermann Bahr: *Die Überwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von ‚Zur Kritik der Moderne'.* Dresden/Leipzig: Pierson 1891, S. 155. Vgl. auch Leo Bergs 1891 erstmals publizierten Aufsatz *Die Romantik der Moderne*, der wiederabgedruckt wurde in dem Band *Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays* (Frankfurt a.M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1896), S. 359-368.

62,8f. *alte Romantik der Novalis, Arnim, Brentano*] Friedrich von Hardenberg (1772-1801) – der sich Novalis nannte –, Achim von Arnim (1781-1831) und Clemens Brentano (1778-1842) waren drei Hauptvertreter der deutschen Romantik. Für die Harts galt diese Strömung insgesamt – ebenso wie

die Klassik – als der Vergangenheit zugewandt und insofern als eskapistisch. Deshalb verstanden sie den Naturalismus auch als genuin antiromantische Bewegung. So heißt es etwa in dem gemeinsam verfaßten Aufsatz *Für und gegen Zola*, der französische Naturalismus sei „aus dem bewußten Widerstreben gegen die Romantik [...] hervorgegangen"; *Kritische Waffengänge*. Hrsg. von Heinrich und Julius Hart. 2. Heft. Leipzig: Otto Wigand 1882, S. 44-55, hier: S. 51. Dennoch billigen die Harts den Texten der genannten Autoren ästhetische Qualitäten zu; vgl. in diesem Zusammenhang beispielsweise Julius Harts Rezension des ersten Bandes der von Carl Meißner herausgegebenen und von Bruno Wille eingeleiteten Edition von Novalis' *Sämtlichen Werken* (3 Bde., Florenz: Diederichs 1898-1901) unter dem Titel *Zur Neuausgabe von Novalis' Schriften*, in: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 2 (1899), S. 121-123.

62,19 *Treibhausgewächs*] Von „Treibhaus-Erzeugnissen" hatte Heinrich Hart schon in einer Aufführungsbesprechung von Dramen Hofmannsthals gesprochen; *Tägliche Rundschau* 19 (1899), Unterhaltungs-Beilage, S. 272.

62,38 *lebendig Begrabener*] Nachdem Nietzsche in Turin einen psychischen Zusammenbruch erlitten hatte, wurde er Anfang 1889 in eine psychiatrische Anstalt in Jena eingeliefert; die Diagnose lautete: progressive Paralyse. Rund ein Jahr später holte Franziska Nietzsche (1826-1897) ihren kaum mehr ansprechbaren Sohn zu sich nach Naumburg. Nach ihrem Tod nahm dann die mittlerweile in Weimar lebende Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche (1846-1935) den Bruder auf.

63,2 *Baudelaire*] Charles Baudelaire (1821-1867) wird heute als Begründer der modernen Lyrik angesehen. Seine Gedichtsammlung *Les Fleurs du mal* (1857) rief beim Erscheinen einen beispiellosen Skandal hervor und trug ihrem Verfasser ein Gerichtsverfahren wegen Mißachtung der Religion und Verletzung der guten Sitten ein. Im 19. Jahrhundert wurde Baudelaire meist einseitig als Vertreter des Ästhetizismus und der Dekadenz betrachtet.

63,2 *Mallarmé*] Der Lyriker Stéphane Mallarmé (1842-1898) gilt als bedeutendster Vertreter des französischen Symbolismus; seine Texte zeichnen sich durch Klangreichtum und Hermetismus zugleich aus.

63,2 *Verlaine*] Der Lyriker Paul Verlaine (1844-1896) ist einer der Wegbereiter des französischen Symbolismus.

63,2 *d'Annunzio*] Der italienische Schriftsteller Gabriele D'Annunzio (1863-1938), der stark von den Schriften Nietzsches, Schopenhauers und Wagners beeinflußt war, gilt als Vertreter des Symbolismus.

63,24-27 *Entwickelung über den Naturalismus [...] überwinden*] In die zeitgenössischen ästhetischen Debatten eingeführt wurde diese Denkfigur

durch Hermann Bahrs Essaysammlung *Die Überwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von ‚Zur Kritik der Moderne'* (1891).

64,4 *„Traette Maend" (Müde Seelen)*] Arne Garborgs 1891 erschienener Roman, der im Jahr darauf, übersetzt von Marie Herzfeld (1855-1940), im dritten Jahrgang der *Freien Bühne* (S. 4-20, 113-144, 225-248, 337-357, 449-484, 561-586 und 717-722) erschien, gilt als Schlüsseltext des fin de siècle. Vgl. auch Heinrich Hart: Garborgs *Müde Seelen*. In: *Freie Bühne für modernes Leben* 2 (1891), S. 1221-1224.

64,40 *Übermenschen*] Anspielung auf Nietzsches Konzept des „Übermenschen", das vor allem in *Also sprach Zarathustra* (1883-85) entwickelt wird.

65,9 *comme il faut*] (Frz.) Wie er sein soll, d.h. mustergültig.

65,10 *Bulwers Romanschule*] Der englische Schriftsteller und Staatsmann Edward George Bulwer, I. Lord Lytton (1803-1873) war einer der produktivsten Autoren seiner Zeit und bediente sich in seinen erzählerischen Werken nahezu aller gängigen Narrationsmuster, d.h. er verfaßte Schauer-, Kriminal-, Familien-, Bildungs- und historische Romane. Wegen der Vielfalt und Quantität seiner literarischen Hervorbringungen wurde er vielfach als ebenso geschickter wie erfolgsorientierter Produzent von Massenware angesehen.

65,22 *Berliner Jüdin*] Richard Dehmels erste Frau Paula (1862-1918) – beide waren von 1889 bis 1898 miteinander verheiratet – war die Tochter eines Predigers der jüdischen Reformgemeinde in Berlin. Sie arbeitete vorwiegend als Kinderbuchautorin und fungierte als gesellschaftlicher Mittelpunkt im Hause Dehmel.

65,36 *Hedwig Lachmann*] Die mit Richard Dehmel eng befreundete Schriftstellerin und Übersetzerin Hedwig Lachmann (1865-1918) war Mitglied der ‚Neuen Gemeinschaft'. 1899 verliebte sich Gustav Landauer (1870-1919) in sie, den sie 1903 heiratete

65,36f. *Doktor Schleich*] Der Mediziner Carl Ludwig Schleich (1859-1922) war Professor für Chirurgie am Krankenhaus Lichterfelde. Er unterhielt in Berlin einen literarischen Salon und gehörte zum Kreis um Strindberg und Przybyszewski, der im ‚Schwarzen Ferkel' zusammenkam.

65,37 *Franz Oppenheimer*] Der eine Armenpraxis in Berlin unterhaltende Arzt Franz Oppenheimer (1864-1948 bzw. 43) war der jüngere Bruder Paula Dehmels; mit seinem Schwager Richard verband ihn eine innige Freundschaft. 1902 begründete er die *Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft* mit.

66,3 *neuen Renaissance*] Ausgelöst worden war der Renaissancekult des fin de siècle von dem englischen Autor Walter Pater (1839-1894), zusätzliche Nahrung hatte er durch die kulturkritischen Schriften Nietzsches erhalten.

Zahlreiche Rückbezüge auf die Renaissance finden sich bereits in Hofmannsthals lyrischen Dramen aus den frühen neunziger Jahren. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Hermann Bahrs Buch *Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne* (Berlin: S. Fischer 1897). Popularisiert wurde die Forderung nach einer „neuen Renaissance" dann durch die von Samuel Lublinski in Bd. 4 seiner Darstellung über *Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert* (1900) vorgenommene, einseitig wertende Gegenüberstellung von Renaissance und Sozialismus.

66,11 *„Neuland"*] *Neuland. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung*, hrsg. von Cäsar Flaischlen (Berlin: Verlag des Vereins für Bücherfreunde 1894).

66,12 *„Pan"*] Die von Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe herausgegebene, luxuriös ausgestattete Kunst- und Literaturzeitschrift *Pan* erschien von 1895-1900.

66,19 *Prosagedichten*] Flaischlens Band *Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa* (Berlin: Fleischel 1898) ist – trotz oder vielleicht auch gerade wegen des epigonalen Charakters seiner Texte – die mit Abstand erfolgreichste Sammlung von Prosagedichten in Deutschland.

66,20f. *„Jost Seyfried"*] Cäsar Flaischlen: *Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern* (2 Bde.; Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1905).

67,26 *ersten Überbrettls*] Ernst von Wolzogens nach dem Vorbild von Rodolphe Salis' ‚Chat noire' in Paris gegründetes Kabarett ‚Buntes Theater' (Alexanderstraße 40) wurde am 18. Januar 1901 eröffnet.

67,27 *Yvette Guilbert*] Die Sprechsängerin Yvette Guilbert (1867-1944) war eine der meistgefeierten Künstlerinnen des französischen Varietés um 1900; sie hatte auch in Berlin Gastauftritte.

67,28 *Auftauchen der Pariser „Roulotte" in Berlin*] Ganz ähnlich bemerkt Ernst von Wolzogen in seinem Aufsatz *Das Ueberbrettl*: „Seit die pariser ‚Roulotte' in Deutschland ihre Gastspielreise unternommen hat und [...] seit so vielen Tausenden deutscher Ausstellungsbesucher die Cabarets bekannt geworden sind, ist in den Kreisen unserer jüngeren Künstlergeneration der Wunsch immer lebhafter zum Ausdruck gekommen, das Experiment des künstlerischen Varieté auch bei uns zu versuchen." *Das litterarische Echo* 3 (1900/01), S. 542-548, hier: S. 545.

68,2 *Phrynen*] Hetären. Anspielung auf die antike Geschichte der Kurtisane Phryne, die wegen Gotteslästerung angeklagt war und deren Verteidiger vor Gericht ihren Körper zum Zeichen dafür, daß sie unschuldig sei, entblößte. Die Richter waren von Phrynes Schönheit so beeindruckt, daß sie sie daraufhin freisprachen.

68,2 *Ariost*] Der italienische Renaissancedichter Ludovico Ariosto (1474-1533) schuf mit seinem Versepos *Orlando Furioso* (*Der Rasende Roland*) einen der wirkmächtigsten Texte der Frühen Neuzeit.

68,2f. *Hans Heinz Evers*] Der Jurist und Schriftsteller Hanns Heinz Ewers (1871-1943) war Autor für Ernst von Wolzogens 1901 eröffnetes Kabarett ‚Überbrettl' und trat vor allem durch seine gegen herkömmliche Moralvorstellungen gerichteten Texte hervor.

68,3 *Anakreon*] Der an der Wende vom sechsten zum fünften vorchristlichen Jahrhundert lebende griechische Lyriker Anakreon gilt als Dichter des Lebensgenusses, der vor allem der Liebe und dem Wein huldigt.

68,3 *„Lustigen Ehemann"*] Mit Otto Julius Bierbaums Chanson *Der lustige Ehemann* begann das Programm von Wolzogens ‚Überbrettl'.

68,4 *„Die Musik kommt"*] Das von Oskar Strauß (1870-1954) vertonte Versgedicht Liliencrons *Die Musik kommt* war gleichfalls Teil des ‚Überbrettl'-Programms.

68,8 *Berliner Giordano-Bruno-Feier*] Am 17. Februar 1900 hatte auf Anregung der Harts eine Gedenkfeier zum dreihundertsten Todestag Giordano Brunos (1548-1600) stattgefunden, an dem auch die ‚Neue Gemeinschaft' gegründet wurde; im Gefolge dieser Veranstaltung bildeten sich mehrere Giordano-Bruno-Vereine. Das kosmologische Denken des von der Inquisition auf dem Scheiterhaufen verbrannten freigeistigen Dominikanermönchs war ein beliebter Bezugspunkt des Monismus der Jahrhundertwende.

68,10 *„Neuen Gemeinschaft"*] Die von den Harts im Spätsommer 1900 gegründete ‚Neue Gemeinschaft' war kein eigentlicher Verein, sondern vielmehr eine lockere Assoziation Gleichgesinnter, die lebensreformerische Ziele verfolgten. Neben philosophisch-wissenschaftlichen Vorträgen und künstlerischen Darbietungen stand vor allem die Veranstaltung kultischer Weihefeste im Mittelpunkt des gemeinsamen Interesses; diese waren dazu gedacht, die nur unzureichend befriedigten religiös-ästhetischen Bedürfnissen des ‚modernen' Menschen zu befriedigen. Nachdem die Mitglieder im Frühjahr 1902 ein Haus mit dazugehörigem Grundstück am Schlachtensee angemietet hatten, formierte sich die Gruppe zu einer regelrechten ländlichen Lebens- und Haushaltsgemeinschaft in der Art einer „esoterisch-neuheidnischen Kommune", die bis September 1904 Bestand hatte; Dieter Sudhoff: *Die literarische Moderne und Westfalen. Besichtigung einer vernachlässigten Kulturlandschaft*. Bielefeld: Aisthesis 2002 (= Veröffentlichungen der Literaturkommission Westfalens 3), S. 31.

71,29 *Kumpen*] Tiefes Behältnis – wie ein Becher, eine hohe Tasse oder eine Schale.

72,1 *Quisisana*] (Ital.) Hier wird man gesund. Ursprünglich der Name eines Lustschlosses des italienischen Königs. Nachdem der englische Arzt George Clark diese Bezeichnung für ein 1845 auf der Insel Capri von ihm erbautes Sanatorium übernommen hatte, verbreitete sie sich rasch und wurde schließlich zu einem Synonym für einen Erholungsort. Von Friedrich Spielhagen existiert eine Novelle (1880) und von Reinhold Ortmann (1859-1929) ein Roman (1889) mit diesem Titel.

72,15 *„die Heiligen und die Ritter"*] Gemeint ist Schückings gleichnamiger Roman aus dem Jahr 1873.

72,32 *Hansaglanz der Stadt*] Die Städte Dortmund, Soest, Münster und Osnabrück bildeten ab dem 14. Jahrhundert unter der Vorherrschaft Kölns das sog. westfälische Quartier des Handelsbundes Hanse. 1572 wurde das Münstersche Hansequartier dann aufgeteilt in zwei Unterquartiere, das Braemquartier (up'm Brahm) mit der Prinzipalstadt Coesfeld und das Dreinquartier (up'm Drein) mit dem Vorort Warendorf.

72,39f. *der besten der patriarchalischen Welten*] Anspielung auf Gottfried Wilhelm Leibniz' (1646-1716) philosophische Grundannahme, die gegenwärtige sei die beste aller möglichen Welten.

73,10-20 *„Stark von Leibe [...] unterbrochen worden."*] Hermann von Kerssenbro[i]ck (1517-1585), der langjährige Leiter der Domschule in Münster, verfaßte unter dem Titel *Anabaptistici furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio* (1568) eine Geschichte der Wiedertäufer. Die entsprechende Stelle findet sich in der deutschsprachigen Übersetzung des Buches: *Geschichte der Wiedertäufer zu Münster in Westphalen. Nebst einer Beschreibung der Hauptstadt dieses Landes* (O.O.: o.V. 1771), S. 17f.

73,27f. *Kind der roten Erde*] D.h. aus Westfalen stammend. Die charakterisierende Anrede „du rote Erde" findet sich im sog. Westfalenlied; siehe Anm. zu 91,39.

73,29 *Spökenkieker*] Sagenhafte Gestalt der Volksmythologie, welche die Gabe des sog. zweiten Gesichts hat und Unglück vorauszusehen vermag. Vgl. in diesem Zusammenhang Peter Hilles – zu Lebzeiten ungedruckt gebliebene – „Skizze aus dem Münsterlande" *Der Spoekenkieker*, aber auch Julius Harts Erzählung *Haidenacht*, die in Heft 5 der *Berliner Monatshefte für Literatur, Kritik und Theater* (1885) erschien.

73,30 *Reiche Sion*] Der sagenhafte König von Sion herrschte angeblich über ein Reich der Weisheit. Ausgefaltet und popularisiert wurde diese Utopie durch Robert Hamerlings „epische Dichtung in zehn Gesängen" *Der König von Sion* (1869).

73,31 *Schlacht am Birkenfeld*] Die volkstümliche westfälische Weissagung von einer Schlacht am Birkenbaum, die von einem apokalyptischen Gefecht berichtet, gehört zu den Endzeitprophetien; sie kursierte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in gedruckter Form.

73,38 *Jan von Leyden, Knipperdollings und Krechtings*] Die Genannten gehörten zunächst dem von den (Wieder-)Täufern gebildeten Leitungsgremium der Stadt Münster an: J[oh]an[n] Bockelson (*1508/09) aus der Stadt Leiden, kurz van Leyden genannt, der als Prophet der Täuferbewegung auftrat, gab die Beschlüsse des Gremiums bekannt, Bürgermeister Bernd Knipperdollinck (*nach 1500) übernahm juristische und polizeiliche Funktionen und Heinrich Krechting (1500/01-1580) fungierte als sog. Reichskanzler. Später wurde van Leyden zum König ausgerufen, Knipperdollinck zu seinem Statthalter und Heinrich Krechting zu einem seiner Räte ernannt; dessen Bruder Bernd (*vor 1500) war täuferischer Prädikant. Am 22. Januar 1536 wurden van Leyden, Knipperdollinck und Bernd Krechting in einer mehrstündigen Exekutionsprozedur öffentlich zu Tode gefoltert, ihre Leichen anschließend zur Schau gestellt (siehe Anm. zu 23,16); nur Heinrich Krechting konnte fliehen.

74,11 *Bischof Bernd von Galen*] Siehe Anm. zu 23,18.

74,40 *Aufklärichts*] Von Gotthold Ephraim Lessing geprägter Begriff für eine rationalistisch verkürzte Form von Aufklärung. Im 19. Jahrhundert wurde die Bezeichnung dann zu einem geflügelten Wort.

75,4 *Großvater*] Der Schneidermeister Heinrich Ferdinand Hart war mit Friederike Charlotte Mieling verheiratet.

75,6 *kleinen evangelischen Gemeinde*] Am 1. Dezember 1871 hatte die Stadt Münster insgesamt 21.377 Einwohner, davon waren 19.206 Katholiken, 1791 Protestanten und 371 jüdischen Glaubens.

75,22f. *„Tages Arbeit [...] frohe Feste ...["]*] Verszeilen aus der Schlußstrophe von Goethes Ballade *Der Schatzgräber* (1797).

75,38 *„gelbem, hirnzerfressenden Neid"*] Seit alters her wurde die Farbe Gelb u.a. dem Gefühl des Neides zugeordnet. Um welches Zitat es sich hier handelt, ließ sich nicht nachweisen.

76,26 *Bimini-Inseln und Atlantiswelten*] Sagenhafte versunkene Inseln, die einstmals Träger hochentwickelter Kulturen gewesen sein sollen. Siehe Anm. zu 145,21-23.

79,18 *„Send"*] So wurde der Münstersche Jahrmarkt genannt. Eine Vorstellung von dieser Volksbelustigung gibt etwa das Gemälde *Auf dem Send in Münster* (1857) von Edward Henry Corbould im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (Münster).

80,16 *„ 'Nen Penninke füör Lambertus. "*] „Einen Pfennig für Lambertus."

80,21-27 *„Lambertus soll liäwen [...] ["]*] „Lambertus soll leben, / Er hat uns so lieb, ... / Lange, lange Reihe, / Zwanzig in die Kiste, / Zwanzig in den Holunderbusch, ... / Schau, Anne-Mariechen." Dieses Lied wurde traditionellerweise zu Beginn des Lambertusfestes gesungen.

81,2 *Ballade von der Gräfin Orlamünde*] Der entsprechende Text findet sich in der von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammengestellten Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1805-08). Er basiert auf einer in mehreren Versionen überlieferten Sage, in deren Mittelpunkt die junge Witwe des Grafen zu Orlamünde steht, die sich wieder vermählen will und zu diesem Zweck ihre beiden kleinen Kinder töten läßt bzw. selbst umbringt. Nach ihrem Tod sei ihr Geist dann ruhelos umgegangen – eine Spukerscheinung, die allgemein ‚weiße Frau' genannt wurde. Weithin bekannt wurde die Geschichte durch die Brüder Grimm, die sie in ihrer Sammlung *Deutsche Sagen* (1816/18) veröffentlichten.

81,34 *„Kütenparade"*] Küten: Beine, Füße.

81,34 *Buchsen*] Hosen.

82,20f. *„Steck'n doch [...] wie'n Deiwel!"*] „Steck ihm doch ein Streichholz (oder einen kleinen Knallkörper) unter den Schwanz, dann läuft er wie ein Teufel."

82,26 *„Hepp, hepp, Judenjunge"*] 1819 kam es in vielen deutschen Städten zu antijüdischen Pogromen, bei denen als verhöhnende Hetzparole „Hepp, hepp" gerufen wurde. Dies war ursprünglich eine Wortprägung der Kreuzfahrer; sie steht für „Hierosolyma est perdita" („Jerusalem ist verloren") und spielt auf die Massaker im Heiligen Land an.

83,6f. *als alte Waschfrau Chamissos*] Das erstmals im *Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1835* erschienene Gedicht *Die alte Waschfrau* („Du siehst geschäftig bei dem Linnen ..."), in dem Adelbert von Chamisso (1781-1838) die Figur der Arbeiterin in die deutsche Versdichtung einführte, wirkte durch seine Milieuschilderung stark auf die gesamte Tradition der sozialen Lyrik im 19. Jahrhundert.

84,30 *hundertunddritten Psalms*] Der 103. Psalm ist ein Loblied auf den gütigen und verzeihenden Gott, ein Preisgesang auf dessen Barmherzigkeit („Lobe den Herrn, meine Seele ...").

85,21f. *Roman [...] Ein Arzt der Seele*] Siehe Anm. zu 19,28f.

85,31 *Quem amas tu magis, me vel deum?*] Siehe Anm. zu 20,8-11.

86,33 *Zwei Brüder*] Gemeint sind August und Ferdinand Hart. Letzterer nahm am 4. März 1887 bei einem Berlin-Besuch sogar an einer Sitzung des Vereins ‚Durch' teil und gehörte dem Zirkel fortan „als auswärtiges Mitglied" an; *Verein Durch. Facsimile der Protokolle 1887. Aus der Werdezeit des deutschen Naturalismus*. Hrsg. vom Institut für Literatur- und Thea-

terwissenschaft zu Kiel. [Nachwort: Wolfgang Liepe.] Kiel: Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater 1932 (= Jahresgabe der wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater 1932), unpaginiert.

86,36 *Vater*] Siehe Anm. zu 20,35.

86,37 *Mutter*] Siehe Anm. zu 20,32.

88,5 *1864 [...] Krieg gegen Dänemark*] Siehe Anm. zu 21,35.

88,6 *„Schleswig-Holstein, meerumschlungen"*] Anfangszeile des vom Schleswiger Kantor Carl Gottlieb Bellmann komponierten sog. Schleswig-Holstein-Liedes. Aufbauend auf der älteren Textversion von Karl Friedrich Straß (1803-1864) hatte Matthäus Friedrich Chemnitz (1815*) zu Bellmanns Melodie einen neuen, patriotisch akzentuierten Text verfaßt, der erstmals am 24. Juli 1844 beim Schleswiger Sängerfest gesungen wurde und rasch zu einer Art Landeshymne avancierte.

88,14f. *Besetzung Hannovers [...] unter Vogel von Falkenstein*] Bei der Schlacht von Langensalza am 27. bis 29. Juni 1866 schlug der preußische General Eduard Vogel von Falkenstein (1797-1885) im deutsch-österreichischen die Truppen von König Georg V. von Hannover (1819-1878), der mit Österreich verbündet war; darauf wurde Hannover von Preußen annektiert und verschwand als eigenständiger Staat von der Landkarte.

88,22 *Königgrätz*] Siehe Anm. zu 15,31.

89,37 *Grimms Volksmärchen*] Siehe Anm. zu 97,13.

90,29f. *„Rosa von Tannenburg" [...] Christoph von Schmid*] Der katholische Priester und Augsburger Domherr Christoph von Schmid (1768-1854) war einer der erfolgreichsten Jugendbuchautoren seiner Zeit. Zu seinen bekanntesten Texten gehören *Die Ostereyer* (1816) und *Rosa von Tannenburg* (1823).

90,32 *Coopers „Lederstrumpf"*] James Fenimore Coopers (1789-1851) sog. Leatherstocking Tales, die ihre Bezeichnung von der gleichnamigen Hauptfigur Natty Bumppo haben, bestehen aus den fünf Romanen *The Pioneers* (1823), *The Last of the Mohicans* (1826), *The Prairie* (1827), *The Pathfinder* (1840) und *The Deerslayer* (1841). Die Übersetzungen dieser Texte ins Deutsche waren weitverbreitet.

91,37 *fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Abiturientenexamens*] D.h. im Jahr 1900; Heinrich Hart hatte sein Abitur 1875 absolviert.

91,39 *Sänger des „Westfalenliedes"*] Der in Barmen geborene Kaufmann und Schriftsteller Emil Rittershaus (1834-1897) – ein Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung* – verfaßte das gleichnamige patriotische Gedicht („Ihr mögt den Rhein, den stolzen preisen..."), das 1869 erstmals gedruckt erschien und dann von Peter Johann Peters vertont wurde.

93,8-13 *Freu dich sehr, o meine Seele [...] ...*] Julius Hart unterlegt hier dem gleichnamigen protestantischen Kirchenlied, dessen Ursprung ins 16. Jahrhundert zurückgeht und das vielfach – u.a. von Johann Christoph Demantius (1567-1643), Johann Pachelbel (1653-1706) und Johann Sebastian Bach (1685-1750) – vertont worden ist, einen neuen Text.

93,15 *Dr. Schwering*] Nicht ermittelt.

93,17 *Dickens*] Der englische Schriftsteller Charles Dickens (1812-1870) prangerte in seinen Romanen vielfach soziale Mißstände an und setzte sich für gesellschaftliche Reformen ein. Vgl. Heinrich Harts 1895 erstmals publizierten Aufsatz *Charles Dickens. Einige nachträgliche Betrachtungen zum 9. Juni* in: in Heinrich Hart: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Julius Hart unter Mitwirkung von Wilhelm Bölsche, Hans Beerli, Wilhelm Holzamer, Franz Hermann Meißner. Bd. 3: *Literarische Erinnerungen / Ausgewählte Aufsätze*. Berlin: Fleischel 1907, S. 315-332.

93,28 *„Westfälischen Merkur"*] Der *Westfälische Merkur* erschien seit 1822.

93,35f. *Spielhagens „Problematische Naturen" und später „Sturmflut"*] Der vierbändige Roman *Problematische Naturen* (1861) war das Werk, mit dem der realistische Schriftsteller Friedrich Spielhagen den Durchbruch schaffte; der Roman *Sturmflut* (1877) ist sein wohl bekanntester Text.

93,37 *Heyses „Kinder der Welt"*] Siehe Anm. zu 12,4 und zu 26,13f.

94,18 Peter Hille *kam nach Münster aufs Gymnasium.*] Andernorts schreibt Julius Hart: Hille kam 1872 „als Obersekundaner nach Münster, dessen humanistisches Erziehungsinstitut sich damals des Rufes erfreute, es herrsche dort ein gemütlicherer Schlendrian, und die eiserne preußische Faust habe dort noch nicht herüber gegriffen"; Peter Hille: *Gesammelte Werke* (1916), a.a.O., S. 15. Hille blieb anderthalb Jahre Schüler des Gymnasium Paulinum.

94,30 *August Buschmann*] Gemeint ist Dr. Joseph Buschmann, der Lieblingslehrer Hilles, der am Paulinum Deutsch, Latein und Griechisch unterrichtete. In seinem Überblick über Hilles Leben erwähnt Julius Hart, daß dieser „strenggläubiger Katholik" gewesen sei; Peter Hille: *Gesammelte Werke* (1916), a.a.O., S. 9.

94,40f. *„Die Mühle im Spessart"*] Wie sich Julius Hart andernorts erinnert, habe der Roman den Titel *Das Försterhaus im Spessart* getragen. Der Text läßt sich nicht nachweisen, da sich Exemplare der *Westfälischen Provinzial-Zeitung* nicht in öffentlichen Bibliotheken erhalten haben.

95,2 *Jourdan*] Graf Jean-Baptiste de Jourdan (1762-1833) war 1791 zunächst Bataillonschef der sog. Nordarmee und 1794 Oberbefehlshaber erst der sog. Mosel-, dann der sog. Maas- und Sambrearmee. Er überschritt 1795 und 1796 zweimal den Rhein und belagerte deutsche Städte, wurde aber beide

Male nach kurzer Zeit wieder zurückgedrängt, weshalb er sein Kommando niederlegte. Als er 1799 den Oberbefehl über die sog. Donauarmee erhielt und am 1. März bei Basel über den Rhein setzte, wurde er abermals besiegt und deshalb abgesetzt.

95,13 *Peter Hille war Büroschreiber geworden*] Nachdem Hille im März 1874 das Paulinum ohne Abschluß verlassen hatte, arbeitete er bis 1876 als Zivil-Supernumerar für das Kreisgericht in Höxter.

95,13f. *mein Bruder hatte die Universität Halle bezogen*] 1875 ging Heinrich Hart zum Studium der Philosophie, Geschichte und modernen Sprachen nach Halle, wechselte dann nach München und beendete seine akademische Ausbildung schließlich 1879 an der Akademie in Münster.

95,20 Max Grube] Der aus Dorpat stammende Schauspieler Max Grube (1854-1934) begann seine darstellerische Laufbahn 1872 beim Ensemble der ‚Meininger' (siehe Anm. zu 108,19) – er verfaßte gegen Ende seines Lebens sogar eine *Geschichte der Meininger* (Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1926) – und war anschließend in kurzen Abständen bei zahlreichen deutschen Bühnen tätig, darunter von 1878 bis 1882 am Bremer Stadttheater. 1888 kam er dann an das Berliner Hoftheater, wo er drei Jahre später schließlich zum Oberregisseur aufstieg. Vgl. Julius Hart: *Max Grube.* In: *Velhagen & Klasings neue Monatshefte* [5] (1890/91), Bd. 2, S. 722-728.

95,22f. *„Deutsche Dichterhalle"*] Die 1871 von Oscar Blumenthal gegründete und in Leipzig verlegte Halbmonatsschrift *Deutsche Dichterhalle*" wurde ab Herbst 1874 von *Ernst* Friedrich Ludwig Adolf Eckstein (1845-1900) – einem Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung* – redigiert und bestand bis 1882; ihr Nachfolger war das *Deutsche Dichterheim*, dessen Rezensionsteil zwischenzeitlich von Hermann Conradi betreut wurde.

95,25f. *„Wenn uns nicht alles trügt, [...] Einsendungen."*] Eine Bemerkung mit diesem Wortlaut findet sich nicht in der *Deutschen Dichterhalle.* Möglicherweise hat Julius Hart seine ersten Gedichte aber anonym und mit falscher Ortsangabe eingereicht. Dann könnte sich die gedämpfter klingende Bemerkung „*Ratibor* („Gymnasiast"). Sie haben Talent. Streben Sie rüstig weiter und treten Sie nicht zu früh in die Öffentlichkeit." auf ihn beziehen; *Deutsche Dichterhalle* 4 (1875), Nr. 22, S. 264. Ganz offensichtlich hatte Heinrich Hart schon 1875 erste Beiträge an die Zeitschrift *Deutsche Dichterhalle* geschickt; jedenfalls fragte der Redakteur Ernst Eckstein in Nr. 9 des vierten Jahrgangs an: „*Heinrich H.* Wie lautet Ihr voller Name? Mit Chiffern können wir uns schon aus typographischen Gründen absolut nicht befreunden." (S. 108) Nachdem im darauffolgenden Jahrgang Julius'

erstes Gedicht erschienen war, sandte Heinrich eine gemeinsam mit Julius sowie mit Emil Abshoff und Max Breuer verfaßte publizistische Attacke auf Margarethe Halm ein, die im Jahrgang 1876 der *Deutschen Dichterhalle* gedruckt wurde (S. 251). Wenig später folgten ein von ihm stammender und von Julius mitunterzeichneter Widerruf dieses Angriffs (S. 308) und eine Stellungnahme Heinrichs zu Halms Aufsatz *Ein Traum im Walde* (S. 358-360). Der Jahrgang 1877 enthält dann Julius Harts Gedicht *Ex profundis!* (S. 382-384). Wohl angeregt durch das Beispiel der Harts sandte auch Peter Hille Beiträge ein; sein *Hymnus der Dummen* findet sich in Nr. 18 der *Deutschen Dichterhalle* von 1876 (S. 290).

95,28 *„Klingsors Nachtlied"*] Julius Harts Gedicht erschien in: *Deutsche Dichterhalle* 5 (1876), S. 240 (Nr. 15); es wurde wiederabgedruckt in *Sansara. Ein Gedichtbuch* (1879), S. 11-14.

95,34 *literarischer Gymnasiastenverein*] An anderer Stelle bezeichnet Julius Hart die Vereinigung ‚Satrebil' als „wonnevollen Schülerbund für Kunst, Literatur, Freidenkertum und Revolution wieder alle Tyrannei": Peter Hille: *Gesammelte Werke* (1916), a.a.O., S. 12.

96,3f. *Albert Moeser, [...] Josef Rank*] Der in Göttingen geborene Lyriker und Übersetzer Albert Möser (1835-1900) und der aus Böhmen stammende Schriftsteller Josef Rank (1816-1896), der durch seine Dorfgeschichten und Heimatromane bekannt wurde und seit 1865 Direktionssekretär der Wiener Hofoper war.

96,6 *„An die deutsche Poesie"*] Siehe Anm. zu 27,12.

96,8 *Abiturientenexamen*] Julius Hart legte das Abitur im Frühsommer 1877 ab.

96,11 *Schulrat aus Berlin*] Von 1877 bis 1882 war Provinzialschulrat Johannes Oberdick (1835-1903) von der preußischen Regierung ernannter Direktor des Paulinum.

96,31 *Gellert*] Vgl. Anm. zu 35,39. Die *Fabeln und Erzählungen*, die Gellert 1746/48 in zwei Bänden veröffentlicht hat, gehören zu den bekanntesten Mustern des Genres.

96,31 *Aesop*] Der im 6. Jahrhundert v. Chr. lebende Aisopos von Sardes, angeblich ein freigelassener griechischer Sklave, war der berühmteste Fabeldichter der Antike.

97,10 *„Der kleine Fix" [...], „Der grosse Fix"*] Gemeint sind offenbar der *Westfälische Kinderfreund. Ein Lesebuch für evangelische Volksschulen*, bearbeitet und hrsg. von W.[ilhelm] Fix (Leipzig: Amelang 1860) und das auch unter dem Titel *Der kleine Kinderfreund. Lesebuch für einfache Schulverhältnisse* vertriebene *Lesebuch für mittlere Klassen preussischer Volksschulen*, hrsg. von W.[ilhelm] Fix (Leipzig: Amelang 1863).

97,13 *kleine Ausgabe der Grimmschen Volksmärchen*] Die von romantischem Gedankengut inspirierten Philologen *Jacob* Ludwig Carl (1785-1863) und *Wilhelm* Karl Grimm (1786-1863) trugen in ihrer dreibändigen Sammlung *Kinder- und Haus-Märchen* (1812/15/22) weit über 200 volkstümliche Erzählungen zusammen. Enorme Verbreitung erreichten die Texte aber erst durch die von den Brüdern zusammengestellte „Kleine Ausgabe" (1825), die 50 ausgewählte Märchen enthält.

98,23 *Robinson*] Daniel Defoes (1659/60-1731) Abenteuerroman *The Life and Strange Surprizing Adventures of Robinson Crusoe of York, Mariner* (1719) wurde in Deutschland durch Joachim Heinrich Campes (1746-1818) Bearbeitung zu einem der meistgelesenen Jugendbücher.

98,24 *Gullivers Reisen*] Der 1726 zunächst unter Pseudonym und in einer entschärften Version, 1735 dann ungekürzt veröffentlichte satirische Roman *Gulliver's Travels* ist das bekannteste Werk des irischen Schriftstellers Jonathan Swift (1667-1745); es wurde wegen seiner phantastischen Elemente rasch zu einem Klassiker der Kinder- und Jugendbuchliteratur.

98,25 *„1001 Nacht"*] Die berühmteste Sammlung orientalischer Erzählungen prägte seit dem Beginn ihrer europäischen Verbreitung im 18. Jahrhundert das Bild vom Morgenland nachhaltig.

98,27 *Marryat*] Der englische Marineoffizier Frederick Marryat (1792-1848) schrieb zwischen 1829 und 1849 zahlreiche Romane und Kinderbücher, die auf See spielen oder maritime Themen zum Gegenstand haben.

98,28 *Gabriel Ferrys „Waldläufer"*] Louis Eugène Gabriel (de) Ferry de Bellemare (1809-1852) schrieb unter dem Pseudonym Gabriel Ferry; sein bekanntestes Werk *Le Coureur des bois* (1850) erschien auf deutsch unter dem Titel *Der Waldläufer. Scenen aus dem mexicanischen Waldleben* (Halle: G.C. Knapp's Sortiments-Buchhandlung 1851).

98,29 *„Conanchet"*] James Fenimore Coopers Roman *The Wept of Wish-ton-Wish. A Tale* (1829) erschien auf deutsch zunächst unter dem Titel *Conanchet und die Puritaner in Connecticut* (Berlin: Duncker & Humblot 1829), später dann mit der Überschrift *Narramatta und Conanchet. Eine Erzählung für die reifere Jugend* (Stuttgart: Stoppani 1845). Julius Hart hat vermutlich die Ausgabe *Conanchet, der Indianerhäuptling. Eine Erzählung für die reifere Jugend* (Stuttgart: Thienemann ^{2}1864) in Händen gehabt.

99,13 *Goethes „Faust"*] Gemeint ist hier der „erste Teil" von Goethes Tragödie *Faust*, mit dem ‚Reclam's Universal-Bibliothek' eröffnet wurde.

99,15 *[„]Reclams Universal-Bibliothek"*] Die Reihe ‚Reclam's Universal-Bibliothek', in der vor allem kanonisierte ‚klassische' Texte preiswert in kleinformatigen, broschierten Bändchen nachgedruckt wurden, hatte 1867 zu erscheinen begonnen. In diesem Jahr waren sämtliche Verlagsrechte an

den sog. klassischen Autoren aufgehoben worden, was allererst einen freien Nachdruck der Text ermöglichte.

99,21 *Wallenstein*] Friedrich Schillers Dramentrilogie *Wallenstein* (gedruckt 1800) besteht aus den Teilen *Wallensteins Lager* (Uraufführung 1798), *Die Piccolomini* (Uraufführung 1799) und *Wallensteins Tod* (Uraufführung 1799).

99,34 *„Erkenne dich selbst"*] So lautete die Inschrift am Apollotempel im antiken Delphi („gnóthi seautón").

100,1f. *„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen."*] Beginn der dritten Strophe von Friedrich Schillers Gedicht *Das Mädchen von Orleans* (1801): „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen / Und das Erhabne in den Staub zu ziehn."

100,13 *Schlacht von Gravelotte*] In der nach einem Dorf in Lothringen benannten Schlacht bei Gravelotte-St. Privat, die durch das Eingreifen von Regimentern aus Pommern zu Preußen Gunsten entschieden wurde, wurde die französische Rheinarmee am 18. August 1870 Richtung Metz zurückgedrängt und dort eingekesselt.

101,15 *„Chairete, Nenikákamen!"*] (Griech.) Als die Griechen die Perser im Jahr 490 v. Chr. bei Marathon (siehe Anm. zu 25,4f.) schlugen, wurde angeblich ein Läufer namens Pheidippides nach Athen geschickt – eine Strecke von ca. 40 km –, um die Nachricht vom Sieg zu überbringen. Er kam dort mit den Worten „Chairete! Nenikekamen!" („Ich bin zurück! Wir haben gesiegt!") an, brach danach aber vor Erschöpfung tot zusammen.

101,28 *Marathon, Wörth*] Siehe Anm. zu 25,4f. und zu 25,6.

102,3f. *vor mir aufsteigt.*] Sowohl in der – bruchstückhaften – Manuskript- als auch in der Typoskriptfassung dieses Textes schließt sich hier ein zweiter Teil an, der die Begegnung mit einem Berliner Zigarrenhändler namens Max Barthel im Jahr 1882 schildert. Dieser Abschnitt ist eine umfangreiche anekdotische Erzählung ohne lebensgeschichtlich relevante Informationen.

102,19 *Breitensträter*] Hans Breitensträter (1897-1972) war in den zehner und zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts einer der weltbesten Schwergewichtsboxer.

102,19 *Diener*] Franz Diener (1901-1969) war mehrfach deutscher Meister im Schwergewichtsboxen.

102,24 *„Johann ohne Land"*] König John I. von England verlor neben der Normandie auch die meisten übrigen Besitzungen auf dem Festland an Frankreich; da er seine Ländereien vom Papst als Lehen nehmen mußtem wurde er auch „ohne Land" genannt. William Shakespeare verarbeitete dessen Biographie in seinem Drama *The Life and Death of King John* (ca. 1595/96).

102,30 *„Macbeth"*] Siehe Anm. zu 21,22-25.

102,35f. *Heinrich Viehoffs* „Vorschule der Dichtkunst"] Heinrich Viehoff: *Vorschule der Dichtkunst. Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau, mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen* (Braunschweig: Westermann 1860).

102,39-103,1 *Sonetten [...] Ghaselen*] Gängige, von der offiziellen Poetik rubrizierte lyrische Strophen- und Versformen.

103,2 Schillers *sämtlichen Werken*] Gemeint ist: *Schillers sämmtliche Werke in einem Bande. Vollständige neu durchgesehene Ausgabe* (Stuttgart: Cotta 1874).

103,5 *Walter Scott*] Der schottische Schriftsteller Walter Scott (1771-1832) gilt als eigentlicher Begründer des historischen Romans; sein Werk beeinflußte die Entwicklung der Romanliteratur in fast allen europäischen Ländern wesentlich.

103,5 *Conscience[']* *„Löwe von Flandern"*] Der gegen Frankreich gerichtete historische Roman *De leeuw van Vlaanderen* (1838) des flämischen Schriftstellers Hendrik Conscience (1812-1883) prägte das Nationalbewußtsein der Flamen nachhaltig; auf deutsch erschien er erstmals im Rahmen einer *Sammlung ausgewählter Schriften* (Bd. 3-5, Münster: Aschendorff 1846) dieses Autors.

103,7f. *„Oliver Twist"*, *„David Copperfield"*] Charles Dickens' (siehe Anm. zu 93,17) Romane *The Adventures of Oliver Twist* (1838) und *The Personal History, Adventures, Experience, and Observation of David Copperfield the Younger* (1850) waren, weil sie vor allem die Kindheit und Jugend der Helden ausgiebig schildern, eine beliebte Lektüre für Heranwachsende.

103,17 *Auerbach*] Siehe Anm. zu 36,9.

103,18 *Spielhagens „Problematische Naturen"*, *„Sturmflut"*] Siehe Anm. zu 13,1 und zu 93,35f.

103,19 *Raabe, Storm*] Wilhelm Raabe (1831-1910) und Theodor Storm (1817-1888) waren zwei der produktivsten Erzähler und Romanciers des deutschen Realismus. Während Storm freilich intensive soziale Kontakte pflegte und mit vielen Personen des öffentlichen Lebens Briefwechsel unterhielt, führte Raabe privat eine sehr zurückgezogene Existenz, weshalb sein Bekanntheitsgrad hinter prominenteren Kollegen zurückblieb. Vgl. Heinrich Harts Aufsätze *Der Dichter des Mitleids (Wilhelm Raabe)*. In: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 742f. (unter dem Titel *Wilhelm Raabe, der Dichter des Mitleids* auch in: *Kritisches Jahrbuch*, 1. Jg., 2. Heft, 1890, S. 81-85, und in Heinrich Hart: *Gesammelte Werke*, Bd. 3, a.a.O., S. 267-275) und *Theodor Storm. Gedenkblatt zum 14. September 1887*. In: *Tägliche Rundschau* 7 (1887), Unterhaltungs-Beilage,

S. 853f. (auch in: Heinrich Hart: *Gesammelte Werke*, Bd. 3, a.a.O., S. 267-275)

103,19f. *Hamerlings „Ahasver in Rom" und „der König von Sion"*] Siehe Anm. zu 26,12f.

103,21 *„Lederstrumpf"*] Siehe Anm. zu 90,32.

103,23 *„kritischen Waffengängen"*] Siehe Anm. zu 13,28f.

103,31 *Byron, Shelley*] Die jeweils jungverstorbenen Lyriker und Dramatiker George Gordon Noel Byron (siehe Anm. zu 22,6f.) und Percy Bysshe Shelley (1792-1822), beides Vertreter der englischen Romantik, waren eine zeitlang eng miteinander befreundet. Als Hille das Paulinum in Münster ohne Abschluß verließ, schenkte er den Harts zum Abschied das Exemplar von Byrons *Don Juan* (= *Werke*, Bd. 3), das vormals Levin Schücking besessen hatte. (Es befindet sich heute im Besitz von Liselotte Folkert, Münster.) Die darin enthaltene Widmung ist auf den 31. März 1874 datiert und lautet: „Carissimi theure Freunde H. u. Jul. Hart: / Wenn auch die Meilen bei Tausenden stark auseinander uns reissen, / Über den grausamen Weg fliegt der Gedanke zu Euch." Vgl. auch Julius Harts Aufsatz *Lord Byron. Ein Gedenkblatt zum 22. Januar*. In: *Tägliche Rundschau* 8 (1888), Unterhaltungs-Beilage, S. 74f.

103,34 *Zötus*] Cötus (lat.): Schulklasse, Klassengruppe.

104,2 *Lenz, Hölderlin, Lenau, Grabbe*] Zu Lenz und Grabbe siehe Anm. zu 41,38 und zu 37,3. Friedrich Hölderlin (1770-1843) war ein Erneuerer der deutschen Dichtungssprache, der – orientiert an der Antike – pathetisch-erhabene Ausdrucksformen bevorzugte; er wurde 1806 für geisteskrank erklärt und lebte bis zu Tod als zu pflegender Patient im Haushalt eines Tübinger Schreinermeisters. *Nikolaus* Franz Niembsch (ab 1820: Edler) von Strehlenau (1802-1850) – kurz: Lenau – gilt als einer der Hauptvertreter elegischer Weltschmerzdichtung; er verbrachte rund sechs Jahre in psychiatrischen Heilanstalten. Hilles Lektürepräferenzen markieren einen Gegenkanon zur offiziellen Literaturgeschichtsschreibung aus psychisch zerrissenen bzw. tragisch gescheiterten Autoren, die vom Literaturbetrieb ihrer Zeit nicht anerkannt wurden.

104,4f. *Hammer-Purgstalls [...] „*Geschichte der schönen Redekünste Persiens"] Die *Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blüthenlese aus zweyhundert persischen Dichtern* (Wien: Heubner und Volke 1818) des österreichischen Orientalisten und Diplomaten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774-1856) war im 19. Jahrhundert die wohl beliebteste Einführung in die Literatur des Orients.

104,5 *Hâfis*] Châdjé Shamsò' d-Din Mohammad (1326-1390), genannt Hâfis, gilt als bedeutendster persischer Lyriker.

104,5 *Rumi*] Der mystische persische Dichter Djalālo'd-Din Rūmī (1207-1273).

104,6 *Sufismus*] Bezeichnung für die islamische Mystik.

104,8 *Haeckels „Natürliche Schöpfergeschichte"*] Ernst Haeckel: *Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft* (Berlin: Reimer 1868). Siehe auch Anm. zu 19,25.

104,11 *„Kampf ums Dasein"*] „Struggle for survive" ist ein von Charles Darwin geprägter Terminus, der den Faktor der Selektion im biologischen Evolutionsgeschehen zu erfassen sucht.

104,16f. *Brief von Haeckel [...] Brief von uns*] Nicht bekannt.

104,21f. *Felix Dahn, Sacher-Masoch*] Siehe Anm. zu 28,14 und 26,26f.

104,36f. *Musaeus* Ulrich mit dem Bühel] Siehe Anm. zu 21,31f.

105,12 *Emil Abshoff*] Nicht ermittelt.

105,25 *Graf Stolberg*] Nicht ermittelt.

108,18 *Paul Borsdorff*] Paul Borsdorff (1846-1916) leitete in den Jahren 1875/76 das Detmolder Hoftheater, das zusätzlich „im Sommer in Bad Pyrmont, im Winter noch in Münster und Osnabrück spielte", und zwar „je zwei Monate"; Max Grube: *Jugenderinnerungen eines Glückskindes*, a.a.O., S. 271 und 284. Er war – laut Grube – „der erste Bühnenleiter, der sich unbedingt zu den Meininger Grundsätzen bekannte": „Freilich konnte er dies nur in höchst bescheidenen Grenzen tun, und die Theaterwelt hatte ihm daher seinerzeit den Spottnamen des ‚kattunenen Meiningers' verliehen, aber mit ehrlichem Fleiße suchte er doch ein gutes Zusammenspiel zu bilden." Ebd., S. 281. Ab 1878 war Borsdorff dann Direktor des Berliner ‚Nationaltheaters' (Weinbergsweg).

108,19 *Meiningerkunst*] Das Schauspielensemble Herzog Georgs II. von Sachsen-Meiningen (1826-1914) prägte seit den siebziger Jahren einen neuen Inszenierungsstil, der sich rasch durchsetzte und bald von den meisten Bühnen in Deutschland übernommen wurde. Zu den Kennzeichen dieser Aufführungspraxis gehörten u.a. die Benutzung des jeweiligen Urtextes, die historisch korrekte Verwendung von Kostümen, Kulissen und Requisiten sowie ein vergleichsweise „natürlicher", nämlich nicht dem Gebot der Deklamation verpflichteter Sprachgestus. Julius Hart bemerkt darüber: „mehr als durch das Streben nach Wirklichkeitstreue hat uns die Meininger Reform dadurch künstlerisch weiter gebracht, daß sie Licht, Dekoration und Kostüm zum Ausdruck der Gesamtstimmung eines Dramas verwandte und in ihnen den lyrischen Gehalt einer Szene mit verkörperte." Julius Hart: *Max Grube*, a.a.O., S. 728. Im Frühjahr 1874 gastierten die

‚Meininger' erstmals in Berlin, und zwar im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. In den Augen der Zeitgenossen galt ihr Theaterkonzept als eine Art Vorläufer der naturalistischen (Bühnen-)Ästhetik.

108,21 *Franz Moor, Shylock*] Schurkenhafte Charaktere in Friedrich Schillers *Die Räuber* (1782) bzw. William Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig* (1596).

108,33f. *In seinen Lebenserinnerungen [...] bewahrt*] Dort heißt es freilich nur summarisch: „Auch an anregendem Verkehr mit jüngeren Leuten fehlte es nicht. Da [...] versammelten sich wöchentlich einmal in einem schmalen Zimmer eines Gasthauses eine Anzahl fröhlicher junger Leute [...]. Hier lernte ich auch die Brüder Hart kennen, die eben anfingen[,] sich in der Literatur bemerkbar zu machen." Max Grube: *Jugenderinnerungen eines Glückskindes*, a.a.O., S. 292f.

109,4 *Mulusdasein*] Eigentlich: Maulesel-Dasein. In der Studentensprache ist „mulus" (lat.) die Bezeichnung für einen Heranwachsenden, der bereits von der Schule abgegangen, aber noch nicht an der Universität als Student eingeschrieben ist.

109,7f. *Toggenburg-Dasein*] D.h. eingekapselten Leben; Anspielung auf Ulrich Bräkers (1735-1798) *Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg* (1789) und *Tagebuch des Armen Mannes im Tockenburg* (1792).

109,29 *„Gebrüder Bock"*] Gemeint ist das „Komische Lebensbild mit Gesang in 3 Akten" *Gebrüder Bock*, das Adolph L'Arronge „mit theilweiser Benutzung eines J. Rosen'schen Stoffes" zu einem Bühnenmanuskript (Berlin: Bittner 1870) arrangiert hat; die Musik dazu stammt von August Conradi (1821-73).

110,8f. *Conradi*] Möglicherweise handelt es sich um den Schauspieler Paul Conradi, der später am Münchener Künstler-Theater spielte.

110,21f. *„P[f]efferrösel" der Altmeisterin Birch-Pfeiffer*] Charlotte Birch-Pfeiffer: *Pfeffer-Rösel, oder: Die Frankfurter Messe im Jahre 1297. Schauspiel in fünf Aufzügen* (Wien: Wallishausser 1833). Die Schauspielerin und Intendantin Birch-Pfeiffer (1800-1868) – 1844-68 war sie am Berliner Hoftheater engagiert – trat ab 1828 als Autorin von Dramen an die Öffentlichkeit. Sie schrieb insgesamt mehr als 70 Bühnenstücke aller Gattungen und arbeitete auch mehrere Romane bekannter Zeitgenossen erfolgreich für die Bühne um.

111,1 *Pincenez*] (Frz.) Bügellose Brille, die auf die Nase geklemmt wird. Auf fast allen Abbildungen sind die Brüder Hart mit solchen „Zwickern" dargestellt.

112,10 *„Winkelried"*] Siehe Anm. zu 21,39f.

112,12 *Botho von Hülsen*] Siehe Anm. zu 22,3.

112,18 *„Don Juan d'Austria"*] Siehe Anm. zu 21,39f.

113,17 *Danktelegramm*] Nicht bekannt.

113,36 *Stahmer*] Nicht ermittelt.

113,39 *Berta*] Nicht ermittelt.

114,30 *das Tingeltangel*] Als Tinteltangel oder Café chantant wurden Unterhaltungslokale bezeichnet, in denen ausschließlich Kellnerinnen die fast durchweg männlichen Gäste bedienten und in denen auf einer Bühne von erotisch meist aufreizend gekleideten Darstellerinnen Gesangs- und Tanzeinlagen geboten wurden. Nicht selten hielten sich die „Künstlerinnen" nach ihrer Darbietung im Zuschauerraum auf und ließen sich von den Besuchern freihalten.

114,34-36 *„... Zum Tinglingling schon wieder [...] ..."*] Nicht ermittelt.

115,4 *Tusch*] In der Studentensprache Begriff für eine herausfordernde Beleidigung in Wort oder Tat (von frz. „toucher").

115,7 *Cum infamia*] (Lat.) Mit Schimpf und Schande, unehrenhaft. Feststehende Bezeichnung für: relegiert bzw. von Schule oder Universität verwiesen werden.

115,14 *S.S.C.*] Wohl ‚schlagendes studentisches Corps'.

115,35 *Carriere*] Der anfangs zur linken Fraktion der Hegelianer zählende Philipp *Moriz* Carriere (1817-1895) hatte später in seinen zahlreichen Arbeiten zur Ästhetik und zur Kulturgeschichte wesentlichen Anteil daran, die idealistische Philosophie in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu tradieren und sie gegenüber materialistischen Ansätzen zu verteidigen. Er lehrte seit 1853 in München, ab 1887 als ordentlicher Professor für Ästhetik, und war Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*.

116,21f. *Euler „Briefe eines Mathematikers"*] Ein Werk dieses Titels des schweizerischen Mathematikers Leonhard Euler (1707-1783) existiert nicht. Bis ins 20. Jahrhundert weit verbreitet aber war beispielsweise seine *Vollständige Anleitung zur Algebra* (1770).

116,40 *Kommers*] Aus besonderem Anlaß abgehaltener abendlicher Umtrunk in meist feierlichem Rahmen.

117,16f. *„Noch kränzte nicht [...] blasse Haupt ..."*] Nicht ermittelt. Da sich das betreffende Gedicht nicht in Julius Harts Lyriksammlung *Sansara* (1879) findet, ist ungewiß, ob es überhaupt gedruckt wurde.

117,19 *Berlin! Berlin!*] Stelle aus Julius Harts Gedicht *Auf der Fahrt nach Berlin*; siehe Anm. zu 29,1.

117,22f. *‚Thalatta – Thalatta!'*] ‚Das Meer – das Meer!' In Xenophons (ca. 430-ca. 354 v.Chr. *Anabasis* Ausruf der geschlagenen Griechen beim An-

blick des Schwarzen Meeres. Heinrich Heine griff auf diese Formel in seinem Gedicht *Meergruß* aus dem Zyklus *Die Nordsee* (1825/26) zurück.

117,30 *Cervantes*] Miguel de Cervantes y Saavedra (1547-1616) gilt als einer der bedeutendsten spanischen Schriftsteller; siehe Anm. zu 148,35.

117,39 *‚Das Försterhaus im Spessart'*] Siehe Anm. zu 94,40f.

118,1 *‚Westfälischen Provinzial-Zeitung'*] Siehe Anm. zu 35,18.

118,4 *Pegasus*] Geflügeltes Pferd aus der griechischen Mythologie, das später metaphorisch zum Inbegriff dichterischer Inspiration wurde.

118,5 *Visvamitra*] Figur aus der indischen Mythologie. Als König Visvamitra eines Tages bei dem Weisen Vasistha die heilige Kuh des Überflusses sah, wollte er sie erst durch den Tausch wertvoller materieller Güter erwerben und versuchte dann, sie zu rauben, was ihm aber nicht gelang. Nachdem er auch mit Hilfe seiner Armee nichts gegen sie ausrichten konnte, beschloß er – beeindruckt von ihrer Stärke –, nun selbst Brahmane zu werden. Als er nach langen Buß- und Glaubensexerzitien endlich in den Besitz der heiligen Kuh hätte gelangen können, verzichtete er freiwillig darauf. Visvamitra gilt auch als Vater Sakontalas.

118,20 *Harpyie*] (Griech.-dt.) Ungeheuer aus der antiken Mythologie mit weiblichem Gesicht und Krallenhänden, das als Inbegriff unersättlicher Habsucht und Raffgier gilt.

118,38f. *Ferdinand Cortez [...] betrat*] Der spanische Entdecker Hernán (auch: Hernando) Cortés (1485-1547) segelte am 18. Februar 1519 mit einer Flotte von elf Schiffen von der kubanischen Stadt Havanna Richtung Mexiko, wo er zunächst eine Kolonie gründete und dann König Montezuma II. gefangennahm. Kurze Zeit später wurde das gesamte mexikanische Reich von den Spaniern unterworfen.

119,13 *Max Stempel*] Siehe Anm. zu 30,22.

119,16f. *Selmar Hahne*] Die Berliner Buchhandlung von Selmar Hahne fungierte auch als Kommissionsverlag.

119,21f. *Gedicht von ihm zum erstenmal gedruckt*] Max Stempels Gedicht *Einem Bühnenkünstler zum Geburtstage* erschien im dritten Heft der *Deutschen Dichtung* (1877), S. 48.

120,10 *Helmholtz*] Der berühmte Naturwissenschaftler *Hermann* Ludwig Ferdinand von Helmholtz (1821-1894), der zunächst in Königsberg, Bonn und Heidelberg gelehrt hatte, war seit 1871 Professor für Physik an der Universität Berlin. Neben seinen physikalischen Arbeiten war er auch auf den Gebieten der Physiologie und der Meteorologie eine angesehene Koryphäe.

120,15 *‚Akademischen Bierhallen'*] Vgl. die entsprechende Schilderung in Paul Ernsts Erinnerungen: „Die akademische Bierhalle war keine Halle,

sondern eine Folge von niedrigen Zimmern, die ursprünglich als Wohnräume gedacht waren. In denen stand[en], so eng es ging, Tische mit Stühlen davor, auf welchen kauende und schlingende Studenten vor ihren Tellern saßen, die Kellner hatten grüne Joppen an wie Jäger, trugen auf Armen und gespreizten Fingern Teller und Teller, und quetschten sich eilig zwischen den Stühlen durch; satte Studenten quetschten sich durch, um hinauszugehen, und hungrige Studenten quollen die Tür herein, um die leeren Plätze einzunehmen; oft stand Einer hinter einem Essenden und wartete, bis der fertig war, sich den Mund eilig gewischt und bezahlt hatte." Paul Ernst: *Jünglingsjahre*. München: Albert Langen/Georg Müller ²1944, S. 135.

120,22 *Herr Müller*] Nicht ermittelt.

121,9f. *bei Raffo [...] Societa enologica italiana*] (Ital.) Italienische Weingesellschaft; siehe Anm. zu 31,30.

121,11 *bei Lutter und Wegener*] Die Berliner Weinstube Lutter & Wegener (Charlottenstr. 49) firmierte um die Jahrhundertwende nur noch unter dem Namen J.C. Lutter.

121,12 *Café Bauer*] Siehe Anm. zu 31,28.

121,18 *‚Akademisch-literarischen Verein'*] Siehe Anm. zu 31,7f.

121,18 *Wildenbruch*] Siehe Anm. zu 10,22.

121,22 *Vorlesung eines Dramas ‚Der Mennonit'*] Siehe Anm. zu 32,10f. Neben dem *Mennonit* und *Harold* hat Wildenbruch auch die *Karolinger* im Rahmen des ‚Akademisch-litterarischen Vereins' vorgetragen. Die Lesung des letztgenannten Dramas fand „Ende Juli oder Anfang August" 1878 statt; *Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878-80*, hrsg. von Berthold Litzmann, a.a.O., S. 142.

121,23f. *auf der Gertraudtenstraße [...] Bierlokals*] Litzmann bestätigt, daß die Sitzungen des ‚Akademisch-litterarischen Vereins' „jeden Sonnabend in einem unfreundlichen Lokal an der Gertraudenbrücke stattfanden"; die Runde der Teilnehmer habe „damals in der Regel nicht mehr als ein Dutzend" Personen umfaßt; *Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878-80*, hrsg. von Berthold Litzmann, a.a.O., S. 141.

121,29f. *Berthold Litzmann [...] Wildenbruch-Biograph*] Siehe Anm. zu 31,10. Litzmann verfaßte nicht nur die zweibändige Biographie *Ernst von Wildenbruch* (Berlin: G. Grote 1913-16) und die Rede *Ernst von Wildenbruch und der nationale Gedanke* (Berlin: Heymann 1914), sondern gab auch dessen *Gesammelte Werke* (16 Bde., Berlin: G. Grote 1911-24), den Band *Blätter vom Lebensbaum* (Berlin: G. Grote 1910) und *Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878-80* (1909) heraus.

121,36 *Gottfried Keller*] Siehe Anm. zu 12,4.

121,40 *Paul Heyse*] Siehe Anm. zu 12,4.

122,2 *‚Leute von Seldwyla'*] Der vierbändige Zyklus von Dorfnovellen *Die Leute von Seldwyla* (1. Bd. 1856, komplett 1874) gehört zu den bekanntesten Werken Gottfried Kellers.

122,4f. *Sacher-Masoch*] Siehe Anm. zu 26,26f.

122,9f. *‚Die Herrin ihrer Hand'*] Siehe Anm. zu 31,36f. und 32,10f.

122,14 *Titus Ulrich*] Titus Ullrich (1813-1891) war zunächst als Sekretär im Büro der Generalintendanz der königlichen Schauspiele zu Berlin angestellt und wurde 1887 dann zum Intendanturrat ernannt. Er hatte großen Einfluß darauf, welche Stücke in den Spielplan aufgenommen und welche abgelehnt wurden.

123,29f. *Hugo von Kupffer [...] ‚Berliner Lokal-Anzeigers'*] Der weltläufige und polyglotte baltische Professorensohn *Hugo* Wilhelm Adolf von Kupffer (1853-1928), der beim *New York Herald* die Funktionsweise moderner Großstadtpresse aus erster Hand kennengelernt hatte, leitete zunächst die Berliner Wochenschrift *Neuzeit. Lesehalle für alle* (Berlin: Große) und fungierte dann bis zu seinem Tod als Chefredakteur der im Herbst 1883 gegründeten, von *August* Hugo Friedrich Scherl (1849-1921) verlegten Zeitung *Berliner Lokal-Anzeiger. Organ für die Reichshauptstadt*, die zunächst wöchentlich, später dann zweimal täglich erschien. Dieses Periodikum driftete nach und nach, vollends nach dem Ersten Weltkrieg ins konservative Lager und wurde in den zwanziger Jahren schließlich zu einem offen rechtsnationalen Blatt mit demokratiefeindlicher Ausrichtung.

123,34f. *Aufsatz [...] ‚Berlin, wie es ißt und trinkt'*] Exemplare der ersten Jahrgänge des *Berliner Lokal-Anzeigers* scheinen sich in öffentlichen Bibliotheken nicht erhalten zu haben; der erwähnte Artikel ließ sich deshalb nicht ermitteln.

124,18 *prometheische Feuerbringer*] Der Götter- bzw. Titanensohn Prometheus ist eine Figur der griechischen Mythologie; er brachte den Menschen das Feuer und gilt daher als Kulturstifter der Menschheit. Prominente Gestaltung fand er in Goethes gleichnamiger Sturm-und-Drang-Hymne (1774, gedruckt 1785), in der er als gottgleicher Schöpfer geschildert wird.

124,24 *Fidibussen*] Holzspäne oder zusammengedrehte Papiere zum Anzünden von Tabak.

125,2f. *Ferdinand Karsch*] Der Psychologe, Sexualkundler und besonders als Spinnenforscher ausgewiesene Biologe *Ferdinand* Anton Franz Karsch [-Haack] (1853-1936) war Kustos am Zoologischen Museum in Berlin.

125,4 *entomologischen*] (Griech-dt.) Insektenkundlichen.

125,9 *Kürschners ‚Deutscher Literaturkalender'*] Siehe Anm. zu 28,13.

125,20 *Megäre*] (Griech.-dt.) Eine der Furien, d.h. Rachegöttinnen, der antiken Mythologie.

125,29 *Hinricus Fischer*] Hinricus Fischer war anfangs der Inhaber der Verlagsbuchhandlung Kühtmann in Bremen (als solcher hatte er auch die Redaktion der *Deutschen Monatsblätter* inne) und leitete schließlich ein eigenes Verlagsunternehmen im ostfriesischen Norden, das Bücher gegen Abnahme einer Mindestzahl von Exemplaren kommissarisch druckte und vertrieb; dort erschien u.a. Max Halbes „sociales Trauerspiel in 4 Aufzügen" *Ein Emporkömmling* (1889).

125,40 *pour le roi de Prusse*] Die französische Redewendung „travailler pour le roi de Prusse" (für den König von Preußen arbeiten) geht auf den Vertragsschluß von Aix-la-Chapelle (1748) zurück und bedeutet, etwas unentgeltlich, ohne finanziellen Ausgleich zu tun.

126,36 *Reden an die deutsche Nation*] Ironische Anspielung auf Johann Gottlieb Fichtes (1762-1814) im Winter 1807/08 in Berlin gehaltene Reden – die kurz darauf auch im Druck erschienen –, in denen er ein geschichtsphilosophisches Phasenmodell entwarf und zu einer Nationalerziehung nach pestalozzischem Vorbild aufrief. Diese Reden spielten wenige Jahre später eine bedeutende Rolle bei der geistigen ‚Mobilmachung' Preußens gegen die Besatzungsmacht Frankreich, die dann zu den sog. Befreiungskriegen führte.

127,2 *Hökerin*] Marktfrau, Kleinhändlerin.

127,5f. *Vier Gänge!*] Anspielung auf das aus insgesamt 14 Gängen bestehende „Kartoffel-Gastmahl", das Jean Paul (1763-1825) in der „Vorrede zur zweiten Auflage" seines Romans *Hesperus* (1795) erwähnt.

127,33f. *„Und die braune [...] Tarantella ..."*] Verszeilen aus der fünften Strophe von Julius Harts Gedicht *Meinem Bruder. Einladung*, das im Band *Sansara* (1879) erschien (S. 21).

128,18 *alle redaktionelle Arbeit*] Obgleich dies tatsächlich zutreffen dürfte, war zumindest in den ersten Heften der *Deutschen Monatsblätter* der Hinweis zu lesen: „Für die Redaktion verantwortlich: H. J. Fischer in Bremen."

128,28 *Programmaufsatz*] Heinrich Harts Aufsatz *Neue Welt*; siehe Anm. zu 35,31.

128,33 *Dumas fils, Augier, Sardou*] Alexandre Dumas der Jüngere (1824-1895), Émile Augier (1820-1889) und Victorien Sardou (1831-1908) gelten als Hauptvertreter des französischen Gesellschaftsstücks, das sich durch plakative Theatereffekte und pikante Szenen auszeichnet; ihre Komödien beherrschten in den siebziger und achtziger Jahren das Repertoire der meisten deutschen Bühnen.

128,37 *Hugo Bürger[,] Lubliner*] Der unter dem Pseudonym Hugo Lubliner publizierende Schriftsteller Hugo Bürger (1846-1911) war lange Zeit Lust-

spielautor des königlichen Schauspielhauses in Berlin. Er brachte ab Ende der siebziger Jahre jedes Jahr ein Stück heraus. Deshalb spricht Heinrich Hart in einem seiner Artikel für die *Breslauer Zeitung* (1883/84) mit Blick darauf auch despektierlich von „Lieferungsarbeit"; Heinrich Hart: *Mongolenhorden im Zoologischen Garten. Berliner Briefe*. Hrsg. von Lars-Broder Keil. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2005 (= AtV 2084), S. 48.

128,39 *„Harald"*] Ernst von Wildenbruch: *Harold. Trauerspiel in fünf Akten* (Berlin: Freund & Jeckel 1882).

129,9 *„Courier"*] Die zweimal täglich erscheinende Zeitung *Bremer Courier* bzw. *Courier an der Weser*, die von 1846 bis 1906 bestand, war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts des „meistgelesene Lokalblatt der Stadt"; *Politische Presse in Bremen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts*. Ausstellung in der Universitätsbibliothek Bremen, zusammengestellt und erläutert von Elke und Hartwig Gebhardt. Bremen: Deutsche Presseforschung 1976, S. 11. Sie war bürgerlich ausgerichtet und bezog mehrfach Stellung gegen die Sozialdemokratie. Im Nachlaß Julius Harts befindet sich ein Heft mit Ausschnitten von Artikeln aus diesem Blatt; in den Texten werden vor allem Aufführungen des Bremer Stadttheaters besprochen.

129,11 *„Niederschlesischen Anzeigers"*] Gemeint ist das 1809 gegründete und bei Flemming in Glogau verlegte Blatt *Niederschlesischer Anzeiger. Niederschlesische Zeitung (Sprottauer neueste Nachrichten)*. Exemplare aus den siebziger und achtziger Jahren haben sich in öffentlichen Bibliotheken leider nicht erhalten, so daß sich die in dieser Zeitung erschienenen Artikel Heinrich Harts nicht nachweisen lassen.

129,14 *„Weltpfingsten"*] Siehe Anm. zu 38,39f.

129,15 „Sansara"] Siehe Anm. zu 38,39f.

129,17 *„Auf leichten Schwingen"*] Max Stempel: *Auf leichten Schwingen* (Bremen: Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung 1879).

129,22 *in seinem Blatt*] Vermutlich handelt es sich um die im Bremer Verlag Schünemann erscheinende *Weser-Zeitung*.

129,35f. *dem Erfolge dieses Debuts.*] Im Manuskript heißt es im Anschluß daran: „Nach dem allgemeinen Urteil trugen die Erstlinge meiner Musenlaune in Betonung des Sansara-Wesens der Welt einen etwas heißen wollüstig-sinnlichen Charakter, – um so üppiger und farbenreicher, als er mehr aus erotischen Sehnsüchten, Träumen und Phantasieen, als aus Casanovaschen Erfahrungen hervorgewachsen war. Noch war unbefleckt der Leib, und die erste große wirkliche Leidenschaft stieb erst jetzt über meine Seele hin. Aus den Wein- und Rebendüften, die für mich mit Bremens Städtebild seitdem unzertrennlich verwoben sind, taucht ein hellblondes Köpfchen [auf], sprühen lebenslustig-übermütig zwei graublaue, kluge Augen und

durch die Ratskeller-Gewölbe läutete und leuchtet ein ewiges Lachen und Lächeln. Frohsinn und unzerstörbare Heiterkeit waren meiner Angelika seliges Wesen, und die Soubretten-Natur lebte nur zu sehr als Schicksal von Haus aus in ihr, daß sie sich am reinsten und vollkommensten schon im Leben, und darum weniger auf der Bühne entfalten wollte. Damals – damals, in meiner Jugend Maienblüte fing für mich das Weib erst an mit der Schauspielerin, und was nicht vom Theater- und Kulissenzauber umwoben, zu idealischeren Gestalten gesteigert war, zählte überhaupt nicht. Glühende Wochen der ersten heißen Liebesräusche rauschten vorüber, und ahnungslos, unwissend hatte sich die Seele unerwartet in bürgerliche Schuld verstrickt. Eines Abends saß die Liebste auf meinem Schoß, geistesabwesend, gestört, und wollte durchaus nicht mit der Sprache heraus. Dann begann sie eine tragische Sardou-Szene und überschüttete sich selber mit gramschweren Anklagen und Flüchen, daß sie mich betrogen und verführt habe. Aber es ließ sich länger nicht verheimlichen. Ihr Gatte kam zum Besuch, ein großer Jäger vor dem Herrn, mit totsicherer Hand, Offizier. ‚Feder und Pistole' sagte sie und vor ihrem entgeisterten Auge schien eine blutrote Vision grauenhaft aufzusteigen. Doch Er war gesättigte Gutmütigkeit und sah und ahnte nichts, und leider wußte auch meine durch frühzeitige Roman- und Dramenlektüre aufgeklärte freie Moral allzuwenig mehr von des Ehebruchs sittlichen Schäden und Gefährden. Mir war's nur, als habe nunmehr meine Liebe erst die höchsten Weihen empfangen, und von allen romantischen Schauern fühlte ich mich noch besonders wohlig durchrieselt, als ich am anderen Morgen – etwas später vom Schlafe aufwachend, als ersten Morgengruß die Klänge einer Drehorgel in mich einschlürfte, welche den sentimentalen Gassenhauer spielte, der damals gerade eben aufgekommen:

‚Das ist die Lie-be, ... heimliche Lie-be,
von der kein andrer etwas wissen darf ...'"

(Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2557)

Soubretten-Natur] D.h. gemäß der Rollenfacheinteilung im Musiktheater mit dem Verhalten einer unterhaltsam wirkenden, naiv-heiteren jüngeren Frau.

eine tragische Sardou-Szene] Gemeint ist ein schlecht motiviertes, theatralisches Verhalten; zu Sardou siehe Anm. zu 128,33.

‚Das ist die Lie-be [...] darf ... '] Nicht ermittelt.

129,39f. *als jemals einem späteren Werke von mir.*] Im Manuskript heißt es im Anschluß daran: „Max Stempel, der zum Besuche zu mir herübergekommen, wollte durchaus von meiner Herzliebsten ein kritisch Urteil über mein Büchlein hören, – ein Urteil, kurz, knapp, schlagend, – vernunfteinheitlich,

in einem Wort zusammengedrängt. ‚Sausara,' sagte sie ohne Zögern. Natürlich freute sich Max und wollte auch über sein Werklein ‚Auf leichten Schwingen' ein Wörtlein hören. ‚Auf seichten Schwingen,' fiel prompt die Antwort. Schwer kränkte es ihn nicht. Er war der beste Kamerad von der Welt und gewiß ein neidloser Geselle, der am liebsten für die Anderen alle Kastanien aus dem Feuer holte. Noch waren die Tage des giftigen Naturalisten-Haders für uns nicht hereingebrochen, da man des Abends zur Errettung von Kunst und Literatur Blutsbrüderschaft einander zuschwor und am nächsten Morgen vom Blutsbruder als Lump und Hallunke der ganzen Welt denunciert wurde." (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2557)

giftigen Naturalisten-Haders] Damit ist die Aufspaltung der naturalistischen Bewegung in zwei einander heftig befehdende Fraktionen – eine in Berlin und eine in München – gemeint, die sich durch die Gründung der Zeitschrift *Die Gesellschaft* zu Beginn des Jahres 1885 durch Michael Georg Conrad ereignete. Die wenige Monate später erfolgte Veröffentlichung der Lyrikanthologie *Moderne Dichter-Charaktere* bewirkte dann, daß der Berliner Naturalistenzirkel auch in sich zerfiel; erbitterte Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Gruppierungen, ja selbst zwischen Einzelpersonen waren die Folge.

130,1 *Redaktion eines Bremer Blattes.*] Im Manuskript heißt es in diesem Zusammenhang: „Auch die politische Romantik warf rote dämmernde Scheine über diese trunkenen Tage erster Liebe und ersten Künstlerlorbeers. Das Sozialistengesetz war gerade herausgekommen und hatte mit Eisenfäusten in die Arbeiter-Organisationen hineingegriffen. Es ging dabei nicht ohne überflüssige Härten zu. Nur ein kleines [korrigiert aus: „kleiner"], arg zusammengeschmolzenes Häuflein bekannte sich noch trotzig offen in Bremen zur Fahne, sicher die Besten, die Tüchtigsten nur, die Ueberzeugtesten, lauter Führerköpfe, zumeist alte Lassalleaner. In den engen Kneipenzimmern, wo man wieder wie heimliche Verschwörer zusammenkam, und die sich nur den Eingeweihten öffneten, konnte man sich schon fühlen wie in einer urchristlichen Versammlung. Eine religiöse Inbrunst mehr war es, mit der die Seele zum Bebelschen Zukunftsstaat aufschaute, als zum neuen Zion und himmlischen Jerusalem. An der Spitze der Bremer Bekennerschaar stand der glühende Fanatiker, Max Neißer, mit rotem Verschwörerhaar, der sich meiner mit allen Bekehrungseifern annahm. Um eines Nichts willen wurde er mit schwerer Gefängnisstrafe belegt und man versagte ihm die Erlaubnis zum Besuche seines jungen Weibes, als dieses im Schreck darüber vorzeitig ein Kind zur Welt gebracht hatte. Und gleich darauf starb auch die Ärmste. Nicht der Politiker, nur der reine Gefühls-

mensch in mir war empört. Ich übernahm an Stelle Max Neißers die Redaktion des Sozialistenblattes, – freilich als ein geistiges Wesen, das damals wie heute nur nicht irgend einer Partei, sei es einer religiösen, einer politischen, einer wissenschaftlichen oder einer künstlerischen, Gefolgschaft zu leisten vermochte. Unentwegt stehe ich hier von Haus aus und von der Natur dazu bestimmt, im reinen Schilleraether. Welche Religion ich bekenne? Keine von allen! Aus Religion! Auch keine künstlerische, politische Schule oder Richtung habe ich jemals als die alleinseligmachende bekannt. Raum und Bewegungsfreiheit für alle! Gegenseitige Hilfe und Förderung nur. Für jeden die Ausbildung seiner Kräfte und immer nur Steigerung und Vermehrung der Produktion aus den unerschöpflichen Quellen einer materiellen und ideellen Natur, die auch stets neue Erscheinungen und Formen, Erfindungen und Entdeckungen proteisch aus sich herausgeboren hat. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2557)

Sozialistengesetz] Der Reichstag verkündete am 21. Oktober das ‚Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokraten', das zum Verbot und zur offiziellen Auflösung der sozialdemokratischen Partei führte. Erst am 25. Januar 1890 wurde diese Regelung wieder außer Kraft gesetzt.

Lassalleaner] Obwohl die Bundesversammlung 1854 Verbindungen zwischen Arbeitervereinen in verschiedenen Bundesstaaten ausdrücklich verboten hatte, hatten die jeweiligen Organisationen in Berlin und Hamburg sich Anfang der sechziger Jahre darauf verständigt, so bald wie möglich einen allgemeinen Arbeiterkongreß einzuberufen. Ferdinand Lassalle unterbreitete Anfang 1863 entsprechende Vorschläge dafür. Der Gründungskongreß des ‚Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins' (ADAV), der als Geburtsstunde der Sozialdemokratie in Deutschland gilt, fand schließlich am 22. und 23. Mai in Leipzig statt; Lassalle wurde zum Präsidenten des Vereins ernannt. Weil er für eine Einigung Deutschlands unter Führung des preußischen Staates eintrat, bildete sich im ADAV schon bald eine Opposition gegen ihn, die von Julius Vahlteich (1839-1914), seinem Sekretär, und Wilhelm Liebknecht angeführt wurde.

Max Neißer] Nach den beiden Attentaten auf den Kaiser im Frühjahr 1878 kam es im gesamten deutschen Reich zu Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmungen und Verhaftungen von Personen, die mit der Sozialdemokratie oder der Gewerkschaftsbewegung in Verbindung standen. Im Zuge dieser staatlichen Verfolgungen wurde am 3. Juni 1878 Max Neißer, der politische Redakteur der seit dem 1. Juli 1876 erscheinenden sozialdemokratischen *Bremer Freien Zeitung*, verhaftet und das Blatt vom Staatsanwalt verboten.

Während Neißer bis zum 8. Juli in Haft blieb, konnte die *Bremer Freie Zeitung* bereits am übernächsten Tag wieder gedruckt werden.

Sozialistenblattes] Um einem staatlichen Verbot zuvorzukommen, hatte die am 1. Juli 1876 gegründete und von Wilhelm Frick, Karl Klein und Max Neißer redigierte *Bremer Freie Zeitung* am 17. Oktober 1878 ihr Erscheinen eingestellt. An ihre Stelle trat die von Max Kaschke redigierte *Bremische Volkszeitung*, die aber bereits am 25.2.1879 wieder verboten wurde. Nachdem der Versuch, sie unter dem Namen *Bremer Morgenzeitung* fortzuführen, durch Konfiszierung der ersten Nummer vom 1. März vereitelt worden war, erfolgte am 13. März die Neugründung als *Bremer Tageblatt*. Diese Zeitung beschränkte sich im wesentlichen auf lokale Meldungen sowie Beiträge aus dem kulturellen Leben und druckte darüber hinaus nur gelegentlich Reden sozialdemokratisch gesinnter Reichstagsabgeordneter ab; wegen mangelnden Leserinteresses mußte sie ihr Erscheinen am 31. Oktober einstellen. Dauerhafter Erfolg war erst dem Nachfolger *Bremer Bürgerzeitung* beschieden, der am 1. Mai 1890 erstmals herauskam.

Schilleraether] Gemeint sind der Glaube an die handlungsleitende Macht von Idealen und die pathetische Propagierung dieser Überzeugung.

Welche Religion [...] Aus Religion!] Zitat aus Friedrich Schillers Distichon *Mein Glaube*, das 1796/97 erstmals im Rahmen der gemeinsam mit Goethe verfaßten *Xenien* erschien.

proteisch] D.h. unendlich wandelbar (wie der griechische Gott Proteus).

Ich kann nicht anders.] Von Martin Luther (1483-1546) stammt der zum geflügelten Wort gewordene Ausspruch „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.", der ein Bekenntnis zu existentieller Gesinnungsfestigkeit darstellt.

130,1-8 *Eine Zeitlang betreute ich [...] gewachsen.*] An anderer Stelle berichtet Julius Hart: „Weniger um der politischen Überzeugungen willen, als innerlich empört und entrüstet, im Menschlichen verletzt über unnütze Härten und Barbareien, mit denen unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes der Hauptvertreter der Arbeiterpresse in Bremen damals verfolgt wurde, übernahm ich an dessen Stelle für einige Zeit die Leitung des sozialdemokratischen Blattes und überließ bei meinem Weggang Peter den Redaktionsstuhl." Peter Hille: *Gesammelte Werke* (1916), a.a.O., S. 18. Hille redigierte das *Bremer Tageblatt* während des Jahres 1879.

130,11 Georg Droescher] Der im schlesischen Örtchen Purschkau geborene Schauspieler Georg Dröscher (1854-1945) war nach einem Engagement in Görlitz für die Spielzeit 1879/80 am Stadttheater Bremen beschäftigt, das seit 1876 von dem Schauspieler, Sänger und Stückeschreiber Emil Pohl (1824-1901) geleitet wurde, und wechselte dann nach Hannover, Sigmaringen und Mannheim. Von 1885-96 war er Oberregisseur, artistischer

Leiter und Darsteller am großherzoglichen Theater in Oldenburg. Anschließend ging er nach Berlin, wo er 1898 erst die Leitung des Belle-Alliance-Theaters (Tempelhofer Str. 7) übernahm und ab 1899 als Oberregisseur und Dramaturg am königlichen Schauspielhaus tätig war. In den Jahren 1902-17 führte er an der Komischen Oper Regie. Heinrich Hart zählt Pohl zu den darstellerischen „Realisten im besten Sinne des Wortes"; Heinrich Hart: *Das Königliche Schauspielhaus zu Berlin.* In: *Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Kunst* 1 (1898/99), S. 293-304, hier: S. 303.

130,13 Louis Kühn] Der aus dem schlesischen Glatz stammende Schauspieler Carl Emil – genannt Louis – Kühn (1816-1908) wirkte nach rasch wechselnden Engagements an diversen Orten – darunter Bremen – seit Ende der siebziger Jahre in Berlin, zunächst am Viktoriatheater, von 1879-81 am Nationaltheater und ab 1885 schließlich am Deutschen Theater. Grube berichtet in seinen Memoiren über die gemeinsame Bremer Zeit; siehe Max Grube: *Jugenderinnerungen eines Glückskindes*, a.a.O., S. 354-358. Als er 1852 am ersten Londoner Gastspiel im St. James-Theater teilnahm (siehe die folgende Anm.), war er in Darmstadt beschäftigt.

130,14f. *Emil Devrients [...] Londoner Gastspielreise*] Der in Berlin geborene Schauspieler und Sänger Emil Devrient (1804-1872) war nach kurzfristigen Engagements in Braunschweig, Bremen, Leipzig und Hamburg von 1831 bis 1868 am Dresdner Hoftheater beschäftigt, wo er sich überregional einen Ruf als Theaterdarsteller erwarb. Triumphale Auftritte erlebte er bei den beiden Gastspielreisen, die er gemeinsam mit anderen ausgewählten deutschen Akteuren im Juni 1852 und Juli 1853 nach London unternahm.

130,26 Blasewitz] Die außerhalb der Stadtgrenzen der sächsischen Hauptstadt malerisch an der Elbe gelegene Villensiedlung, ein ehemals sorbisches Fischerdorf, war bis zur Zwangseingemeindung im Jahr 1921 die reichste Gemeinde rund um Dresden; hier wohnten vor allem hohe Beamte, Fabrikdirektoren, Adelige, hochgestellte Militärpersonen und wohlhabende Künstler.

130,27f. *„Rosen, Rosen [...] Gehege* ...] Zitat aus dem mit der römischen Ziffer „I" versehenen ersten Text (S. 26f.) einer *Rosenzeit* betitelten Gedichttetralogie (S. 26-32), die in Julius Harts Band *Homo sum!* (1890) erschien.

130,30 *A. v. Eye*] Der Kunsthistoriker, Schriftsteller und Philosoph Johann Ludolf *August* von Eye (1825-1896) war von 1876 bis 1881 Kustos und Bibliothekar der Kunstgewerbeschule in Dresden.

130,31 *Schorerschen Familienblattes*] Das gewöhnlich wöchentlich erscheinende Familienblatt, das sich gezielt an eine sehr breite Leserschaft wandte,

die mit durchweg populär gehaltenen Beiträgen und vielen Illustrationen unterhalten und informiert werden sollte, gehört zu den historisch frühen Beispielen einer Publizistik für die Masse. Die im Verlag von Ernst Keil in Leipzig erscheinende Zeitschrift *Gartenlaube* (1853-1944) stellt dabei das prominenteste und auflagenstärkste Familienblatt in Deutschland dar; ihr folgten mit deutlichem zeitlichen und quantitativen Abstand – neben anderen – *Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung* (1858-1925) und *Daheim. Ein deutsches Familienblatt* (1863-1943 bzw. 1944); letzteres war eine bewußte Gegengründung zum „illustrierten Familienblatt" *Gartenlaube*. Das im Verlag Schorer in Berlin erscheinende Periodikum *Schorers Familienblatt. Eine illustrierte Zeitschrift* (1883-94) dann kann als eine Art später Nachzügler des Publikationstyps Familienblatt gelten. Hier finden sich im übrigen auch frühe Texte von Carl Bleibtreu, John Henry Mackay oder Johannes Schlaf.

131,11 *Schillergarten*] Ein im Vorort Blasewitz unmittelbar an der Elbe gelegenes Restaurant, das auch als Ausflugslokal beliebt war; ein Nachfolger gleichen Namens existiert heute noch.

131,19 Dresdener Vogelwiese] Ein im nahegelegenen Dresdner Stadtteil Johannstadt gelegener jahrmarktartiger Vergnügungspark.

131,23 *„Faust"*] Nachdem bereits ab der Mitte des 16. Jahrhunderts verschiedentlich Anekdoten und Schwänke über die Person eines Alchimisten und Arztes namens Faust aufgezeichnet wurden, fügte ein Unbekannter diese Episoden zu einer romanhaften Geschichte zusammen, die 1587 unter dem Titel *Historia von D. Johann Fausten* im Druck erschien und so weite Verbreitung fand, daß sie bald zu den sog. Volksbüchern gezählt wurde. Im Anschluß an Christopher Marlowes (1564-93) Drama *The Tragicall History of D. Faustus* (gedruckt 1604) entstanden dann seit dem 17. Jahrhundert verschiedene, meist moritatenartige Puppenspielfassungen, die u.a. auf Jahrmärkten und Volksfesten zur Aufführung kamen. Auch Goethe begegnete der Figur des Faust zuerst auf der Bühne eines Puppentheaters.

131,24 *„Pole Poppenspäler"*] Anspielung auf die Hauptfigur von Theodor Storms gleichnamiger Novelle (1874), in der ein Puppenspiel „Fausts Höllenfahrt" aufgeführt wird.

132,7 *neue Stelle in Kiel*] Heinrich Hart war im Jahr 1879 kurzzeitig als „Redakteur einer kleinen konservativen Zeitung in Kiel" tätig; *Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878-80*, hrsg. von Berthold Litzmann, a.a.O., S. 147, Anm. 1. Es handelt sich dabei wohl um die neugegründete *Kleine Kieler Zeitung. Allgemeines Anzeige- und Lokalblatt für Kiel, Gaarden, Ellerbeck, Wellingdorf, Neumühlen und Umgegend* (Kiel: Jensen 1879-88).

132,25 Ludwig Ganghofer] Der Schriftsteller Ludwig Ganghofer (1855-1920) kam im Herbst 1878/79 zum Abschluß seines Studiums nach Berlin, wo er im ‚Akademisch-literarischen Verein' die Harts kennenlernte und Mitarbeiter der *Deutschen Monatsblätter* wurde. Als er nach zwei Semestern seine Dissertation in Leipzig eingereicht und dort promoviert hatte, verließ er die Reichshauptstadt wieder. Um die Jahrhundertwende wurde Ganghofer dann der populärste Heimatschriftsteller und meistgelesene Autor des deutschen Kaiserreichs.

132,26f. *Marco Brociner*] Der aus Rumänien stammende Journalist und Schriftsteller Marco Brociner (1852-1942) studierte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre Philosophie zunächst in Heidelberg und dann in München. In der bayerischen Hauptstadt, wo er u.a. Beiträge für das sozialdemokratische Blatt *Zeitgeist* schrieb, lernte er Ludwig Ganghofer kennen, mit dem zusammen er später das „Schauspiel in vier Aufzügen" *Die Hochzeit von Valeni* (1889) verfaßte. Vgl. Heinrich Hart: [*Die Hochzeit von Valeni* von Ganghofer und Brociner.] In: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 204. Ende der siebziger Jahre lebten beide in Berlin. Während dieser Zeit war Brociner Mitglied des ‚Akademisch-literarischen Vereins'. Texte von ihm finden sich u.a. in Bd. 3 (April – September 1879) der *Deutschen Monatsblätter*.

132,31 *„Literatur"*] Von der Berliner Zeitschrift *Die Literatur. Monatshefte für Dichtkunst und Kritik* erschienen nur drei Hefte des Jahrgangs 1880.

132,33f. *aus [...] Philisterfelsen [...] herauszupumpen*] Anspielung auf das biblische Alte Testament (Ex 17,6), wo Moses zum Zeichen, daß Jahwe anwesend ist, Wasser aus einem Felsen fließen läßt.

132,35f. *Lilie auf dem Felde*] Bibelzitat (Matth. 6,19-34); sprichwörtliches Bild für Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit.

132,35f. *wie die Lilie auf dem Felde zu leben.*] Im Manuskript heißt es im Anschluß daran: „Im Winter 1880/81 übernahm ich von meinem Bruder die Redaktion des ‚Niederschlesischen Anzeigers' in Glogau, die er zum zweiten Male geführt hatte. In der Fortschrittspartei war die große Spaltung eingetreten, und von der Schaar Eugen Richters schieden sich die Sezessionisten ab, mit Forckenbeck und Rickert an der Spitze. Mein Bruder war auf die Empfehlung Forkenbecks hin von der neuen Partei nach Berlin berufen, um deren ‚Literarische Correspondenz,' zu leiten, das für die Redaktionen bestimmte Parteiblatt, wesentlich finanzpolitischen Inhalts. Viel Arbeit und Kopfzerbrechen machte mir die politische Leitung meines ‚Niederschlesischen Anzeigers' gerade nicht. In zwei Stunden war ich mit allem fix und fertig, mit der Scheeren- und Kleisterarbeit und der Herstellung des Leitartikels, – und froh stülpte ich meinen Hut wieder auf den Kopf,

um heimzuwandern und dort den Besuch der Musen zu empfangen. Mit traurigem Schütteln des Kopfes nur sah es mein Verleger Flemming. Er meinte, es gäbe ein schlechtes Beispiel für alle anderen im Geschäfte Angestellten. Mit meinen Leistungen erklärte er sich allerdings durchaus zufrieden und erteilte mir sogar mancherlei Lob und Anerkennung. Nur bat er mich dringend, auf dem Redaktionsschemel treu bis zwölf Uhr Mittags sitzend fest auszuharren, damit nicht auch die Glogauer Bürgerschaft die Ehrfurcht vor der Zeitung verliere, wenn sie so leicht und rasch zu Stande komme. Tun und lassen könne ich ja auf dem Bureau, was ich wolle. Auch dichten! Nur den Schein stundenlanger ernster redaktioneller Geistesanstrengung möchte ich aufrechterhalten. So saß ich denn von 8 bis 12 Uhr morgens still und gab ein leuchtendes Beispiel treuer bureaukratischer Pflichterfüllung und sitzfleischfester Arbeitsbereitwilligkeit.

Ertragen ließ es sich auch noch für mich, so lange die Pforten des Theaters geöffnet waren, und der fröhliche Verkehr hinter den Kulissen über die schläfrigen Stillen meiner Glogauer Festungstid hinüberhalf. Meister Heinrich Morwitz, der auch später als Berliner Bühnenleiter Geld und Lorbeeren sammelte und seine Gattin Alma Morgenroth, eine tüchtige Kraft der unvergleichlichen und seitdem nicht wieder erreichten Soubrettenkunst der 70er Jahre, hielten eine schützende Hand darüber, daß zwischen Theater und Presse, Kunst und Kritik nur brüderlich-innige, durch Eros und Bakchus geweihte Beziehungen herrschten. Aber als der Frühling ins Land kam und Thalias Hallen öde lagen, kreiste ich einsam wie ein Wolf im Käfig, um die Festungsmauern der Stadt und stand und stand auf dem Bahnhof uns starrte wehmütig den Zügen nach, die gen Berlin fuhren. Eines Sonnabends aber, ... ich wußte nicht, wie mir geschah, wie von Traumesgewalt war ich gepackt, ... und plötzlich saß ich im Wagen, ohne Koffer und Gepäck, und dampfte, unter schnödem Vertragsbruch, dem Land der Freiheit entgegen. Mein erster Gang war zu Max Stempel! Der war natürlich nicht daheim. Und nur mit Mühe, von der Wirtin mit äußerstem Mißtrauen beobachtet, eroberte ich mir das Recht, während der Nacht in seiner Wohnung auf ihn zu warten. Gegen sieben Uhr in der Frühe hatte der geschätzte Zeitgenosse endlich den Heimweg wieder gefunden und wußte nichts dagegen einzuwenden, daß ich ihn alsbald mit allen herzlichsten und dringendsten Empfehlungen versehen als meinen Ersatzmann nach Glogau expedierte. Und Flemming, mein Verleger, trug mir meine jähe Flucht und meinen Contraktbruch nicht weiter nach.

Der Sommer darauf, den ich in Bromberg als Redakteur der ‚Ostdeutschen Presse' verlebte, machte meiner Laufbahn als Politiker ein baldiges und frohes Ende. Mein Chefredakteur war Ernst Otto Hopp, der das Innere

besorgte, während ich die Auslandsbeziehungen pflegte und das Feuilleton und sämmtliche Künste verwaltete. Mit allen Parteien stand ich auf dem besten Fuß. Die Polen, welche den fünfzigjährigen Jubiläumstag ihrer Revolution mit inbrünstigen Nationalgesängen und ekstatischen Freiheitsliedern feierlich begingen, hoben mich sogar in später Mitternachtsstunde auf die Schultern und trugen mich jubelnd als einen der besten Ihrigen durch die fackelbeleuchteten Wege des Gartens. Und mit einer jungen blitzäugigen Slawentochter, die mir ihr Herz und ihre Hand für das Leben zur Verfügung stellte, beging ich das große Vermählungsfest der Nationen, das immerdar mein Traum von der Zukunft war und sein wird. Auch der Leiter der konservativen Presse in Bromberg hatte das beste Vertrauen zu mir und brachte mir die wohlwollendsten Gesinnungen entgegen. Er wollte seine Hochzeit feiern, die ihn auf acht Tage lang zu verreisen zwang, und bat mich um den collegialisch-freundlichen Gefälligkeitsdienst, ihn während dieser Zeit zu vertreten. Gewiß, gern war ich dazu bereit, tief durchdrungen vom Gefühl, daß die Politik vor der Liebe stets die Fahnen zu streichen hat. Und so verwaltete ich eine Woche lang von acht bis zehn die fortschrittlich-liberalen und von zehn bis zwölf Uhr die konservativen Interessen des deutschen Staatsbürgers. Gerade während dieser Zeit aber entbrannte eine hitzige Geistesfehde zwischen den beiden führenden Bromberger Zeitungen, und in zorniger Polemik wider einander um die letzten Grundlagen und obersten Gesetze der konservativen und der liberalen Weltanschauung erbittert wider einander streitend, – sprachen sich die beiden Redakteure, einer dem anderen, jede Kultur[,] Lebensbefähigung und Daseinsberechtigung ein für alle Mal ab.

Eine kleine Auseinandersetzung über die Rechte und Pflichten des Theaterkritikers, die ich mit meinem Verleger hatte, führte zu einem raschen Ende meiner Bromberger Tage. Des Verlegers Gattin war nicht völlig zufrieden mit mir, weil ich ihren Bühnenliebling nicht mit der Auszeichnung und dem Wohlwollen behandelt hatte, wie sie ihrem aesthetischen Gefühlsleben entsprachen. Im Laufe der Unterhaltung ersuchte ich den Zeitungsbesitzer, sofort das Redaktionszimmer zu verlassen und es nicht wieder während meines Aufenthaltes dortselbst, zu betreten. Und dann schickte ich ihm umgehend, eingeschrieben, meine Kündigung zu. Der Verleger war ein bißchen [korrigiert aus: „bischen"] besserer Mensch schon, als ich in meinen rabiaten jungen Tagen. Bald hatte er sich von seinem Schrecken erholt und freute sich meines frischen und resoluten Auftretens. Er bat mich sogar, zu bleiben, wollte mir umgehend das Gehalt erhöhen und stellte mir selbst die Kündigung meines guten alten Freundes Ernst Otto Hopp in nahe Aussicht und lockte mit dem Chefredakteursposten. Aber ich

war in Bromberg und meine Seele nur in Berlin – Berlin! Alle Schätze der Welt hätten nicht genügt, mich zurückzuhalten hinter Mauern, die ich wie die eines Gefängnisses verspürte. Wiederum war es eine warme Septembernacht, durch welche ich dahinfuhr, der Reichshauptstadt entgegenfiebernd, wie einem gelobten Land. Unser Wagen vierter Classe war gedrängt voll nur von den Künstlern und Künstlerinnen der beiden Sommertheater, mit denen ich ein paar Monate lang mancherlei frohe Stunden verzecht hatte. Wie der Thespiskarren verwandelte sich auch unser Eisenbahnwagen in eine Bühne, auf der die Aufführungen einer Operette improvisiert wurde, und so fuhren wir unter Gesängen, Lachen und großen Heiterkeiten wieder ein unter die Glas- und Eisenhallen des Berliner Bahnhofs.

Auch mein Bruder war wieder frei von Amt und Stellung. Der journalistische Bureaukratismus ging uns Beiden wider Fleisch und Blut, und je mehr er sich uns als notwendig aufzuzwingen versucht hatte, um so stärker ward in uns das Bedürfnis nach völlig freier künstlerischer und schriftstellerischer Tätigkeit. Nur nicht wieder in das Redaktionsjoch hinein. Auch das Herwegh'sche ‚Partei, – Partei!' war uns von allem das Zuwidrigste und das Attinghausen-Wort ‚Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg' nur gerade nicht in unserem Sinne geschrieben. Eben diese Welt des Krieges, des ewigen Kampfes um das Dasein ist die grundlegende größte Täuschung der menschlichen Vernunft, die Welt der lügnerischen Maya, und nur die Ueberwindung dieser alten Erde[,] des unausgesetzten Streitens aller wider alle, des unablässigen Haderns der Religionen und Staaten, der politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Schul- und Richtungen mit einander war im Grund und Kern für uns allein die Lebensaufgabe aller Lebensaufgaben. Wir suchten immer wieder eine *neue* Kunst, eine *neue* Wissenschaft, die *neue* Erde, den *neuen* Menschen, die *neue* Gemeinschaft, des allein fruchtbar-schöpferischen Handelns nur, für welches die gegenseitige Hilfe und Förderung das Selbstverständlichste, einzig Nützliche, Zweckdienliche, wie auch Angenehme, auch das Idealste und Beste ist, und wo – zu keinerlei Krieg überhaupt mehr Veranlassung gegeben ist.

‚Eine *neue* Presse' war denn auch die kleine Forderung, mit der wir unsere politischen Lehrlingsjahre abschlossen. Die Politik verdirbt den Charakter, und die eigentliche Kultur, der wahrhaft humane Mensch beginnen gerade erst da, wo die Politiker aufhörten. In einem Privatdruck setzten wir solche Ansichten auseinander, entwickelten das Programm einer neuen unpolitischen, – überpolitischen Tageszeitung und versandten unser Heft an alle berühmten deutschen Zeitgenossen. Es dauerte auch nicht lange, da sahen wir zu unserer großen Freude und Ueberraschung an allen Säulen in Berlin die Nachricht angeschlagen, daß demnächst unsere neue unpoli-

tische Zeitung erscheinen solle: ‚Tägliche Rundschau.' Auf unsere Anfrage beim Verleger erhielten wir eine sehr liebenswürdige Zuschrift und Aufforderung zum Besuch, zur Aussprache und zur eifrigsten Mitarbeiterschaft, – und als wir mehrere Jahre später in ein festes Verhältnis zur Rundschau traten, da versicherte uns der wackere Herr Brigl, daß es ihm endlich wie ein Stein vom Herz gefallen sei und daß er sich stets uns gegenüber wie von einem schlechten Gewissen bedrückt gefühlt habe. Nun, wir hatten auch nie daran gedacht, eine Anklage wegen literarischen Eigentums-Vergehens wider ihn oder eigentlich Friedrich Bodenstedt zu erheben ... Das Wichtigste ist, daß neue Kinder überhaupt geboren werden, und die Untersuchung der Vaterschaft wirklich nicht so wichtig. Nur vom Geld- und Geschäftsstandpunkt aus hat ein Erfinderpatentrecht Sinn und Wert. Aber mein Bruder und ich hatten das Tiefste immer wieder einzuwenden gerade gegen diesen Standpunkt, von der Ureinheit aller Dinge, geoffenbart in der Einheit des Geldes, als der allgemeinsten, höchsten und mächtigsten Einheit ....." (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2557)
von der Schaar [...] an der Spitze] Diese Aussage entspricht den historischen Vorgängen nur teilweise. Tatsächlich geschah folgendes: Nachdem es im Lauf der siebziger Jahre innerhalb der Reichstagsfraktion der Nationalliberalen Partei zu internen Gruppenbildungen gekommen war, spaltete sich im Juli 1879 zuerst ein rechter Flügel und Ende August 1880 dann auch ein linker Flügel ab. Die insgesamt 16 Abgeordneten unter der Führung Max von Forckenbecks und Heinrich Rickerts bezeichneten sich selbst als Liberale Vereinigung, wurden aber landläufig – nach dem Titel einer Schrift (*Die Sezession*) von Ludwig Bamberger – Sezessionisten genannt. Diese Gruppierung fusionierte am 5. März 1884 schließlich mit der Deutschen Fortschrittspartei (DFP), deren Führer seit Mitte der siebziger Jahre der Publizist und Politiker Eugen Richter (1838-1906) – ein erbitterter Bismarck-Widersacher und Vertreter des kleinbürgerlichen Flügels der Linksliberalen – war, zur Deutsch-Freisinnigen Partei. Der Jurist *Max*imilian Franz August von Forckenbeck (1821-1892) zählte 1866 zu den Mitbegründern der Nationalliberalen Partei und war von 1878-92 Oberbürgermeister der Stadt Berlin. Der Politiker und Philosoph Heinrich Rickert (1863-1936) war zunächst Führer der Liberalen Vereinigung, dann Leitfigur der Deutsch-Freisinnigen Partei; er wird dem großbürgerlich-intellektuellen Flügel des Linksliberalismus zugerechnet.
‚Literarische Correspondenz,'] Gemeint ist die *Liberale Correspondenz* betitelte Parteizeitung der sog. Sezessionisten; ihr Name orientiert sich an der – nur an Parteimitglieder abgegebenen – *Parlamentarischen Cor-*

respondenz aus der Deutschen Fortschrittspartei, die seit Februar 1877 von Eugen Richter und Ludolf Parisius herausgegeben wurde.

Flemming] Nach dem Tod des Glogauer Buchhändlers Karl F. Flemming (1806-1878) übernahmen seine beiden Söhne den Verlag des *Niederschlesischen Anzeigers*.

Festungstid] Anspielung auf Heinrich Ludwig Christian Friedrich – genannt Fritz – Reuters (1810-1874) in niederdeutscher Mundart verfaßte autobiographische Darstellung *Ut mine Festungstid* (1862), in der er von seiner siebenjährigen Festungsstrafe (1833-40) berichtet, zu der er im Zuge der sog. Demagogenverfolgung wegen seiner Zugehörigkeit zur Allgemeinen Burschenschaft verurteilt worden war.

Heinrich Morwitz [...] und seine Gattin Alma Morgenroth] Der ursprünglich im Bereich Bankwesen tätige Heinrich Morwitz (1837-1909) wechselte Mitte der siebziger Jahre seinen Beruf und war anschließend 35 Jahre lang Theaterdirektor an verschiedenen Bühnen in Deutschland und der Schweiz. Ab 1894 veranstaltete er jeweils im Sommer während der offiziellen Spielpause auf verschiedenen Berliner Bühnen Opernaufführungen (sog. Morwitz-Oper). Morwitz war seit 1883 in zweiter Ehe mit der Schauspielerin und Sängerin Alma Morgenroth verheiratet.

Thalias Hallen] D.h. die Theater; Thalia ist in der griechischen Mythologie die Muse des Schauspiels.

‚Ostdeutschen Presse'] Die in Bromberg verlegte Zeitung hatte 1877 zu erscheinen begonnen.

Ernst Otto Hopp] Der Lehrer, Schriftsteller und Publizist Ernst Otto Hopp (1841-1910) führte die von ihm gegründete *Ostdeutsche Presse* insgesamt vier Jahre lang. 1881 siedelte er nach Berlin über, wo er zunächst das *Deutsche Familienblatt* und im Jahr darauf dann die neu gegründete Wochenschrift *Echo* redigierte.

fünfzigjährigen Jubiläumstag ihrer Revolution] Polen existierte seit 1815 nicht mehr als eigenständiger Staat, sondern war durch die Schlußakte des Wiener Kongresses in einen russischen, einen österreichischen und einen preußischen Teil aufgespalten. 1830/31 brach auf russischem Territorium ein Aufstand aus, der die staatliche Souveränität wiederherstellen sollte; er wurde jedoch blutig niedergeschlagen, so daß ein großer Teil der polnischen Elite dazu gezwungen war, nach Frankreich zu emigrieren.

konservativen Presse in Bromberg] Gemeint ist vermutlich das *Bromberger Tageblatt* (1877ff.), denn das gleichfalls in Bromberg erscheinende *Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Posen* (1816ff.) war lediglich ein Verlautbarungsorgan ohne eigentlich redaktionellen Teil.

Herwegh'sche ‚Partei, – Partei!'] Als Reaktion auf Ferdinand Freiligraths nicht zuletzt gegen die Tendenzdichtung seiner Zeit gerichtetes Gedicht *Aus Spanien*, das am 30.11.1841 in Nr. 286 des *Morgenblatts für gebildete Leser* erschienen war und dessen zentrale Aussage lautet: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte / Als auf den Zinnen der Partei", verfaßte Georg Herwegh eine poetische Entgegnung, die mit den Worten „Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen, / Die noch die Mutter aller Siege war" beginnt und die unter dem Titel *An Ferdinand Freiligrath* zunächst in Nr. 14 der liberalen Zeitschrift *Sächsische Vaterlands-Blätter* vom 1.2.1842 abgedruckt. Die zitierte Zeile wurde dann zu einem Losungswort im Vormärz.

‚Eine neue *Presse'*] Heinrich Hart/Julius Hart: *Eine neue Presse. Aufruf und Programm.* Bremen: Kühtmann in Commission 1879.

Attinghausen-Wort ‚Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg'] Hier liegt eine Verwechslung vor. Das Zitat stammt aus der zweiten Szene des zweiten Aktes (V. 725) von Friedrich Schillers Tragödie *Wallensteins Tod* (Uraufführung 1799; Erstdruck 1800). Die Figur des Freiherrn von Attinghausen jedoch begegnet in Schillers Drama *Wilhelm Tell* (Uraufführung und Erstdruck 1804); dort findet sich allerdings kein derartiger Ausspruch.

Welt der lügnerischen Maya] „Maya" ist ein Begriff aus der altindischen Philosophie und meint die hinduistisch-buddhistische Vorstellung von der scheinhaft-illusionären Wahrnehmung der Wirklichkeit durch unsere Sinne, die dem Zustand der Erleuchtung im Wege steht. Dieses Konzept wurde von Arthur Schopenhauer aufgegriffen und vor allem in seinem Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819/44) erkenntnistheoretisch akzentuiert.

‚Tägliche Rundschau.'] Die 1881 gegründete *Tägliche Rundschau. Unabhängige Zeitung für nationale Politik* war „in politischer Hinsicht deutschnational eingestellt; ihr Schriftleiter war der deutsch-national eingestellte Kunst- und Kulturhistoriker Willy Pastor (1867-1933), ein Anhänger von Fechners Naturphilosophie.

Herr Brigl] B. Brigl war Verleger und Eigentümer der *Täglichen Rundschau.*

Friedrich Bodenstedt] Der Journalist und Schriftsteller Friedrich von Bodenstedt (1819-1892) machte sich u.a. durch seine Shakespeare-Übersetzungen einen Namen und gab von 1881-88 die *Tägliche Rundschau* heraus.

133,4 *„auf die Postille [...] Ofens"*] Zitat aus Johann Heinrich Voß' (1751-1826) Idylle *Der siebzigste Geburtstag* (1781).

133,6f. *„O wie liegt so weit, [...] was mein einst war."*] Zitat aus Friedrich Rückerts (1788-1866) Gedicht *Aus der Jugendzeit* (1831).

133,8f. *„Süßer Frieden, [...] Brust ...“*] Zitat aus Johann Wolfgang Goethes Gedicht *Wandrers Nachtlied* (1789).

133,19 *im vorigen Jahre*] D.h. 1926.

133,21 *Feier meiner silbernen Hochzeit mit dem Hause Scherl*] Im Jahr 1900 beendeten die Brüder Hart ihre bisherige Tätigkeit als Theaterkritiker für die *Tägliche Rundschau* und wechselten zur neugegründeten Zeitung *Der Tag*, die von August Scherl verlegt wurde.

133,40f. *liberale Tageszeitung [...] Münster*] Gemeint ist die *Westfälische Provinzial-Zeitung* (1873-82); siehe Anm. zu 35,18.

134,22f. *das alte Bibelwort [...] sorgen“*] Matth. 6,34.

135,1f. *sybaritisches*] Siehe Anm. zu 62,3.

136,36 *Margarethe Halm*] Siehe Anm. zu 28,27.

136,36 *Aspasia*] (Griech.) Name einer schönen und geistreichen Athenerin, die mit Sokrates und Perikles befreundet war.

136,38 *„An die deutsche Poesia.“*] Siehe Anm. zu 27,12.

137,31 *Zerberusse*] Der Kerberos (griech.) oder Cerberus (lat.) war der dreiköpfige Hund, der in der antiken Mythologie die Unterwelt bewachte. Der Begriff ist eine weitverbreitete Bezeichnung für eine abweisende Instanz, die den Zugang zu etwas verwehrt.

138,10 *Burgen des Zeitgeistes*] Vermutlich handelt es sich hier um eine Anspielung auf Heinrich Heines Äußerung: „Journale sind jetzt unsere Festungen“; die Autoren des Jungen Deutschland waren jedenfalls eine feste Bezugsgröße für die deutschen Naturalisten.

138,14 *Selbstherrscher sein*] Möglicherweise wirkt hier die Erinnerung an Friedrich Schillers Drama *Wilhelm Tell* nach, wo der andernorts (siehe Anm. zu 132,35f.) erwähnte Freiherr von Attinghausen die Worte „Selbstherr sein“ (V. 855) gebraucht. Der Terminus des „Selbstherrschers“ war aber auch ein Kennbegriff im Vormärz; er findet sich u.a. bei Bettine von Arnim (1785-1859) und Bruno Bauer (1809-1882).

138,36 *Entschschen Schauspieleralmanach*] Der in Berlin verlegte, zwischen 1862 und 1883 von Albert Entsch herausgegebene *Deutsche Bühnen-Almanach* erschien von 1854 bis 1893; sein Vorgänger war der 1837 begründete *Almanach für Freunde der Schauspielkunst*.

139,20 *W. Friedrich*] Der Leipziger Verleger Wilhelm Friedrich (1851-1925) brachte vor allem in den achtziger Jahren zahlreiche Werke naturalistischer Autoren heraus; seit 1879 vertrieb er darüber hinaus das den Zielen der neuen Bewegung aufgeschlossene *Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes*, später auch die Zeitschrift *Die Gesellschaft* des Münchner Naturalistenkreises.

139,30 *die beiden Verlagskontrakte*] Der Verlagsvertrag mit J. Kühtmann und Co. vom 9./11.3.1878, der sich auf die Zeitschrift *Deutsche Monatsblätter* bezieht, hat sich im Nachlaß der Harts erhalten (vgl. Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 424). Aus dem darauffolgenden Jahr, datiert vom 7./17.3.1879, stammt übrigens ein weiterer Kontrakt mit dem Verlag über ein dann doch nicht zustande gekommenes „Jahrbuch deutscher Poesie" (ebd.).

139,37 *Schimäre*] Chimère (frz.): Hirngespinst, Wahnvorstellung.

141,6f. *wie das Bismarck [...] ausgesagt hatte*] Gegenüber Deputierten aus Rügen, mit denen er Anfang November 1862 zusammentraf, klagte Bismarck – nach einem rasch weiterkolportierten Bericht im *Kreisblatt* der Insel – darüber, „dass die *oppositionelle Presse [...] zum grossen Teil in Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten* sich befinde"; *Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes*, gesammelt und erläutet von Georg Büchmann. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow: Neunzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin: Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling) 1898, S. 549f. Diese Äußerung wurde dann von vielen Intellektuellen auf alle Journalisten bezogen. Die Auseinandersetzung mit der ostentativ kunstkritischen Einstellung des Reichskanzlers gehört zu den Kennzeichen des deutschen Frühnaturalismus. Vgl. neben dem *Offenen Brief an den Fürsten Bismarck* (1882) der Harts etwa Carl Bleibtreus Artikel *Das Preußentum und die Poesie* – in: *Die Gesellschaft* 1 (1885), S. 329-335 – und *An den Reichskanzler. Nach seiner Rede vom 28. Januar 1886* – in: *Die Gesellschaft* 2 (1886), S. 116.

142,19 *Brief von Josef Kürschner*] Nicht bekannt.

143,3f. *Liberalen Correspondenz*] Siehe Anm. zu 132,35f.

143,4f. *unter der Leitung [...] Sezessionspartei*] Siehe Anm. zu 132,35f.

143,9f. *Feuilleton [...] über Johannes Scherr*] Julius Hart: *Der Alte vom Zürichberg*. In: *National-Zeitung (Morgen-Ausgabe)*, 34. Jg., Nr. 208, 4.5. 1881. In Holz' *Buch der Zeit* findet sich im übrigen eine lyrische *Widmung an Johannes Scherr*, in welcher dieser gleichfalls als „Alter vom Zürichberg" tituliert wird; Arno Holz: *Das Werk*, Bd. 1, a.a.O., S. 151.

143,15 *„Anthologie der Liebe"*] Heinrich Hart/Julius Hart (Hrsg.): *Das Buch der Liebe. Eine Blütenlese aus der gesammelten Liebeslyrik aller Zeiten und Völker* (Leipzig: Otto Wigand 1882).

143,36 *Ernst von Wolzogen [...] „Lumpengesindel"*] Siehe Anm. zu 41,9f.

144,5f. *Zukunftsprogramm [...] eröffneten*] Gemeint ist der Aufsatz *Wozu, Wogegen, Wofür?* im ersten Heft (S. 3-8) der *Kritischen Waffengänge* (Leipzig: Otto Wigand 1882).

144,9 *Wesen der Kritik Paul Lindaus*] Siehe Anm. zu 25,24. Der erwähnte Artikel *Paul Lindau als Kritiker* erschien in Heft 2 (S. 9-43) der *Kritischen Waffengänge* (Leipzig: Otto Wigand 1882).

144,11 *Heinrich Kruse*] Der Journalist, Reiseerzähler und Dramatiker Heinrich Kruse (1815-1902) war lange Zeit Redakteur der *Kölnischen Zeitung*. Attackiert wurde er in dem Artikel *Der Dramatiker Heinrich Kruse*, der in Heft 1 (S. 9-58) der *Kritischen Waffengänge* (Leipzig: Otto Wigand 1882) erschien.

144,34 *Paul Ernst*] Der Theologiestudent Paul Ernst (1866-1933) ging im Herbst 1886 zunächst für ein Probesemester nach Berlin und kehrte ein Jahr später erneut in die Reichshauptstadt zurück. Schon bei seinem ersten Aufenthalt kam er in Kontakt mit den Brüdern Hart (vor allem mit Julius), die ihn auch dazu ermunterten, an den Versammlungen des Vereins ‚Durch' teilzunehmen. Ernsts frühe Gedichte thematisieren vorrangig seine Zweifel daran, ob er zu einer Existenz im Dienst der Religion berufen sei.

145,13 *o Tage von Friedrichshagen*] Vgl. Anm. zu 47,39.

145,14 *Evoe*] (Lat.) Der Jubelruf der antiken Bacchantinnen war eine beliebte Kennformel des späten 19. Jahrhunderts, die in vielen Texten begegnet.

145,21-23 *von einem Paradies, [...] Utopia des Thomas Morus*] Es handelt sich hier allesamt um literarische Modelle von Ursprungs- oder Endzeitutopien. Der Paradiesesmythos stammt aus der Bibel und steht am Anfang der menschlichen Geschichte. Arkadien ist – in Anlehnung an das abgeschiedene Hochland in der Mitte Südgriechenlands, das von alters her diesen Namen trägt – der Inbegriff einer vorindustriellen und staatsfernen ländlichen Idylle; die neuzeitlichen Vorstellungen rekurrieren dabei im allgemeinen auf die bukolischen Schilderungen der Antike (Vergil). Die Elysion – lat.: Elysium – genannte Insel der Seligen ist in der griechischen Mythologie ein paradiesischer Ort im äußersten Westen des Erdkreises, der vom Okeanos umflossen ist und zu dem jene Helden entrückt werden, die von den Göttern geliebt wurden oder denen diese Unsterblichkeit schenkten; hier herrscht ewiger Frühling und ein Trank aus der Quelle der Lethe ermöglicht ewiges Vergessen aller irdischer Leiden. Der englische Philosoph und Staatsmann Francis Bacon (siehe Anm. zu 187,31) berichtet in seiner 1627 postum veröffentlichten fiktiven Reisebeschreibung *The New Atlantis* von der Insel Bensalem, auf der tugendhafte Bewohner, die dem Wissenserwerb eine herausragende Rolle beimessen, in einem perfekten Staatswesen zusammenleben; Bacons Neu-Atlantis wurde vielfach als Entwurf eines pazifistisch-sozialistischen Wunschbilds angesehen. Und der englische Jurist und Staatsmann Thomas Morus – eigentlich: More – (1478-1535) schildert in seinem Werk *De optimo statu rei publicae deque nova insula*

Utopia (1516) ein erfundenes Inselreich, in dem Grund und Boden gemeinsamer Besitz sind und Bildung sowie religiöse Toleranz herrschen; Morus' Text gilt heute als erstes Beispiel des utopischen Romans. Zu Bimini vgl. Anm. zu 76,26.

145,25 *Engel des flammenden Schwertes*] Anspielung auf die biblische Erzählung vom Paradies, aus dem Adam und Eva, die ersten beiden Menschen, wegen ihres Ungehorsams, ihrer Verführbarkeit und Wißbegierde vertrieben werden. Um zu verhindern, daß sie dorthin zurückkehren können, postiert Gott als Wächter einen Erzengel mit einem Flammenschwert vor dem Eingang.

145,28 *„Neuen Gemeinschaft"*] Siehe Anm. zu 68,10.

145,33 *Prospero-Schätze*] Der Zauberer Prospero, vormals Herzog von Mailand, ist eine Figur aus William Shakespeares Drama *The Tempest* (*Der Sturm*, 1611); sie herrscht über den Luftgeist Ariel und über Caliban, den deformierten Sohn der Hexe Sycorax.

146,4 *‚Gründeutschland'*] Siehe Anm. zu 43,30. Ob tatsächlich Oskar Blumenthal diese Bezeichnung geprägt hat, läßt sich heute nicht mehr nachprüfen.

146,13 *Café Größenwahn*] Das an der Ecke Kurfürstendamm/Joachimstaler Straße gelegene Café des Westens wurde von den Berlinern wegen der vielen Intellektuellen und Künstler, die dort verkehrten, spöttisch Café Größenwahn genannt. Als Stichwortgeber für diese Begriffsprägung dürften Carl Bleibtreus „pathologischer Großstadtroman" *Größenwahn* (3 Bde., Leipzig: Wilhelm Friedrich 1888) bzw. Rose Austerlitz' um 1900 erschienener „Roman aus der Berliner Künstlerwelt" *Café Größenwahn* (Berlin: H. Seemann o.J.) fungiert haben.

146,15 *‚die Überwindung des Naturalismus'*] Siehe Anm. zu 63,24-27.

147,26 *‚Durch'*] Siehe Anm. zu 46,27-29.

147,29 *Jägerschen Wollregimes*] Der praktische Arzt und Professor für Physiologie, Anthropologie und Zoologie Gustav Jäger (1832-1917) propagierte aus medizinischen Gründen das Tragen von Unterbekleidung aus Wolle. Um sein Konzept zu verbreiten, ließ er sich die von ihm entworfene sog. ‚Jägerwäsche', die aus reiner Schafschurwolle ohne jegliche Beimischung bestand, patentieren; vertrieben wurde dieses Produkt von der bekannten Firma Wilhelm Benger & Söhne in Stuttgart, die Niederlassungen in den großen Weltstädten hatte und in nahezu alle Industriestaaten lieferte.

147,39 *Pokulieren*] (Lat.-dt.) Bechern, zechen, saufen.

148,12 *Jenseits der Weltstadt*] Anspielung auf Wilhelm Bölsches Aufsatzsammlung *Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur* (Leipzig: Diederichs 1901).

148,34 *Zeiten der Homerischen Gedichte*] Anspielung auf die Epen *Ilias* und *Odyssee* des antiken Dichters Homer; gemeint ist eine fabelhafte Vorzeit, die der Geschichte vorangeht.

148,35 *Don Quijote*] Gemeint ist der Held von Miguel de Cervantes y Saavedras Roman *El Ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha* (1605/15), der angelesenes (Schein-)Wissen irrtümlich auf die Wirklichkeit überträgt und dadurch scheitert. Vgl. Anm. zu 9,23.

148,39 *‚Wilhelm Tell'*] In der Regieanweisung zur allerersten Szene von Schillers Drama *Wilhelm Tell* (1804) heißt es: „Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreigen und das harmonische Geläut der Herdenglocken". Der sog. Kuhreigen ist ein Gesang der Schweizer Hirten, um die Kühe zum Melken zu rufen.

149,4f. *Meininger Bühnenkunst*] Siehe Anm. zu 108,19.

149,5 *Otto Brahms'*] Siehe Anm. zu 51,32. Brahm trug durch seine Stückauswahl und seine Inszenierungstätigkeit entscheidend dazu bei, daß sich der Naturalismus auf dem Theater durchsetzte; er machte damit Berlin zur Hauptstadt der naturalistischen Bewegung.

149,8 *Rousseauscher Erhabenheit und Einfachheit*] Der französische Schriftsteller und Philosoph Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) prägte Mitte des 18. Jahrhunderts die Formel „retour à la nature" („zurück zur Natur"), die zum Bezugspunkt vieler zivilisationskritischer Denkkonzepte wurde.

149,10f. *ehernen Kantschen Vernunft*] Durch den streng logischen Aufbau seiner Philosophie und ihre Kategorienlehre gilt das Denken des in Königsberg lehrenden deutschen Philosophen Immanuel Kant (1724-1804) als Inbegriff des Rationalismus.

149,13 *„Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg"*] Siehe Anm. zu 132,35f.

149,14 *jüngstdeutschen*] Siehe Anm. zu 43,30.

149,33f. *Wilhelm Boelsche [...] frisch verheiratet*] Bölsche hatte sich 1892 mit Adele Bertelt verehelicht, von der er sich aber schon 1895 wieder scheiden ließ. Das Heiratsdatum von Bruno Wille und seiner Frau Elisabeth ließ sich nicht ermitteln.

149,37 *Klein-Weimar*] Auf Grund der Tatsache, daß um 1800 u.a. Goethe, Wieland und Herder in Weimar wohnten, galt die sächsische Kleinstadt als ‚Musenhort in der Provinz' und als besonders herausgehobener Ort der deutschen Kulturgeschichte.

150,6 *„Friedrichshagener Vorort-Realismus"*] Das Zitat ließ sich nicht ermitteln.

150,6f. *Otto Neumann-Hofer*] Gilbert *Otto* Neumann-Hofer (1857-1941), ein Studienfreund Sudermanns, gehörte dem Vorstand der ‚Freien Literarischen Gesellschaft' an.

150,8f. *Geld war nur Schimäre.*] Ganz ähnlich heißt es bei Servaes: „Geld war ja überhaupt in dieser ganzen Gesellschaft nicht vorhanden. Es herrschte eine Art von Gütergemeinschaft. Wer gerade Geld hatte, half den anderen aus; wer keins hatte, scheute sich im geringsten nicht, von den ‚Brüdern' zu nehmen." Franz Servaes: *Strindberg in Berlin. Nach eignen und fremden Erinnerungen.* In: *Westermanns Monatshefte* 60 (1915/16), Bd. 119, S. 55-64, hier: S. 57.

150,10f. *Dr. Benedikt Friedländers*] Der Naturforscher, Nationalökonom und Soziologe Adolph Nathan Carl *Benedict* Friedlaender (1866-1908) – kurz: Benedikt Friedländer – unternahm nach seiner 1888 an der Universität Berlin absolvierten Promotion von 1893 bis 1900 ausgedehnte Studienreisen in der ganzen Welt. Außer naturwissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte er – unter dem Einfluß Eugen Dührings – Schriften über die soziale Frage und die Geschichte des Sozialismus sowie über Homosexualität. Er dabei trat als entschiedener Gegner der Frauenemanzipation auf und propagierte eine ‚männliche' Kultur.

150,12 *Eugen Dühring*] Der Philosoph und Nationalökonom Karl *Eugen* Dühring (1833-1921) war einer der einflußreichsten deutschen Vertreter des Positivismus. Er bekannte sich zum Sozialismus, vertrat eine materialistische Weltanschauung und trat offen für den Antisemitismus ein. Vgl. Heinrich Harts Aufsatz *Mit und ohne Dühring*, der im vierten Jahrgang (1893) der *Freien Bühne* erstmals erschien und dann unter dem Titel *Eugen Dühring und die moderne Literatur* erneut in Band 3 der *Gesammelten Werke* publiziert wurde (S. 295-314).

150,14 *Magus*] (Lat.) Morgenländischer Priester, unakademischer Gelehrter, Naturkenner; der Begriff war bei den Zeitgenossen eine Standardformel zur Kennzeichnung Hilles.

150,18 *Diogenesmantel*] D.h. durch eine zur Schau gestellte Armut und Bedürfnislosigkeit. Der zur Schule der Kyniker zählende Diogenes von Sinope (ca. 399-323 v. Chr.) war ein griechischer Philosoph, der entsprechende Werte vertrat.

150,19 *Damaskustag*] Der ungläubige Paulus von Tarsus – der im Volksmund auch unter dem Namen Saulus firmiert – hatte vor den Toren der Stadt Damaskus eine Christus-Vision und wurde daraufhin zum Christen und Heidenmissionar. Der Begriff Damaskuserlebnis oder Damaskustag steht deshalb für eine Bekehrung, durch die das Denken und Handeln eines Menschen völlig verändert wird. August Strindberg verfaßte eine Dramentrilogie unter dem Titel *Nach Damaskus* (*Till Damaskus* I-III, 1898-1904).

150,26f. *aus den roten Zimmern [...] anfing*] Anspielung auf den Titel von Strindbergs frühem Roman *Das rote Zimmer* (*Röda Rummet*, 1879). Im

Verlauf der neunziger Jahre rückte der Autor vom Naturalismus ab und wandte sich u.a. religiösen Fragestellungen zu. Die damit verbundene weltanschauliche Krise schildert er in seinem autobiographischen Roman *Inferno* (1897).

150,31 *Toddy*] Skandinavischer Name für eine Art Grog, der aus heißem Wasser und Cognac oder Whisky besteht.

151,8 *mussieren*] Schäumen, perlen (von frz. „mousser").

151,27f. *‚Sohn der Magd'*] Titel eines autobiographischen Romans (*Tjensteqvinnans son*, 1886) von August Strindberg, in dem er seine in ärmlichen Verhältnissen verbrachte Kindheit schildert. Der Autor war der Sohn eines verarmten Adeligen und einer Magd.

151,33 *diluvianische Zeiten*] Sintflutliche, d.h. prähistorische Zeiten.

151,35 *Schwedenbärtchen*] Kombination eines Oberlippenbartes mit einem schmalen Bärtchen in der Mitte unterhalb der Unterlippe.

152,6 *Christian Dietrich Grabbes*] Siehe Anm. zu 37,3.

152,12 *wie ein steinerner Gast*] In Wolfgang Amadeus Mozarts (1756-1791) Oper *Don Giovanni* (1787) tritt als Verkörperung des Todes die Figur des steinernen Gastes auf; hier als stehende Redewendung für einen regungslosen und schweigsamen Tischgenossen gebraucht.

152,23 *‚Schwarzen Ferkel'*] In der an der Ecke Unter den Linden/Wilhelmstraße gelegenen Weinhandlung und Probierstube (Neue Wilhelmstraße) von Gustav Türcke, „die ihren Namen nach einem gefüllten bessarabischen Weinschlauch trug, der unter sehr oberflächlicher Ähnlichkeit mit einem dunklen Borstentier unter dem Pfosten der Eingangstür pendelte", gab es einen kleinen Nebenraum, in dem sich von November 1892 bis zum Herbst 1894 eine bohèmehafte Stammtischrunde um den polnischen Schriftsteller Stanislaw Przybyszewski traf; Carl Ludwig Schleich: *Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen*. Volksausgabe. München: Droemersche Verlagsanstalt 1952, S. 206. Sie bestand neben deutschen (darunter Otto Julius Bierbaum, Wilhelm Bölsche, Max Dauthendey, Richard Dehmel, Otto Erich Hartleben, Peter Hille, Arno Holz, Johannes Schlaf) auch aus zahlreichen skandinavischen Künstlern und Literaten – u.a. August Strindberg, Edvard Munch, Holger Drachmann, Gunnar Heiberg, Christian Krohg – und proklamierte die von Hermann Bahr ausgerufene „Überwindung des Naturalismus".

152,34 *‚In tyrannos'*] (Griech.) Unter Despoten bzw. Gewaltherrschern; zu einer weitverbreiteten Losung wurden diese Worte durch die ein Jahr nach der Erstausgabe (1781) herausgekommene „zwote verbesserte Auflage" von Friedrich Schillers Drama *Die Räuber* (1781), deren Titelvignette sie zieren.

153,25f. *Philipp Franck, Hendrichs, Meyer-Förster, Fidus*] Der Landschaftsmaler *Philipp* Johann Heinrich Franck (1860-1944) zog 1892 nach Berlin und war dort Professor an der königlichen Kunstschule; er setzte sich vehement für eine Reform der Ausbildung für Zeichenlehrer ein und war Mitbegründer der Berliner Sezession. Mit „Hendrichs" ist wohl der Maler und Lithograph Hermann Hendrich (1856-1931) gemeint, der vor allem durch seine Darstellungen aus der nordischen und deutschen Mythologie – darunter auch Szenen aus Opern Richard Wagners – bekannt war. Zu Meyer-Förster siehe Anm. zu 10,26. Der Maler Hugo Höppener (1868-1948) stand der Lebensreformbewegung nahe und legte sich als Künstler das Pseudonym ‚Fidus' zu; er illustrierte auch Publikationen von Julius Hart sowie die Zeitschrift *Die neue Gemeinschaft*.

153,28-31 *„Für die Poeten [...] haben wird."*] Gekürztes Zitat aus den *Literarischen Erinnerungen* von Heinrich Hart (vgl. S. 48,8-18).

154,17f. *daß er sich [...] erwachte*] Anspielung auf die berühmte Äußerung Byrons, die dieser am 10. März 1812 angesichts der kurz zuvor erfolgten Veröffentlichung der ersten beiden Gesänge von *Childe Harold* getan haben soll: „I awoke one morning and found myself famous."

154,22f. *„Einsame Menschen", [...] „Der Biberpelz", „Der rote Hahn"*] Gerhart Hauptmann: *Einsame Menschen. Drama* (Berlin: S. Fischer 1891); *Der Biberpelz. Eine Diebskomödie* (Berlin: S. Fischer 1893); *Der rote Hahn. Tragikomödie in Vier Akten* (Berlin: S. Fischer 1901).

155,3f. *Paul Scheerbart*] Paul Scheerbart gilt als Neubegründer der literarischen Phantastik in Deutschland. Vgl. auch Julius Harts Aufsatz *Über Paul Scheerbart* in: *Freie Bühne für modernes Leben* 3 (1892), S. 1334-1336.

155,18 Verein „Durch"] Siehe Anm. zu 46,27-29. Hauptmann wurde am 21. Mai 1887 ordentliches Mitglied des Vereins.

155,23 *Besuch*] Wie dem Protokollbuch des Vereins ‚Durch' zu entnehmen ist, fand dieser Besuch am 8. Mai 1887 statt: „[...] Ausflug nach Erkner und Umgegend [...]. Abfahrt 7^{45}. Teilnehmer 11 Personen (nur Herren). In Erkner Kaffee. Im Walde bei der Woltersdorfer Schleuse Picknick mit Bier. In Rüdersdorf Mittagsmahl und Besteigung des Berges. Zurück mit Dampfschiff nach der Schleuse. Besteigung des Aussichtsturmes. Mit Dampfer nach Erkner. Besuch bei Herrn Hauptmann, welcher in seinem Heim ein lukullisches Mahl und eine hochfeine Bowle hergerichtet hatte. Bacchantische Freuden." *Verein Durch. Facsimile der Protokolle 1887. Aus der Werdezeit des deutschen Naturalismus*, a.a.O., unpaginiert.

156,1 *„Bahnwärter Thiel"*] Hauptmanns „novellistische Studie aus dem märkischen Kiefernforst" *Bahnwärter Thiel* (1888) wurde zunächst im vierten

Jahrgang der Zeitschrift *Die Gesellschaft* (S. 747-774) abgedruckt und erschien anschließend auch in Buchform (Berlin: S. Fischer 1892).

156,13 *konsequenten Naturalismus*] Siehe Anm. zu 50,7f.

156,14f. *Hauptmann [...] Anhänger*] Siehe Anm. zu 51,21.

156,16 *überwältigenden Eindruck*] Beredtes Zeugnis dafür ist der Brief, den Julius Hart Hauptmann darüber am 19. August 1889 schrieb. Darin heißt es etwa: „Ich habe in dem Werke an echter elementarer dichterischer Kraft noch weit mehr gefunden, als ich erwartete"; Gerhart Hauptmann: *Notiz-Kalender 1889 bis 1891*. Hrsg. von Martin Machatzke. Frankfurt a.M./ Berlin/Wien: Propyläen 1982, S. 153-156, hier: S. 154.

156,17 *Brief an Otto* Brahm] Siehe Anm. zu 54,27.

156,24 *Dr. Kastan*] Der Arzt und Geburtshelfer Isidor Kastan (1840-1931) war Redakteur des *Berliner Tageblatts*.

156,25f. *eine Geburtszange auf die Bühne reichte*] Im Polizeibericht heißt es hierzu: „Nachdem mehrere der Anwesenden namentlich Damen voll Entrüstung halb ohnmächtig das Theater vorher verlassen hatten, stellte sich der Dr. Kastan in den Parquettgang, langte aus der Rocktasche eine ärztliche Geburtszange hervor, hielt dieselbe hoch empor und rief, ‚dies gehört hierher', worauf er das Theater verließ." Zitiert nach: *Theater als Geschäft. Berlin und seine Privattheater um die Jahrhundertwende*. Hrsg. von Ruth Freydank unter Mitarbeit von Ines Hahn, Petra Louis, Bärbel Reissmann, Angelika Ret, Heike Stange. Berlin: Edition Hentrich 1995 (= Publikation des Stadtmuseums Berlin), S. 140.

156,29 Else Lehmann] Daß die weibliche Hauptrolle der Helene Krause mit der damals noch wenig bekannten Schauspielerin besetzt wurde, war eine Entscheidung Schlenthers. Else Lehmann (1866-1940) begründete mit dieser darstellerischen Leistung ihre anschließende, ruhmreiche Theaterkarriere.

156,30 *Wallner-Theater*] Die in der Blumenstr. 9b gelegene und nach dessen Leiter, dem österreichischen Schauspieler Franz Wallner (1810-1876) – eigentlich Leidesdorf – genannte Vorstadtbühne spielte vor allem Lokalpossen, aber auch französische Konversationsstücke.

157,37 *freien Volksbühne*] Siehe Anm. zu 56,8.

158,16-159,33 *Ein recht fideles Gefängnis [...] betreten.*] Siehe in diesem Zusammenhang die ausführliche romanhafte Schilderung *Das Gefängnis zum Preußischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgerei* (Jena: Diederichs 1914) von Bruno Wille, die Julius Hart hier u.a. als Quelle diente. Als Frontispiz des Buches dient übrigens eine Photographie des Gebäudes, auf der auch Julius Hart abgebildet ist.

158,39 *Kerkermeister*] Gemeint ist der Friedrichshagener Amtsdiener Bolle, der den inhaftierten Wille zu beaufsichtigen hatte.

159,12 *Operettengefängnis, wie in der „Fledermaus"*] Die 1874 im Theater an der Wien uraufgeführte „komische Oper" in drei Akten *Die Fledermaus* von Johann Strauss jun. (1825-1899) ist die wohl bekannteste Operette der Musikgeschichte. Der dritte Akt dieser Verwechslungskomödie spielt in einem Gefängnis, in dem ein betrunkener Wärter Aufsicht führt und wo sich am Schluß eine ausgelassene Ballgesellschaft einfindet.

159,39 *„Sibirien in Preußen."*] Siehe Bruno Wille: *Sibirien in Preußen. Auf administrativem Wege – ohne Richterspruch – als religiöser und politischer Ketzer hinter Schloß und Riegel gebracht. Ein Weckruf aus dem Gefängnis* (Stuttgart: Lutz 1896). Weil das preußische Schulkollegium „Personen, bei denen in religiöser oder politischer Beziehung Bedenken" vorlagen, die Berechtigung zur Erteilung von Privatunterricht untersagen und dieses Verbot obendrein mit Polizeigewalt durchsetzen konnte, zog Wille daraus den polemischen Schluß, daß „im ‚Rechtsstaat' Preußen Zustände" herrschen würden, „die gewissen russischen ähneln und die knappe Bezeichnung rechtfertigen: *Sibirien in Preußen*"; ebd., S. 113.

160,1f. *J'accuse!*] (Frz.) „Ich klage an!" Titel eines als offener Brief an den Präsidenten der Republik gestalteten Artikels von Émile Zola, der am 13. Januar 1898 auf der Titelseite der Pariser Zeitung *L'Aurore* erschien und in dem der Verfasser die Regierung des Antisemitismus in der sog. Dreyfus-Affäre (1894-1906) bezichtigt. Diese engagierte Parteinahme gilt gemeinhin als Proklamationsurkunde des modernen Intellektuellen, der Stellung auch zum politischen Tagesgeschehen bezieht.

160,8 *ethischen Unterricht, [...] Dogmatik*] In Julius Harts Manuskript heißt es, daß Wille dabei „an Stelle der Religion und Metaphysik die Ethik und reinweltliche Sittenlehre setzte" (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2568).

160,9 *Kultus- und Unterrichtsministers*] Robert Graf von Zedlitz-Trützschler (1837-1914) war in den Jahren 1891/92 preußischer Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

160,11f. *diesem verruchten [...] zu machen*] Bislang, d.h. von 1872 bis 1891, waren in Preußen Kinder vom Religionsunterricht in der Volksschule befreit, wenn die Eltern eine Erklärung abgaben, selbst für eine entsprechende Unterweisung zu sorgen. Im Januar 1892 aber änderte sich die Rechtsauffassung des Ministeriums unter Berufung auf neuere gerichtliche Urteile. Artikel 12 der Verfassung, der die Freiheit des Religionsunterrichts gewährleistet, wurde durch Verweis auf Artikel 21 eingeschränkt, der die Eltern dazu verpflichtet, ihre Kinder zur öffentlichen Volksschule – und

damit auch zum staatlichen Religionsunterricht – zu schicken. Der für eine Unterrichtsbefreiung notwendige Nachweis, daß die Kinder anderweitig Religionsunterricht erhalten, könne – so wurde argumentiert – von atheistisch-freireligiös eingestellten Eltern gar nicht erbracht werden, weil eine Religion ohne den Glauben an einen persönlichen Gott nicht denkbar sei.

160,27 *Lieschens*] Siehe Anm. zu 149,33f. Eine Schilderung Elisabeth Willes findet sich bei Max Halbe: *Jahrhundertwende. Erinnerungen an eine Epoche*. München/Wien: Langen Müller 1976, S. 47f.

161,19f. *zwei junge Damen [...] Schriftstellerin*] Wie aus dem Manuskript hervorgeht, handelte es sich um Therese Krüger, eine aus Kopenhagen stammende Freundin Laura Marholms, die skandinavische Literatur ins Deutsche übertrug, und „Fröken Blumenreich, des S. Fischer-Verlages fleißige Uebersetzerin aus allen drei nordischen Sprachen" (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2568).

161,37 *mehrjährigen Aufenthaltes in Friedrichshagen*] Im Manuskript heißt es ausführlicher: „Wir wohnten damals in Friedrichshagen, einem noch ganz idyllischen Vorort von Berlin, eine Stunde Bahnfahrt von diesem blöden Wasserkopf entfernt. Noch tutete an jedem Morgen ein gewaltiges Horn durch die Stille des Dorfes, und der Gemeindehirt sammelte die Kühe, die aus den einzelnen Ställen hervortrotteten, um sie zur gemeinsamen Weide zu führen. Von Rousseauschen und Tolstojschen Gefühlen durchwärmt und begeistert, hatten wir uns aus dem Lärm der Weltstadt hinausgeflüchtet in die Arme der Natur. Bruno Wille und Willy Boelsche entdeckten zuerst die Sonnenseite und Reize dieses Idylls am Müggelsee, und es hatte sich dort eine höchst fröhliche, selige, immer vergnügte Poeten- und Künstlergemeinschaft zusammengefunden. Friedrichshagen war geradezu ein Klein-Klein-Weimar geworden. Ein gemütlicher Treffpunkt für die jungen Stürmer und Dränger jener Jahre, die dort ihre Zusammenkünfte, Feste, Symposien feierten. Berühmte Gäste aus aller Herren Ländern fanden sich ein. Aber die stillen alteingesessenen Bewohner Friedrichshagens nahmen doch auch viel Anstoß an dem für sie durchaus lockeren und sündhaften Treiben. Für sie waren wir schlechthin nur Tagediebe. Besonders der Gemeindevorsteher mit dem verderbenschnaubenden Namen Drachholz haßte uns aus tiefster Seele. Das Herz des alten ehemaligen preußischen Unteroffiziers war empört, daß die Anwesenheit durch Künstler-[,] Demokraten- und Revoluzzerpacks die Ehre, den Namen, das gute konservative Ansehen seines Dorfes schändete. Nie hätte er sich träumen lassen, daß in seinem Friedrichshagen noch einmal Straßen nach unserem Namen getauft würden." (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2568) Die

Harts wohnten von 1891-97 in Friedrichshagen und zogen anschließend zurück nach Berlin.

162,8 *Wirtshaus*] Das Friedrichshagener Gefängnis befand sich im hinteren Gebäudetrakt des Gasthofs zum Preußischen Adler (Müggelstraße).

163,17 *Kommers*] Siehe Anm. zu 116,40.

164,2 *Selma*] Selma Hesse hatte Otto Erich Hartleben während seines Studienaufenthalts in Leipzig (1886/87) kennengelernt. 1890 ließ sich das Paar in Berlin nieder, konnte aber erst nach dem Tod von Hartlebens Großvater heiraten; die Trauung fand am 2. Dezember 1893 statt. Allerdings knüpfte Hartleben schon 1896 zusätzlich ein intimes Verhältnis mit seiner Jugendfreundin Ellen von Döhn an. Nach seinem Tod gab Selma die biographische Darstellung: *„Mei Erich". Aus dem Leben Otto Erichs* (Berlin: S. Fischer 1910) heraus.

164,5f. *Lou Andreas Salomé*] Die russisch-deutsche Schriftstellerin Lou Andreas-Salomé (1861-1937), die zunächst in Zürich Religionswissenschaften, Philosophie und Kunstgeschichte studiert hatte, lebte seit Ende 1882 in Berlin. Nach ihrer Heirat (1887) mit dem Orientalisten Friedrich Carl Andreas (1846-1930) kam sie mit vielen Berliner Schriftstellern und Künstlern in Kontakt und schloß sich zeitweilig dem Friedrichshagener Dichterkreis an.

164,8f. *Dostojewskis „Memoiren aus dem Totenhaus"*] Fëdor Michajlovič Dostoevskij (1821-1881), der neben Turgenev und Tolstoi als bedeutendster russischer Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, wurde 1849 wegen angeblich staatsfeindlicher Aktivitäten verhaftet und zum Tode verurteilt, unmittelbar vor der Hinrichtung aber von Zar Nikolaus I. begnadigt und zu vier Jahren Verbannung mit Zwangsarbeit verurteilt. Während seiner Festungshaft in Omsk (1850-54) führte er ein Tagebuch, das die Materialbasis für den fiktiven Text *Zapiski iz mërtvogo doma* (1861/62) – dt.: *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus* (1884) – bildet, in dem das Leben in einem sibirischen Gefangenenlager beschrieben wird. In Deutschland bekannt wurde das Werk nicht durch die erste anonyme Übersetzung unter dem Titel *Aus dem todten Hause. Denkwürdigkeiten eines nach Sibirien Verbannten* (Dresden: Minden 1886), sondern durch die Ausgabe: *Memoiren aus einem Totenhaus*. Aus dem Russischen übersetzt. von Hans Moser. Leipzig: Reclam o.J. [ca. 1888] (= Reclams Universal-Bibliothek 2647-49)].

164,16 *Pereat*] Verwünschungsformel (von lat „perire": umkommen); Gegenbegriff zu „Vivat" („er/sie lebe hoch").

164,28 *pater peccavi*] D.h. flehentliche Bitte um Vergebung; „pater peccavi" (lat.: „Vater, ich habe gesündigt) ist eine aus der Bibel (Luk. 15, 21) stammende Reueformel.

165,3f. *Die Begründung [...] zusammenfiel*] Tatsächlich ist Julius Hart erst im Frühjahr 1891 nach Friedrichshagen gezogen; vgl. Dagmar Kaiser: *„Entwicklung ist das Zauberwort". Darwinistisches Naturverständnis im Werk Julius Harts als Baustein eines neuen Naturalismus-Paradigmas*, a.a.O., S. 342.

165,19f. *Victor Hugo, Balzac*] Obgleich Victor Hugo (1802-1885) gemeinhin der Romantik zugerechnet wird, wird er u.a. wegen des Werks *Les misérables* (1862) – dt.: *Die Elenden* – doch zugleich als wichtiger Vertreter des Sozialromans angesehen. Honoré de Balzac (1799-1850) ist neben Stendhal der wohl bedeutendste französische Romancier der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und gilt als Autor des Realismus. Sein Hauptwerk stellt der unvollendete Zyklus *La Comédie Humaine* dar, in dem er in über 80 Bänden versuchte, die Gesellschaft seiner Zeit in ihrer Totalität darzustellen.

165,22 *Lyrikerrevolution*] Siehe Anm. zu 46,23-25.

165,24 *Skien*] Geburtsort Ibsens in Norwegen.

165,25 *dem Vers den Garaus gemacht*] Siehe Anm. zu 50,22f.

165,31f. *Er war von je ein Lyriker [...] schwieriker.*] Diese Verse, deren Herkunft unbekannt ist, zitiert bereits Carl Bleibtreu in seinem im ersten Jahrgang der *Gesellschaft* (1885) erschienenen Aufsatz *Neue Lyrik. Kritische Studie* (S. 553), der in überarbeiteter Form dann Eingang in seine Broschüre *Revolution der Litteratur* (1886) fand.

165,37 *Versequilibrist*] Dichterischer Balancierkünstler.

165,39 *Platenschen*] Siehe Anm. zu 38,18.

166,1 *Freiligrath*] Nachdem Ferdinand Freiligrath (1810-1876) in seiner Lyrik zunächst exotische Schauplätze und Themen bevorzugt hatte, politisierten sich seine Texte im Verlauf der vierziger Jahre immer stärker. Ab 1851 lebte er lange Zeit im Londoner Exil.

166,1 *Herwegh*] Georg Herwegh (1817-1895) gilt als einer der Hauptvertreter der politischen Lyrik im Vormärz. Nach der 1848er Revolution radikalisierten sich seine politischen Anschauungen, und er wurde vom liberalen Demokraten zum Sozialisten.

166,2 *Geibels*] Der epigonale Gründerzeitpoet Emanuel Geibel (1815-1884), der damals weithin als *„der* Lyriker" in Deutschland galt, unterhielt in München einen Dichterkreis; Max Grube: *Jugenderinnerungen eines Glückskindes*, a.a.O., S. 303.

166,9 *ausgefahrenen Gleisen*] Arno Holz und Johannes Schlaf hatten ihre im Stil des ‚konsequenten Naturalismus' verfaßten, experimentellen Prosatexte unter dem Titel *Neue Gleise* (Berlin: F. Fontane & Co. 1892) veröffentlicht.

166,32 *Die Kunst wird naturalistisch [...] sein*] Abgewandeltes Zitat einer Äußerung von Émile Zola. Im Abschnitt „Le naturalisme au théâtre" seiner Programmschrift *Le roman expérimental* (1880) heißt es: „notre théâtre sera naturaliste ou il ne sera pas"; Émile Zola: *Le roman expérimental*. Nouvelle édition. Paris: Bibliothèque-Charpentier 1902, S. 156. Auch Johannes Schlaf zitiert diesen Ausspruch in seinen „persönlichen Erinnerungen" *Die Anfänge der neuen deutschen Literaturbewegung* (*Der Zeitgeist. Beiblatt zum ‚Berliner Tageblatt'*, Nr. 25, 14.7.1902).

167,15 *Sänger ‚deutscher Weisen'*] Hart spielt hier auf das konventionelle und stark vergangenheitsorientierte lyrische Frühwerk von Holz an, wie es in den beiden Gedichtsammlungen *Klinginsherz! Lieder* (Berlin: Arendt 1883) und den gemeinsam mit Oskar Jerschke verfaßten *Deutschen Weisen* (Berlin/Leipzig: Parrisius 1884) dokumentiert ist.

168,6 *in spanische Stiefel einzuschnüren*] Zitat aus dem ersten Teil von Goethes Tragödie *Faust* (V. 1913), wo der Ausdruck als Metapher für Formen geistiger Dressur fungiert. Sog. spanische Stiefel waren ein besonders von der spanischen Inquisition angewandtes Folterinstrument, bei dem die Füße und Beine des Delinquenten mittels Eisenplatten zusammenquetscht wurden. Dieser Vergleich findet sich schon in dem frühen Aufsatz der Harts *Für und wider Zola* (1882) aus den *Kritischen Waffengängen*.

168,7 *Die Kunst hat die Tendenz, Natur zu sein.*] In der Erstauflage von Arno Holz' Programmschrift *Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze* (1890/91) lautet das zentrale ästhetische Gesetz: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jedweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung." Arno Holz: *Das Werk* [...]. Bd. 10: *Die neue Wortkunst. Eine Zusammenstellung ihrer ersten grundlegenden Dokumente*. Berlin: J.H.W. Dietz Nachfolger 1925, S. 83. Später verkürzte es der Autor zu der Formel: „Die Kunst hat die Tendenz, die Natur zu sein; sie wird sie nach Maßgabe ihrer Mittel und deren Handhabung." Vgl. Anm. zu 50,27.

168,10f. *das Einseitige [...] Kunstlehren*] Siehe Anm. zu 26,29. Die Harts hatten Zolas Ästhetik schon sehr frühzeitig kritisiert; vgl. Heinrich und Julius Hart: *Für und gegen Zola*. In: *Kritische Waffengänge*. Hrsg. von Heinrich und Julius Hart. 2. Heft. Leipzig: Otto Wigand 1882, S. 44-55, sowie die beiden Aufsätze von Julius Hart: *Der Zolaismus in Deutschland*. In: *Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 16 (1886), Bd. 30, S. 214-216, und: *Der Zolaismus und seine Nachahmung*. In: *Tägliche Rundschau* 6 (1886), Unterhaltungs-Beilage, S. 433-435 und 437f.

168,12f. *wie Natur und Kunst sich fliehen*] Paraphrase einer Verszeile aus dem 19. Auftritt von Goethes „Vorspiel bei der Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt" *Was wir bringen* (1802): „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen …". Der betreffende Text wurde nach Goethes Tod aus dem Vorspiel herausgelöst und als Sonett gern in Gedichtsammlungen des Autors aufgenommen.

169,8f. *im armen Poetenkämmerlein*] Eine entsprechende Schilderung findet sich in: Arno Holz: *Das Werk*. Erste Ausgabe mit Einführungen von Hans W. Fischer. Bd. 10: *Die neue Wortkunst. Eine Zusammenstellung ihrer ersten grundlegenden Dokumente*. Berlin: J.H.W. Dietz Nachfolger 1925, S. 106f.

169,11 *‚Familie Selicke'*] Das von Johannes Schlaf und Arno Holz gemeinsam verfaßte Drama *Familie Selicke* wurde am 7. April 1890 von der ‚Freien Bühne' uraufgeführt; die Inszenierung wurde ein Mißerfolg, wodurch der Theaterverein zwischenzeitlich in eine Krise geriet. Vgl. auch Heinrich Harts Besprechung der Aufführung der *Familie Selicke* an der ‚Freien Bühne' in: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 328.

169,13 *Familienkatastrophe*] So lautet im übrigen der Untertitel von Gerhart Hauptmanns Drama *Das Friedensfest* (1890)

169,17 *L'Arronge*] Der Bühnenautor Adolphe L'Arronge – eigentlich: Aronsohn – (1838-1908) kaufte 1881 das sog. Friedrich-Wilhelm-Städtische Theater (Schumannstraße 13), eine ehemalige Operettenbühne, und machte es zur Spielstätte einer nach dem Vorbild des ‚Théâtre français' gegründeten Sozietät von Stückeschreibern und Schauspielern. Das unter dem Namen ‚Deutsches Theater' am 29. September 1883 neueröffnete Haus setzte vor allem durch seine von Pathos befreiten Inszenierungen klassischer Stücke neue Maßstäbe in der Bühnenkunst; allerdings wurden dort sonst nur noch französische Konversationsdramen und epigonale deutsche Bühnenwerke aufgeführt, während die moderne Dramatik unberücksichtigt blieb. Deshalb wurde L'Arronge von den Autoren des Naturalismus verschiedentlich attackiert; vgl. Heinrich Hart: *Das Deutsche Theater des Herrn L'Arronge*. In: *Kritische Waffengänge*. Hrsg. von Heinrich und Julius Hart. Bd. 4. Leipzig: Otto Wigand 1883, S. 3-69, sowie Conrad Alberti: *Herr L'Arronge und das Deutsche Theater. 3 Briefe an eine Freundin* (Leipzig: Schlicke 1884). L'Arronge leitete das Haus bis Ende Juni 1894 und übergab die Direktion dann an Otto Brahm.

169,17 *Wilbrandt*] Adolf von Wilbrandt (1837-1911) war Mitarbeiter der von Heinrich Hart redigierten Zeitschrift *Deutsche Dichtung*. Die Schauspielerin Agnes Sorma (siehe Anm. zu 53,34) hatte ihren ersten Auftritt am

Deutschen Theater in Berlin am 15. Oktober 1883 in Wilbrandts Einakter *Jugendliebe*.

169,25f. *‚Berliner Tageblatt'*] Das von Rudolf Mosse (1843-1920) im Dezember 1871 gegründete, freisinnig eingestellte *Berliner Tageblatt* war Ende des 19. Jahrhunderts die meistgelesene Zeitung Deutschlands.

169,35 *Weinstube von Kempinski*] Siehe Anm. zu 51,30-32.

169,37 *Julius Stettenheim*] Der Journalist und Schriftsteller Julius Stettenheim (1831-1916) gründete 1862 das politisch-satirische Blatt *Die Wespen* und gab später auch die Zeitschrift *Humoristisches Deutschland* heraus.

170,1 *Meister Antoines*] André Antoine (1858-1943) rief im Frühjahr 1887 in Paris das ‚Théâtre libre' ins Leben, das sich dadurch auszeichnete, daß hier Theaterstücke aus der jüngeren und jüngsten Zeit mit Hilfe von Amateurdarstellern in einem unpathetischen, schmucklosen Stil inszeniert wurden. In nur drei Jahren wurden so über 60 bisher ungespielte Dramen zur Aufführung gebracht. Große Beachtung fand das Gastspiel, welches das ‚Théâtre libre' im Herbst 1887 in Berlin gab.

170,9 *‚Jacques Damour'*] Léon Henniques (1850-1935) Einakter *Jacques Damour* (1887) ist die vom Autor genehmigte Dramenadaption einer Erzählung von Émile Zola, die zuerst im Feuilleton der Pariser Tageszeitung *Le Figaro*, 29. Jg. [3. Folge], Nr. 117-122 vom 27.4. bis 2.5.1883, erschien.

170,9 *‚Odeon'*] Das 1782 eröffnete ‚Théâtre National de l'Odéon'.

170,19 *ähnliche Pläne und Absichten*] Nähere Einzelheiten über dieses Vorhaben sind nicht bekannt. Schon im Jahr 1900 wurden die Harts freilich als „die eigentlichen Begründer der freien Bühne" bezeichnet; [Otto Julius Bierbaum:] *Steckbriefe erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur* von Martin Möbius mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler 1900, S. 67. Wie Richard Kralik in seinen Memoiren berichtet, sei ihm am 6. November 1886 in einem Brief von Julius Hart mitgeteilt worden, „es habe sich in Berlin eine theatralische Gesellschaft gebildet im Sinne der ‚Modernen Dichtercharaktere'"; Julius Hart habe ihn bei dieser Gelegenheit um ein unveröffentlichtes Bühnenmanuskript gebeten und erläuternd hinzugefügt: „Unsere Gesellschaft ist ein Bühnenreformverein." Richard Kralik: *Tage und Werke. Lebenserinnerungen.* Wien: Vogelsang-Verlag 1922, S. 112. Der Verfasser resümiert: „Aus dem Gedanken der Brüder Hart entstand drei Jahre später die ‚Freie Bühne'." (Ebd., S. 113)

170,20 *Theaterliebhaberverein ‚Urania'*] Von den drei alteingesessenen Vereinen für Theaterfreunde ‚Urania' (1792 gegründet), ‚Thalia' und ‚Konkordia', die es in Berlin gab und die auch als Liebhaberbühnen fungierten,

bestand in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts nur noch der erstgenannte. Die Mitglieder trafen sich jeweils im Saal eines Restaurants.

170,36 *‚Börsen-Courier'*] Der *Berliner Börsen-Courier* erschien seit dem 1. Oktober 1868. Die erwähnte Aufführungsbesprechung ließ sich bislang nicht ermitteln.

171,3f. *Zionswächter*] Strenger Verfechter des orthodoxen Glaubens.

171,14 *materielle Erwerb und Gewinn*] So heißt es etwa in der gedruckt verbreiteten Aufforderung der ‚Freien Bühne', mit der Interessenten zum Beitritt bewogen werden sollten, explizit, daß das Unternehmen „FREI ist von den Rücksichten auf Theatercensur und Gelderwerb"; zitiert nach der Reproduktion in: *Theater als Geschäft. Berlin und seine Privattheater um die Jahrhundertwende*, a.a.O., S. 137.

172,9f. *widersprach als Brutus, [...] übrigen"*] Der römischer Politiker Marcus Iunius Brutus Caepio (85-42 v. Chr.), kurz Brutus genannt, gehörte zu einer Gruppe von Senatoren, die sich gegen den von diesem Gremium zum Diktator auf Lebenszeit ernannten Gaius Iulius Caesar (100-44 v. Chr.), der das Ende der Republik herbeigeführt hatte, verschworen und ihn am 15. März 44 v. Chr. ermordeten. Da Brutus zuvor ein Vertrauter Caesars gewesen und von diesem protegiert worden war, ist sein Name sprichwörtlich für einen Verräter in den eigenen Reihen geworden. Das Zitat ließ sich nicht nachweisen.

172,16 *Ludwig Fulda*] Siehe Anm. zu 11,34.

172,16 *Fritz Mauthner*] Der Schriftsteller und Philosoph Fritz Mauthner (1849-1923), der seit 1876 in Berlin lebte, arbeitete zunächst als Theaterkritiker beim *Berliner Tageblatt* und redigierte in den Jahren 1889/90 dann die „Wochenschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und soziales Leben" *Deutschland*; er war bereits Mitarbeiter der von den Harts herausgegebenen *Deutschen Monatsblätter*.

172,35f. *modernen Dichtercharakteren*] Siehe Anm. zu 41,15.

172,38 *Anzengruber*] Siehe Anm. zu 53,18.

172,39f. *Neuert, Hofpaur, Amalie Schönchen*] Am Münchner Volkstheater am Gärtnerplatz hatte sich in den späten siebziger Jahren ein Ensemble von Volksschauspielern zusammengefunden, das bevorzugt Dialektstücke auf die Bühne brachte; zu ihnen gehörten u.a. Hans Neuert (1838-1912) – der auch selbst Dramen schrieb –, Max Hofpauer (1845-1920) – der zudem als Theaterdirektor fungierte und vielfach als Rezitator auftrat – und Amalie Schönchen (1836-1905). Diese Truppe wurde außerhalb der bayerischen Hauptstadt kurz die ‚Münchener' genannt. Ihr erstes – nur mäßig erfolgreiches – Gastspiel in Berlin begann am 5. Juni 1879 auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne; vgl. hierzu den Bericht von Ludwig Ganghofer:

Lebenslauf eines Optimisten. Neubearbeitete Auflage. München/Zürich: Droemer Knaur 1974, S. 370-375. Die Tournee wurde im Jahr darauf mit großer Resonanz wiederholt. Wegen ihres ungekünstelten und lebensnahen Darstellungsstils wurden sie vielfach mit den ‚Meiningern' verglichen; siehe etwa Max Remy: *Die „Meininger" des bayerischen Hochlands*. In: *Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart*. Hrsg. von Heinrich Hart, Julius Hart und Max Stempel. 3. Bd. (April 1879 – September 1879). Bremen: Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung, S. 383-385. Vgl. auch die diversen Aufführungsbesprechungen der Harts von Gastspielen der ‚Münchener' in Berliner Theatern. In: *Tägliche Rundschau* 8 (1888), Unterhaltungs-Beilage, S. 220, 299f. und S. 340, sowie in: *Tägliche Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 12 und 144.

173,8 *‚Frau vom Meere'*] Nachdem die deutsche Erstaufführung von Ibsens *Fruen fra havet* am 12. Februar 1889 am Weimarer Hoftheater stattgefunden hatte, hatte das Stück am 5. März 1889 im königlichen Schauspielhaus Berlin Premiere. Vgl. hierzu Julius Harts Aufführungsbesprechung in *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 223f.

173,11 *nach alten Barnayschen Rezepten*] Der Schauspieler Ludwig Barnay – eigentlich: Ludwig Lacroix – (1842-1924) war einer der Gesellschafter der ‚Aktiengesellschaft Deutsches Theater zu Berlin' und wirkte an diesem Haus auch als Schauspiellehrer. Darüber hinaus begründete er das am 16. September 1888 eröffnete Berliner Theater (Charlottenstraße) mit, das vor allem Stücke klassischer Autoren zur Aufführung brachte und das er bis 1894 leitete.

173,12f. *Emmerich Robert aus Wien*] Der seit 1878 am Wiener Burgtheater engagierte Schauspieler Emmerich Robert (1847-1899) spielte in der von der ‚Freien Bühne' veranstalteten Inszenierung von Ibsens Drama *Gespenster* die Figur des Oswald; allerdings hat er in dieser Rolle „vollständig mißfallen", wie Conrad Alberti am 3. Juni 1890 an Adam Müller-Guttenbrunn schreibt; Peter Sprengel/Gregor Streim: *Berliner und Wiener Moderne. Vermittlungen und Abgrenzungen in Literatur, Theater, Publizistik*. Mit einem Beitrag von Barbara Noth. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1998 (= Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur 45), S. 623.

173,13f. Agnes Sorma] Siehe Anm. zu 53,34.

173,14 *Reicher*] Emanuel Reicher (1849-1924) war von 1888 bis 1890 am Berliner Schauspielhaus engagiert, von 1890 bis 1892 am Residenztheater, von 1892 bis 1894 am Lessing-Theater und anschließend am Deutschen Theater. In von der ‚Freien Bühne' veranstalteten Inszenierungen spielte Reicher u.a. am 1. Juni 1890 den Robert in Gerhart Hauptmanns Drama *Das*

Friedensfest und am 12. Oktober dieses Jahres den Rittmeister in August Strindbergs Drama *Der Vater*.

173,14 *Krausneck*] Siehe Anm. zu 53,22.

173,18 *‚Wildente'*] Anspielung auf Henrik Ibsens Drama *Vildanden* (1884, Uraufführung 1885 in Bergen), das 4. März 1888 am Residenztheater in Berlin seine deutsche Erstaufführung hatte; vgl. Julius Harts Aufführungsbesprechung in: *Tägliche Rundschau* 8 (1888), Unterhaltungs-Beilage, S. 224.

174,21 *das Überbrettl und das Kabarett*] Siehe Anm. zu 66,7. Die Anfänge des deutschen Kabaretts sind – ebenso wie die ‚Freie Bühnen'-Bewegung von der Zielsetzung geprägt, die Kunst zu popularisieren und sie dabei auch niederen sozialen Schichten nahezubringen.

174,23f. *odi profanum vulgus*] (Lat.) Geruch des gemeinen Volkes; vgl. auch Anm. zu 59,37f.

174,25 *Horazischen Gebärden*] Hart hat hier wohl die von Horaz in seiner Schrift *Ars poetica* geprägte Formel ‚prodesse et delectare' im Sinn und spielt darauf an, daß die Kunst nicht nur erfreuen bzw. unterhalten, sondern zugleich auch nützen solle.

174,32 *simonische Wesen*] D.h. die Ansicht, daß Kunst ein Mittel zum Geldverdienen sei. Der Magier Simon glaubte nach apokrypher Überlieferung, die Macht des Heiligen Geistes kaufen zu können (Apg. 8, 18ff.).

175,6f. *vor Sonnenaufgang [...] neue Ziele*] Anspielung auf Gerhart Hauptmanns Drama *Vor Sonnenaufgang* und Friedrich Nietzsches Schrift *Die Morgenröte* (1881). Formeln wie „neues Leben, neue Wege und neue Ziele" waren zu dieser Zeit inflationär; Heinrich Hart etwa hatte einen seiner frühen Essays *Neue Welt* (1878) betitelt.

175,25 *seraphischen*] (Hebr.-dt. bzw. lat.-dt.) Lichthellen, leuchtenden.

175,27 *Glas von Salviati*] Antonio Salviati (1816-1890) hatte in Murano bei Venedig eine Glasfabrik gegründet und war im späten 19. Jahrhundert einer der führenden Hersteller und Restauratoren von kunsthandwerklich herausragenden Glasarbeiten. Er knüpfte dabei vor allem an die in Vergessenheit geratene Tradition der venezianischen Mosaiktechnik an. In dieser Funktion wird er übrigens auch von Conrad Alberti, einem Weggefährten Julius Harts, in seinem Aufsatz *Karl Frenzel und der Realismus* erwähnt; vgl. *Die Gesellschaft* 4 (1888), S. 1034-1042, hier: S. 1036.

176,4f. *allgemeine deutsche Volksversammlung [...] abzulegen*] Eine entsprechende Veranstaltung des Vereins ‚Durch' wird im Protokollheft nicht erwähnt. Allerdings engagierten sich dessen Mitglieder später mehrfach publizistisch für Zola; so veröffentlichte beispielsweise Eugen Wolff im sechsten Heft der ersten Reihe der *Deutschen Schriften für Litteratur und*

Kunst eine Abhandlung über *Zola und die Grenzen von Poesie und Wissenschaft* (Kiel/Leipzig: Lipsius & Tischer 1891), und Leo Berg übersetzte nicht nur Zolas Schrift *Der naturalistische Roman in Frankreich* (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1893) ins Deutsche, sondern verfaßte 1894 im zweiten Jahrgang der *Der Zuschauer* betitelten „Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben" auch einen Aufsatz über *Emile Zola als Kunstkritiker* (S. 227-229).

177,18f. *Messiasse der Literatur*] Hart greift hier einen Begriff auf, den Carl Bleibtreu in die zeitgenössische Debatte eingeführt hat. So bezeichnete dieser Julius Hart in einem undatierten Brief aus dem Jahr 1886 als „Messias der Poesie" (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Signatur: Atg. 10368). Wenig später dann gebrauchte er den Begriff dann allerdings abwertend, als er in seinem Roman *Größenwahn* (1888) die als Verkörperung Heinrich Harts konzipierte Figur Heinrich Edelmann ironisch als „Messias" (Bd. 2, S. 111) titulierte.

177,19 *„Messiäser"*] Nicht ermittelt.

177,20 *Konrad Alberti*] Siehe Anm. zu 11,28.

178,13 *„Freien literarischen Gesellschaft"*] Siehe Anm. zu 60,5.

178,17f. *Otto Erich Hartleben [...] Pierrot-Lunaire-Übersetzungen*] Siehe Anm. zu 10,29 und zu 60,36.

178,30 *Tolstojschule*] Tolstoi gründete 1849 die ‚Freien Schulen für Bauernkinder', in denen er ein libertäres Erziehungskonzept umsetzte. Als diese 1862 von der Polizei geschlossen wurden, legte er seine pädagogischen Grundsätze in der Schrift *Die Schule von Jasnaja Poljana* nieder.

179,19 *Kainz*] Der in Wien aufgewachsene Josef Kainz (1858-1910) galt als einer der bedeutendsten Charakterdarsteller seiner Zeit. Er war zunächst Schauspieler an den Hoftheatern in Meiningen und München und gehörte dann von 1883 bis 1887 und von 1892 bis 1898 dem Ensemble des ‚Deutschen Theaters' in Berlin an; 1899 wechselte er schließlich ans Wiener Burgtheater.

179,37f. *Emile Bergerats „La Nuit bergamasque"*] Émile Bergerats (1845-1923) Einakter *La Nuit bergamasque*.

179,38 *Oskar Météniers „En Famille"*] Oscar Météniers (1859-1913) „comédie en un acte, en prose" *En Famille*. Über die Pariser Uraufführung berichtete Hermann Bahr am 2. April 1890 in einem Artikel der *Freien Bühne für modernes Leben* (S. 265f.).

180,20 *S. Fischer*] Samuel Fischer (1859-1934) war nach einer Buchhandelslehre in Wien (1874-80) 1883 zunächst als Kompagnon in die Berliner Verlagsbuchhandlung Hugo Steinitz eingetreten. Nachdem er sich 1886

selbständig gemacht hatte, wurde er rasch zum wichtigsten Verleger der naturalistischen Bewegung.

182,7 *Björnsons „Der Handschuh"*] Bjørnstjerne Bjørnsons Drama *Der Handschuh* erlebte am 15. Dezember 1889 am Berliner Lessing-Theater seine – vom Theaterverein ‚Freie Bühne' initiierte – deutsche Erstaufführung. Vgl. Julius Harts Besprechung der Inszenierung in: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 1179f.

182,8f. *„Henriette Maréchal" [...] Goncourt*] Das von den Brüdern Edmond (1822-1896) und Jules Huot de Goncourt (1830-1870) verfaßte dreiaktige Drama *Henriette Maréchal* (1865) wurde am 17. November 1889 als drittes Stück von der ‚Freien Bühne' aufgeführt; die deutsche Übersetzung des Textes stammt von Fritz Mauthner (Berlin: S. Fischer 1890). Vgl. Heinrich Harts Besprechung der Inszenierung in: *Tägliche Rundschau* 9 (1889), Unterhaltungs-Beilage, S. 1084.

182,9-14 *„Aber," [...] in ihrem Werke zu erkennen."*] Zitat aus Julius Harts Besprechung der am 1. Juni 1890 von der ‚Freien Bühne' veranstalteten Aufführung von Gerhart Hauptmanns Drama *Das Friedensfest* in der *Täglichen Rundschau* 10 (1890), Unterhaltungs-Beilage, S. 504.

182,12 *Devrient*] Der Schauspieler und Schriftsteller *Eduard* Philipp Devrient (1801-1877) – ein Bruder Emil Devrients (vgl. Anm. zu 130,14f.) – war zunächst Oberregisseur am Dresdener Hoftheater und leitete dann von 1852 bis 1870 das Hoftheater in Karlsruhe, das er durch die Aufführung klassischer Stücke zu einer Musterbühne machte.

182,30f. *Ein Christusdrama wollte er damals dichten*] Der entsprechende Plan Hauptmanns geht – wie der Aufriß zu einem Drama über das Leben Jesu, der sich erhalten hat, zeigt – auf den Jahreswechsel 1885/86 zurück. In der Folgezeit arbeitete der Autor dann an einem Jesus-Roman, in dem die Figur des Judas besonders hervorgehoben werden sollte, und an einer biographischen Abhandlung über die historische Jesusgestalt. Am 8. April 1889 las Hauptmann Wilhelm Bölsche und Bruno Wille das Jesus-Kapitel aus seinem Fragment gebliebenen „Autobiographischen Roman" vor.

182,34 *auch ich wollte ein Christusdrama schreiben*] Vgl. Julius Hart: *Christus in Nazareth. Dramatische Szene (Bruchstück aus einer Christustragödie).* In: *Freie Bühne für den Entwickelungskampf der Zeit* 4 (1893), S. 1218-1235.

183,21 *Theodor Fontane der wärmste Fürsprecher*] Siehe Anm. zu 52,2-5. Fontane empfahl nicht nur die Aufführung des Stücks, sondern besprach in der ‚Vossischen Zeitung' vom 21.10.1889 auch die Premiereninszenierung.

183,27 *Isidor Kastan*] Siehe Anm. zu 156,24.

183,32f. *als Polizisten*] Siehe Anm. zu 156,25f. Diese Situation ist auf F. Graetz' Karikatur *Von der ‚un'-freien Bühne* festgehalten, die das Titelblatt der Nr. 48 der *Lustigen Blätter* vom 28.11.1889 (Beilage zu Nr 326 des *Berliner Courier*) ziert.

183,40 *Else Lehmann*] Siehe Anm. zu 156,29.

184,7 *Ecce poeta!*] (Lat.) Sehet, [welch] ein Dichter! Abwandlung der biblischen Formel „ecce homo" (Joh. 19,5).

184,12 *Dr. Plötz*] Der Arzt und Sozialpsychiater Alfred Ploetz (1860-1940) war ein Klassenkamerad der Brüder Hauptmann in Breslau und ein Kommilitone Carl Hauptmanns während dessen Studienzeit in Zürich. Er gehörte zum Kreis um den Direktor der dortigen psychiatrischen Klinik Burghölzli, Auguste Forel (1848-1931), beschäftigte sich mit Fragen der Eugenik und gründete später die Gesellschaft für Rassenhygiene.

184,24f. *„auf die Postille gebückt, [...] Ofens"*] Siehe Anm. zu 133,4.

184,33 *Supernumerar*] (Lat.-dt.) Ein über die gewöhnliche Anzahl von Beschäftigen hinaus eingestellter Beamter, d.h. eine Art zusätzlicher Bürokraft.

184,35 *drei Mädchen*] Frieda, Melly und Elisabeth Hart.

186,35 *„Tag"*] *Der Tag. Illustrierte Zeitung* kam zweimal täglich heraus und gehörte zum rechten Flügel der Berliner Tagespresse. Das Blatt „hatte [...] vom ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts von allen Berliner Zeitungen den anspruchsvollsten Kulturteil"; Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse.* Überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt a.M./Berlin/Wien: Ullstein 1982, S. 176. Hier erschienen zwischen Juni und September 1903 auch die Lebenserinnerungen von Heinrich Hart.

186,38f. *Herzliche Freundschaft [...] Bruno Wille*] Zu Bruno Wille siehe Anm. zu 10,23. Die Harts und er hatten sich 1886 im Verein ‚Durch' kennengelernt. Gemeinsam mit Wilhelm Bölsche bildete das Quartett, das nicht nur freundschaftlich eng miteinander verbunden war, sondern auch gemeinsame weltanschauliche Überzeugungen hatte, den personellen Kern des Friedrichshagener Dichterkreises. Der enge Kontakt der Brüder Hart zu Wille zeigt sich u.a. daran, daß Julius ein Vorwort zu dessen Band *Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel* (Berlin: Freie Verlags-Anstalt o.J. [1894]) beisteuerte. Umgekehrt ist in Willes Lyrikband *Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide* (Berlin: Schuster & Loeffler 1897) das Gedicht *Wandervögel* (S. 9-11) Julius, das Gedicht „Das Heimatland – das alte Weh ..." (S. 151f.) Heinrich Hart gewidmet.

187,7 *„Kommenden"*] Der Verein ‚Die Kommenden' wurde im Mai 1900 von Ludwig Jacobowski (1868-1900) gegründet und bestand mindestens bis

1903, möglicherweise auch bis 1905. Er stellt eine Art Fortsetzung des Friedrichshagener Dichterkreises dar und setzte sich primär für Volksbildung ein. Die meisten der Mitglieder gehörten auch dem ‚Giordano-Bruno-Bund' und der ‚Neuen Gemeinschaft' an. Die Harts nahmen allerdings nur gelegentlich an den Vereinstreffen teil.

187,9 *„Triumph des Lebens"*] *Triumph des Lebens* (Florenz/Leipzig: Diederichs 1898).

187,10 *„Stimmen der Nacht"*] *Stimmen in der Nacht. Visionen. Das Hünengrab. Media in vita. Mit aesthetischem Nachwort* (Florenz/Leipzig: Diederichs 1898).

187,12 *„Der neue Gott"*] *Zukunftsland. Im Kampf um eine Weltanschauung.* Bd. 1: *Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert* (Florenz/Leipzig: Diederichs 1899).

187,12f. *„Neue Welterkenntnis"*] *Zukunftsland. Im Kampf um eine Weltanschauung.* Bd. 2: *Die neue Welterkenntnis* (Leipzig: Diederichs 1902). Beide Bände formulieren die Ziele der ‚neuen Gemeinschaft' und begründen sie theoretisch.

187,13 *„Reich der Erfüllung"*] Unter dem Titel *Reich der Erfüllung* erschienen die von Heinrich und Julius Hart verfaßten „Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung"; Heft 1 trägt den Titel *Vom höchsten Wissen Vom Leben im Licht* (Jena: Diederichs 1901), Bd. 2 *Die Neue Gemeinschaft, ein Orden vom wahren Leben* (Jena: Diederichs 1901).

187,18 *meine Frau*] Martha Mangelsdorff (1870-1910), die Julius Hart am 2. November 1893 geheiratet hat. Przybyszewski berichtet über die reichlich unbürgerliche Form der Verehelichung: „Ich war zu Julius Harts Hochzeit eingeladen; er heiratete eine junge Lehrerin und adoptierte am selben Tag die halbwüchsige Tochter, die er von seiner bisherigen Wirtin hatte, und diese Tochter war auf der Hochzeit Brautjungfer ihrer zweiten Mutter." Stanisław Przybyszewski: *Erinnerungen an das literarische Berlin.* Aus dem Polnischen übertragen von Klaus Staemmler. Mit einem Geleitwort von Willy Haas. München: Winkler 1965, S. 159.

187,20 *raubte mir noch zwei liebe Kinder*] Am 14. März 1920 starb Julius Harts Tochter Eva (*1900), am 2. Februar 1921 seine Tochter Lilith (*1898).

187,21f. *„Träume der Mittsommernacht"*] *Träume der Mittsommernacht* (Jena/Leipzig: Diederichs 1905).

187,22 *Kleist-Buch*] *Das Kleist-Buch* (Berlin: Borngraeber o.J. [1912]). „[Julius] Hart sah in Kleist den großen Visionär des deutschen Dramas." Ingeborg Jürgen: *Der Theaterkritiker Julius Hart.* Diss. Berlin 1956, S. 78.

187,22 *„Revolution der Ästhetik"*] *Revolution der Ästhetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft. 1. Buch: Künstler und Ästhetiker* (Berlin: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt / Engel und Toeche o.J. [1909]).

187,25f. *„Die Vernunft als Quelle des Übels"*] Der Verfasser konnte dieses Werk zu seinen Lebzeiten nicht mehr fertigstellen; umfangreiche Entwürfe und Vorstufen dazu haben sich in seinem Nachlaß erhalten. In der Einleitung zur Ausgabe der *Gesammelten Werke* Peter Hilles weist Julius Hart darauf hin, daß bereits die Gründung der ‚Neuen Gemeinschaft' Resultat der „Erkenntnis" gewesen sei, „daß allein die Vernunft die Quelle des Übels in der Welt ist"; Peter Hille: *Gesammelte Werke* (1916), a.a.O., S. 21.

187,31 *Francis Bacon*] Der Philosoph, Naturforscher, Historiker und Staatsmann Francis Bacon (1561-1626) – bekannt auch unter dem Namen Baron Baco von Verulam – gilt als Begründer des Konzepts moderner, auf Empirie beruhender und mit den Mitteln des Experiments operierender Wissenschaft, als deren Ziel er Naturbeherrschung im Interesse des Fortschritts postuliert. Siehe auch Anm. zu 145,21-23.

Nachwort

Die Brüder Heinrich (1855-1906) und Julius Hart (1859-1930) – der eine in Wesel, der andere in Münster geboren, beide in Münster aufgewachsen – sind Schlüsselfiguren der Berliner Fraktion des deutschen Naturalismus. Neben ihrem süddeutschen Konkurrenten Michael Georg Conrad waren sie die ersten Schriftsteller in Deutschland, die sich für eine Ablösung der hohlgewordenen ästhetischen Prinzipien der Gründerzeit einsetzten. Bereits Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts forderten sie einen grundlegenden künstlerischen Neubeginn: Die Literatur dürfe sich nicht länger an den als überholt empfundenen Normen von Klassik und Romantik orientieren und müsse statt dessen auf die Herausforderungen der Gegenwart reagieren.[1] Frühe Dokumente dieses Veränderungswillens sind die noch von Münster aus redigierten Zeitschriften *Deutsche Dichtung* (1877) und *Deutsche Monatsblätter* (1878/79). Einem größeren Kreis von Intellektuellen wurden die Brüder aber erst durch ihre journalartige Publikationsreihe *Kritische Waffengänge* (1882-84) bekannt, die sie nach ihrer Übersiedelung nach Berlin herausgaben und die als erstes markantes publizistisches Zeugnis des Naturalismus gelten kann. Die hier erschienenen Hefte wurden denn auch von der jüngeren Generation der um das Jahr 1860 Geborenen als Aufbruchssignal verstanden. Die rasch gewonnene Popularität der Harts führte dazu, daß zahlreiche – meist in Nord- und Mitteldeutschland aufgewachsene – Nachwuchsschriftsteller den Kontakt zu ihnen suchten und sich in kurzer Zeit ein Kreis von Gleichgesinnter um sie scharte, darunter Wilhelm Arent, Hermann Conradi, Otto Erich Hartleben und Karl Henckell; zu den gleichfalls in der Reichshauptstadt lebenden Autoren Carl Bleibtreu und Arno Holz bestanden immerhin lose Verbindungen.[2]

Auf diese Weise avancierten die Brüder zum personellen Mittelpunkt einer Gruppe junger, noch weitgehend unbekannter Literaten, deren Ansichten sie

---

[1] Siehe in diesem Zusammenhang etwa den Aufsatz von Heinrich Hart: *Neue Welt. Literarischer Essay*. In: *Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart*. Hrsg. von Heinrich und Julius Hart. Bd. 1 (April – Sept.). Bremen: Hinricus Fischer 1878, S. 14-23.

[2] Bab charakterisiert die Rolle der Harts folgendermaßen: „Als sie [...] zu Beginn der achtziger Jahre wieder in Berlin landeten, da ward ihre Chambregarniebude in der Luisenstraße alsbald das erklärte Hauptquartier der Berliner Bohème. Alles, was sich an jungen, jüngsten Dichtern und solchen, die es werden wollten, in Berlin vorfand, alles, was von Literaten und Schauspielern, Studenten und Kunstschülern revolutionäre Gesinnungen hegte oder zur Schau trug, das strömte bei den Harts zusammen, und alle wurden freundlich aufgenommen, fanden Rat und reiche Anregung, fanden auch oft genug materielle Unterstützung – obschon die Brüder selbst in den denkbar kärglichsten Verhältnissen lebten." Julius Bab: *Die Berliner Bohème* [1904]. Neuausgabe: Hrsg. von M.M. Schardt. Paderborn: Igel Verlag *Literatur* 1994, S. 31.

wesentlich mitformten. Von Heinrich und Julius Hart gingen auch die ersten Vorstöße aus, gemeinsam publizistisch in Erscheinung zu treten. Sie entwikkelten die Idee zu einer Textanthologie, aus der dann der berühmte Sammelband naturalistischer Lyrik *Moderne Dichter-Charaktere* (1885) hervorging, der als „eine Art Manifest der literarischen Avantgarde"[3] anzusehen ist, und sie gründeten mit den *Berliner Monatsheften* (1885) ein eigenes, regional dominiertes Verlautbarungsorgan. Insofern müssen die Harts als das eigentliche organisatorische Zentrum des Berliner Frühnaturalismus und als „Herolde"[4] der gesamten Bewegung betrachtet werden. Und da sie sich in den achtziger Jahren vehement für die Verbreitung entsprechender ästhetischer Prinzipien einsetzten, halfen sie in entscheidendem Maß mit, eine naturalistische Literaturprogrammatik zu formulieren – obgleich eine solche gar nicht das eigentliche Ziel ihrer literaturreformatorischen Bestrebungen war.

Doch auch in der zweiten Phase des Naturalismus fungierten sie weiterhin als wichtige Katalysatoren der literarischen Gruppenbildungsprozesse in der Reichshauptstadt. Mit ihrer Beteiligung an den Sitzungen des Vereins ‚Durch' (1886-89) trugen sie entscheidend dazu bei, daß der bisher um sie gescharte Zirkel von Schriftstellern mit Personen aus dem akademischen Milieu – speziell der studentischen Reformbewegung – einerseits und anderen, häufig erst neu nach Berlin gekommenen Autoren wie Wilhelm Bölsche, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Bruno Wille, aber auch Alteingesessenen wie Arno Holz und Conrad Alberti in Kontakt kam. Auf diese Weise ging der ehemalige Hart-Kreis in einer größeren, freilich nun heterogenen Gruppe von Intellektuellen auf. Durch die auf Bekanntschaft oder gar Freundschaft gründende Vernetzung zwischen den einzelnen Personen kam es zu einem regen wechselseitigen Gedankenaustausch, der den theoretischen Selbstvergewisserungsprozeß der naturalistischen Bewegung ebenso vorantrieb wie deren Institutionalisierungsbestrebungen. Als Folge dieser Konsolidierungsmaßnahmen kann der Versuch der Brüder angesehen werden, einen privaten Theaterverein zu etablieren, um zeitgenössische dramatische Produktionen aufzuführen, die auf den offiziellen Bühnen wegen der Zensur, aber auch aus Gründen der Spielplangestaltung der jeweiligen Direktoren, die zumeist auf klassische Dramen und aktuelle Boulevardstücke setzten, keine Chance hatten. Und obgleich dieses Unternehmen schon im Ansatz scheiterte,

---

[3] Helmut Scheuer: *Arno Holz im literarischen Leben des ausgehenden 19. Jahrhunderts (1883-1896). Eine biographische Studie.* München: Winkler 1971 (= Winkler Studien), S. 52.

[4] Rainer Maria Rilke: *Moderne Lyrik* [1898]. In: R.M. R.: *Sämtliche Werke.* Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. Bd. 5. Frankfurt a.M.: Insel 1965, S. 360-394, hier: S. 371.

zeichnet sich hier doch bereits die veränderte Ausrichtung des Naturalismus auf das Theater und damit die wenig später auf breiter Front erfolgte Wendung hin zu einer breiteren Öffentlichkeit ab.

Daß die Harts dann auch bei der Gründung der wegen ihres großen Erfolgs sehr bald berühmt gewordenen ‚Freien Bühne' (1889) mitbeteiligt waren, kann daher kaum verwundern. Allerdings markiert die Formierung dieses privaten Bühnenvereins wie die kurz darauf erfolgte Etablierung einer gleichnamigen Zeitschrift (1890) einen gewissen Wendepunkt für die beiden Brüder, die sich nun von teils skandalträchtigen, in jedem Fall aber öffentlichkeitswirksamen Autoren wie Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, Arno Holz und Johannes Schlaf oder Max Halbe zunehmend aus dem Zentrum der Aufmerksamkeit verdrängt sahen. Gleichwohl blieben sie auch in der dritten und letzten Phase des deutschen Naturalismus wichtige Bezugs- und „Integrationsfiguren"[5] der Bewegung. So pflegten sie über das Ende des ‚Durch' hinaus regelmäßigen Austausch mit Berliner Kollegen in den beiden Nachfolgevereinigungen ‚Genie-Konvent' und ‚Ethischer Klub' und beteiligten sich zudem an neuen Unternehmen wie der ‚Freien litterarischen Gesellschaft' und der ‚Freien Volksbühne'. Ihre wohl prominenteste Rolle spielten sie im Rahmen des sog. Friedrichshagener Dichterkreises, den sie gemeinsam mit Wilhelm Bölsche und Bruno Wille wesentlich prägten. Wie ihre beiden Kollegen auch zogen die Harts Anfang der neunziger Jahre aus der Reichshauptstadt in den am Müggelsee gelegenen Vorort Friedrichshagen und entwickelten dort – unbeschadet des bohèmehaften Charakters der Gruppierung – ein anspruchsvolles Programm sozialer Lebensreform. Die von den Brüdern initiierte, genossenschaftlich organisierte Siedlung der ‚Neuen Gemeinschaft' (1900-04) am Schlachtensee, die sich keiner geringeren Aufgabe als der Verwirklichung der „Utopie eines nichtentfremdeten kollektiven Lebens"[6] verschrieb, war dann sogar als sozialreformerisches „Gesundungszentrum für die heutige Welt"[7] gedacht.

Alles in allem wirkten Heinrich und Julius Hart als bedeutsame Stichwortgeber der ersten Periode der ‚klassischen' Moderne in Deutschland. „Im

---

5 *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert.* Bd. 1: *Das Kaiserreich 1871-1918.* Teil 2. Im Auftrag der Historischen Kommission hrsg. von Georg Jäger. Frankfurt a.M.: Buchhändler-Vereinigung 2003, S. 259.

6 Thomas Dupke: *Aufbruch ins neue Jahrhundert. Zwei Dichterpriester aus Westfalen: Die Brüder Hart und die Neue Gemeinschaft.* In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung.* Bd. 4. Hrsg. von Walter Gödden. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 1998, S. 175-198, hier: S. 187.

7 *Von unserer Gemeinschaft am Schlachtensee.* In: *Die Neue Gemeinschaft*, 2. Jg., Heft 6/7, November 1902, S. 168-176.

literarischen Leben der Stadt" Berlin spielen sie fraglos „eine zentrale Rolle"[8]. Auf Grund ihrer intimen Kenntnis der literarischen Entwicklung im Zeitraum zwischen etwa 1880 und 1900 und ihrer weitgespannten Kontakte zu fast allen prominenten Mitgliedern der Bewegung sind beide als Zeitzeugen ersten Ranges anzusehen, was die Geschichte des Naturalismus in Deutschland betrifft. Ein dementsprechend großes Gewicht kommt daher ihren Lebenserinnerungen zu. Der vorliegende Band nun bietet die Erinnerungen der Brüder zum ersten Mal in zusammenhängender Form und obendrein ausführlich kommentiert dar; er macht so eine wichtige Quelle der Naturalismus-Forschung neu, Teile davon sogar erstmalig zugänglich. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei die Memoiren von Julius Hart. Während nämlich Heinrich Harts Memoiren relativ leicht in Band 3 der Ausgabe seiner *Gesammelten Werke* (1907) greifbar sind – weshalb immer wieder in einschlägigen Epochendarstellungen auf sie Bezug genommen wurde –, hat man die Rückblicke seines jüngeren Bruders bisher, wenn überhaupt, allenfalls sporadisch und stark selektiv herangezogen. Dies hängt vor allem damit zusammen, daß ihre einzelnen Abschnitte nur verstreut in Zeitschriften erschienen sind. Die gegenwärtige Sammelpublikation präsentiert sie nicht nur zur Gänze, sondern eröffnet darüber hinaus auch die Möglichkeit zu einer Synopse. Im Vergleich erscheinen die Hartschen Erinnerungen als ein sich eng berührendes Parallelunternehmen, ja als eine Art von Doppelautobiographie, welche die Frühphase der sog. ‚klassischen' Moderne in Deutschland aus zwei benachbarten, gleichwohl aber nicht identischen Blickwinkeln zeigt, die sich gegenseitig in wünschenswerter Weise ergänzen. Durch den kombinierten Abdruck entsteht gleichsam ein stereoskopischer Effekt, der die Konturen des Dargestellten in gesteigerter Plastizität hervortreten läßt.

Die Entstehungsgeschichte der Hartschen Lebenserinnerungen läßt sich gegenwärtig erst in sehr groben Umrissen rekonstruieren. Erste Pläne für dieses Projekt gehen jedenfalls bis ins Jahr 1890 zurück. So findet sich am Ende des zweiten Heftes des von den Brüdern betreuten *Kritischen Jahrbuchs* eine „Mittheilung" der Herausgeber, in der eine Folgenummer angekündigt wird, die allerdings nicht mehr erschienen ist:

> Dieses dritte Heft [...] soll sich dem zweiten in rascher, fast unmittelbarer Folge anschließen; die Beiträge sind zum größten Theile bereits in unseren Händen. Von größeren Aufsätzen wird es u.a. bringen: ‚*Kunst und Geschäftsbühne*' (zugleich eine Kritik der Bestrebungen der Berliner ‚Freien Bühne' und der Wormser Volksbühne), sowie ‚*Die litte-*

---

[8] Dagmar Kaiser: „Entwicklung ist das Zauberwort". Darwinistisches Naturverständnis im Werk Julius Harts als Baustein eines neuen Naturalismus-Paradigmas. Mainz: Gardez! Verlag 1995 (= Germanistik im Gardez! 3), S. 68.

rarische Bewegung in Deutschland seit 1880. Wie ich sie miterlebt.' (Charakterisirt werden Wolzogen, Bleibtreu, Conrad, Alberti, Conradi, Heinrich und Julius Hart, Walloth, Liliencron, Hille, Wildenbruch, Fontane, Lange, Kirchbach, Bölsche, Henckell, Avenarius, Wechsler, Voß, Lindau, Blumenthal, Hauptmann, Holz, Kretzer, Linke, Erich [– gemeint ist offenbar Otto Erich Hartleben –] u.A.m.[9]

Zwar geht aus dem Text der Ankündigung nicht hervor, wer denn eigentlich jenes „Ich" ist, das *Die litterarische Bewegung in Deutschland seit 1880* aus eigener Anschauung schildern soll, doch liegt die Vermutung nahe, daß hier einer der beiden Herausgeber spricht. Wie die Wahl des Personalpronomens unmißverständlich zeigt, war nicht an eine Gemeinschaftsproduktion gedacht; auch wird man daraus folgern dürfen, daß bereits zu diesem Zeitpunkt eine Entscheidung darüber gefallen ist, welcher der beiden Brüder die Darstellung übernimmt. Kurt Tillmann bemerkt zu Recht: Es „ist anzunehmen, dass Heinrich Hart damals schon den Plan gefasst hatte, die Erlebnisse niederzuschreiben, die später die ersten Kapitel seiner [...] *Litterarischen Erinnerungen aus den Jahren 1880-1905* ausmachen"[10]. Ebendiese erschienen schließlich unter dem Titel *Die Literatur-Bewegung von 1880-1900. Nach persönlichen Erlebnissen* zwischen Juni und September 1903 in insgesamt 15 Folgen im Berliner Blatt *Der Tag. Illustrierte Zeitung (Ausgabe A)*. Ob nun das Erscheinen von Michael Georg Conrads Lebensrückblick *Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann* (1902) oder Heinrich Harts fortschreitende Krebserkrankung – 1905 mußte er deshalb operiert werden – letztlich der Auslöser für die Niederschrift seiner Memoiren gewesen sind, darüber läßt sich momentan nur spekulieren. Wie aus der 1905 geschriebenen Widmungsvorrede erkennbar wird, war jedenfalls noch zu seinen Lebzeiten eine – möglicherweise erweiterte – Wiederveröffentlichung der Artikelreihe in Buchform geplant. Allerdings starb Heinrich Hart vorher. Dennoch kam es wenig später zu einem erneuten Abdruck, und zwar im Rahmen der postum zusammengestellten *Gesammelten Werke* (1907), an deren Zustandekommen sein Bruder maßgeblich beteiligt war. Dieser Publikation verdankt der Text dann letztlich seine dauerhafte Wirkung auf die Zeitgenossen.

Wesentlich komplizierter verhält es sich mit den Erinnerungen von Julius Hart. Dieser scheint erst nach dem Tod seines Bruders daran gedacht haben, seinerseits eigene Memoiren zu verfassen. Auch wenn er, wie er selbst einmal bemerkt, „immer wieder" dazu „aufgefordert" wurde, „ein Buch Lebenserin-

---

[9] *Kritisches Jahrbuch. Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Litteratur, sowie zur Verständigung über den modernen Realismus.* Unter Mitwirkung von [...] hrsg. von Heinrich Hart und Julius Hart. 1. Jahrgang. 2. Heft. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) 1890, S. 134.

[10] Kurt Tillmann: *Die Zeitschriften der Gebrüder Hart*. Leipzig: Regel 1924, S. 186.

nerungen zu veröffentlichen"[11], ist es zur Fertigstellung eines solchen Werks nie gekommen. Dafür dürften im Endeffekt mehrere Faktoren verantwortlich gewesen sein: So wirkten sich zweifellos die zahlreichen familiären Todesfälle – 1906 starb der Bruder, 1910 die Frau Martha, 1920 und 1921 schließlich verstarben auch noch die Töchter Eva und Lilith – hinderlich auf Julius Harts „Arbeits- und Schaffenskräfte"[12] aus. Zudem wurde die ohnehin schon eingeschränkte Produktivität des alternden Autors weitgehend von seinen philosophisch-weltanschaulichen Projekten absorbiert. Daß die verbleibende Schreibenergie hauptsächlich in diese Vorhaben floß, ist freilich auch als auktoriale Richtungsentscheidung zu werten. Julius Hart wollte ganz offensichtlich mehr als Erneuerer und Reformator abendländischer Denktraditionen wirken und nicht so sehr als geistreicher Memoirenschreiber. In dieser Einschätzung spiegelt sich eine doppelte Werthierarchie, an welcher der Autor sein Leben lang festhielt: die latente Geringschätzung der ephemeren publizistischen Genres gegenüber dem auratisierten poetischen ‚Werk'[13] und die Abwertung des Persönlich-Lebensgeschichtlichen zugunsten der ‚großen' Themen der Menschheit.

Andererseits hat sich Julius Hart zwar mit nur mäßiger Intensität, alles in allem aber eben doch recht kontinuierlich darum bemüht, die Wahrnehmung der für ihn und seinen Bruder so prägenden Phase des Naturalismus mittels historischer Rückblicke zu beeinflussen. Auch wenn die Verwirklichung dieses Vorhabens sehr diskontinuierlich verlief und zwischendurch immer wieder für längere Zeit stockte, kam letztlich doch ein Mosaik aus kleineren Memoirenbruchstücken zustande, das in der Summe den Umfang des autobiographischen Haupttextes seines Bruders sogar deutlich übertrifft. Ein weiterer Grund dafür, daß Julius es nicht schaffte, ja es wahrscheinlich nicht einmal ernsthaft versuchte, eine geschlossene Darstellung der eigenen Lebensgeschichte zu verfassen, ist wohl in Umfang, Vollständigkeit, Publikationszeitpunkt und Textstatus der Erinnerungen seines Bruders Heinrich zu suchen. Jeder Versuch, es ihm gleichzutun, hätte zwangsläufig eine Konkurrenzsituation entstehen lassen, die Julius offensichtlich vermeiden oder der er sich nicht aussetzen wollte. Pietät gegenüber der Leistung des frühverstorbenen Lieblingsbruders geht hier sicher mit dem unbewußten Schuldbewußtsein des

---

[11] Julius Hart: *Der Dichter über sich selbst*. In: *Illustrirte Zeitung*, Bd. 172, Nr. 4386, 4.4.1929, S. 476.

[12] Ebd.

[13] Dies ist um so erstaunlicher, als Heinrich Hart insgesamt 35 Jahre seines Lebens als Theater- und Literaturkritiker in Berlin tätig war und damit schon von der Dauer und Quantität seiner Präsenz in der Öffentlichkeit her zu den profiliertesten Kritikerpersönlichkeiten seiner Zeit gerechnet werden muß.

Überlebenden, verborgenen eigenen Insuffizienzgefühlen und der stets drohenden Gefahr von Geschwisterrivalität ein nicht zu entflechtendes Konglomerat z.T. widerstreitender psychischer Impulse ein. Und so hat sich Julius schließlich damit begnügt, in unregelmäßigen Abständen kurze Rückblicke auf einzelne Episoden in beider Leben zu veröffentlichen. (Siehe hierzu auch den Abschnitt „Druck- und Herkunftsnachweise".)

Die erste Publikation stammt bereits aus dem Jahr 1909, ist also in zeitlicher Nähe zum Erscheinen der postumen Ausgabe der Werke Heinrich Harts erfolgt, die in Bd. 3 auch dessen *Literarische Erinnerungen* enthalten; sie scheint – das Datum indiziert es – in Zusammenhang mit Julius Harts 50. Geburtstag zu stehen. Hier wäre es noch möglich gewesen, mehr oder weniger direkt an die Darstellung des Bruders anzuschließen und sie durch eigene Eindrücke zu erweitern – eine Chance, die Julius allerdings ungenutzt ließ. Danach vergingen fast zehn Jahre, bis er drei weitere Memoirenfragmente zum Abdruck brachte. Wie ein Brief aus dieser Zeit zeigt, scheint der Autor nun einen neuen Anlauf zur Publikation seiner Lebenserinnerungen unternommen zu haben. Allerdings illustriert das Schreiben, das Paul Oskar Hoecker, der Schriftleiter von *Velhagen & Klasings Monatsheften*, am 27. Mai 1918 an ihn richtete, auch, wie sehr die Produktivität Julius Hart offenbar von Ermunterungen durch an diesem Projekt interessierte Personen abhängig war:

> Im Frühjahr, als ich aus dem Felde auf Urlaub hier war, erzählte mir [Hans von] Zobeltitz, er habe von Frau Adele Gerhard erfahren, dass Sie mit der Zusammenfassung Ihrer Erinnerungen an die Friedrichhagener Zeit beschäftigt seien. Er wolle bei nächster Gelegenheit Sie darum bitten, unseren Heften den Vorabdruck zu überlassen. Sein Tod ist dazwischen gekommen, und ich richte nun die herzliche Bitte an Sie, diese für unsere Hefte sehr wertvolle Niederschrift uns zur Veröffentlichung zu überlassen. Da es sich zum dreissigsten Mal jährt, dass Hauptmanns ‚Sonnenaufgang' in der ‚Freien Bühne' erschien, wäre es ja von besonderem Reiz, die Erinnerungen im Oktober, November, Dezember etwa herausbringen zu können.[14]

So regten also jeweils bevorstehende Jubiläen die Abfassung von Teilen der Lebenserinnerungen an. Zugleich aber zeigten sich die Zeitungs- und Zeitschriftenredakteure stets vorrangig an solchen Abschnitten interessiert, in denen möglichst bekannte Ereignisse behandelt und prominente Zeitgenossen erwähnt werden. Dies wiederum führte sogar dazu, daß der Abdruck von Texten, die sich mit früheren Phasen der Biographie beschäftigen, abgelehnt wurde. In einem Folgebrief Hoeckers an Julius Hart vom 31. August 1918 heißt es jedenfalls:

> Der neue Abschnitt Ihrer ‚Lebenserinnerungen' [– gemeint ist *Mein erster Winter in Berlin* –] enthält viel Köstliches. Aber in diesem Zeitmaß kommen wir nicht flott genug weiter. Wir

[14] Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Signatur: Atg. 11125.

> können im ganzen Jahrgang doch höchstens drei- bis viermal den Platz dafür auftreiben. So kämen wir aber um die schönste und eindrucksreichste Zeitspanne: Friedrichshagen, Freie Bühne, Gerhart Hauptmann.
> Bitte, schreiben Sie doch recht bald gerade diese Abschnitte, und geben Sie sie unseren Monatsheften so rasch als möglich, denn wir müssen uns jetzt schon über die Gestaltung des Jahrgangs schlüssig werden. [...]
> Den Abschnitt ‚Journalistische Lehrlingsjahre' in den Monatsheften zu bringen, empfiehlt sich nicht. Die Leser würden den Einzelheiten doch nicht mit solcher Anteilnahme folgen wie wir vom Bau.[15]

Ein derart selektives Interesse an den Memoiren war natürlich nicht dazu angetan, bei einem ohnehin eher antriebsschwachen Autor weitere Schreibenergien freizusetzen.

Gleichwohl deutet der Umstand, daß die Folgepublikationen der Jahre 1918 und 1919 im gleichen Periodikum wie der Erstlingstext erschienen, erkennbar darauf hin, daß hier – sowohl vonseiten des Verfassers als auch vonseiten der Redaktion – durchaus an eine Kontinuität gedacht war. Auch suggeriert der gemeinsame Untertitel „Aus meinen Lebenserinnerungen", daß der Autor wohl eine Art von Werkplan im Blick hatte. Allerdings kam auch dieser zweite Anlauf rasch wieder zum Erliegen – offenbar, weil die Redaktion von *Velhagen & Klasings Monatsheften* zu sehr auf die Kernphase des Berliner Naturalismus fixiert war und Memoirenabschnitte, die sich mit zeitlich früheren Etappen des Lebens beschäftigen, nicht abdrucken wollte. Erst drei Jahre später folgten dann die nächsten beiden Texte. Hier greift Julius Hart nun von der Schriftstellerzeit in Berlin auf die Frühphase der eigenen Sozialisation und die topographische Umgebung der eigenen Kindheit in Münster zurück. Angesichts der ablehnenden Haltung von *Velhagen & Klasings Monatsheften*, die in Hoeckers oben zitiertem Schreiben zum Ausdruck kommt, verwundert es nicht, daß diese Abschnitte nun in einem anderen Publikationsorgan herauskamen, wodurch freilich die Elemente der Hartschen Lebenserinnerungen disparat zu werden begannen. Die Leser konnten sie von nun an nicht mehr als lose, aber dennoch in irgendeiner Form zusammenhängende Folge rezipieren, sondern nahmen sie statt dessen nurmehr als akzidentielle Gelegenheitsveröffentlichungen wahr. Der Wechsel der Erscheinungsorte trug also erheblich dazu bei, daß die Einzeltexte nicht als Bestandteile eines Werkkomplexes begriffen werden konnten.

In den Jahren 1927 bis 1930 kam es schließlich zu einer sehr dichten Folge von Veröffentlichungen. Dies dürfte als Anzeichen dafür zu werten sein, daß der mittlerweile stark gealterte Autor seinen autobiographischen Rückblicken doch einen nicht zu unterschätzenden Wert beimaß. Freilich dürften auch die

---

[15] Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Signatur Atg. 11128.

entsprechenden Nachfragen von Zeitschriftenredakteuren anläßlich des 70. Geburtstags, der noch einmal weithin die Aufmerksamkeit auf die Person Julius Harts zog,[16] eine nicht zu unterschätzende Rolle beim Zustandekommen diverser Publikationen gespielt haben. Die *Kölnische Zeitung* etwa brachte unter dem Titel *Fahrt nach Berlin*[17] einen Text, der mehr als zehn Jahre davor schon einmal andernorts abgedruckt worden war.[18] Die letzten Abschnitte aus den Lebenserinnerungen erschienen sogar erst nach dem Tod des Verfassers – und wurden folglich von den Redakteuren der jeweiligen Periodika als besonders wertvolle Relikte angepriesen. So begleitet abermals die *Kölnische Zeitung* den Abdruck des Abschnitts *Jugenderinnerungen* mit einem kurzen Nachruf auf den Verstorbenen und weist in diesem Zusammenhang darauf hin, der Verfasser habe das Manuskript „erst vor wenigen Tagen übersandt"; daher müsse davon ausgegangen werden, daß dies „vermutlich seine letzte schriftstellerische Arbeit"[19] sei. Es ist allerdings ungewiß, ob Julius Hart diese späten Texte in jedem Fall noch selbst zum Druck befördert hat oder ob nicht möglicherweise seine älteste, 1884 unehelich geborene Tochter Margarete (genannt Grete) hier tätig geworden ist,[20] die für ihren Vater vielfach Typoskripte und Abschriften hergestellt hat. Immerhin finden sich im Nachlaß einige – wenngleich lückenhafte – handschriftliche Listen von ihrer Hand mit den Titeln bereits veröffentlichter Memoirentexte.[21] Indes kann die vergleichsweise intensive Publikationstätigkeit der letzten Lebensjahre und -monate durchaus auf familiäre Absprache hin geschehen sein. Solange die Korrespondenz Julius Harts nicht vollständig gesichtet ist, bleibt außerdem unklar, ob einzelne Texte möglicherweise bereits längere Zeit fertig vorgelegen haben bevor sie publiziert worden sind oder ob sie jeweils erst auf Anforderung geschrieben wurden.

---

[16] Dupke bemerkt hierzu: „Im Alter wurde Julius Hart zu einem Relikt aus einer vergangenen Zeit. An seinen runden Geburtstagen zwar öffentlich geehrt und als Vorkämpfer des Naturalismus gefeiert[,] rückte er in den Hintergrund des Berliner Kulturlebens; er hatte längst sein Gespür für moderne Literatur verloren, und sein Einfluß schrumpfte. Zu seinem 70. Geburtstag am 9. April 1929 fanden noch einmal große Festlichkeiten statt"; Thomas Dupke: *Leben und Werk der Brüder Heinrich und Julius Hart*. In: http://g2.www.dortmund.de/inhalt_externe/bibliotheken/bibliotheken/handschrift/LebenHart.doc.

[17] Vgl. *Kölnische Zeitung. Abend-Ausgabe*, Nr. 283, 24.5.1830 (Unterhaltungsblatt).

[18] Vgl. Julius Hart: *Mein erster Winter in Berlin. Aus meinen Lebenserinnerungen*. In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 1, S. 65-71.

[19] *Kölnische Zeitung. Morgen-Ausgabe*, Nr. 367, 8.7.1930.

[20] Am deutlichsten stellt sich diese Frage im Hinblick auf den Text *Journalistische Lehrlingsjahre. Lebenserinnerungen aus dem Nachlaß*, der am 27. September 1930 in der „Unterhaltungs-Rundschau" der Zeitung *Der Tag* erschienen ist.

[21] Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 310 (Notizheft Nr. 5).

Julius Harts Erinnerungen bilden jedenfalls – anders als die seines Bruders Heinrich – keine textuelle Entität; sie liegen nur als Splitter vor, die sich auch durch Addition nicht zu einem Werkganzen zusammenfügen. Durch ihre nachträgliche editorische Assemblierung ergibt sich freilich eine Art von kaleidoskopischem Effekt, der zumindest erahnen läßt, wie das möglicherweise vom Autor geplante Projekt hätte aussehen können. Die möglichst vollständige Sammlung des verstreut Gedruckten ist überdies die Voraussetzung dafür, daß Julius Harts Rückblicke auf sein Leben vom Lesepublikum und von der Fachforschung erstmals zusammenhängend rezipiert werden können. Denn nicht nur waren viele der entsprechenden Bruchstücke bislang nur sehr schwer zugänglich, weil sie an recht entlegenen Orten erschienen sind, da die Gesamtheit dieser Texte noch nicht einmal bibliographisch erfaßt war, fehlte auch völlig das Bewußtsein dafür, daß es überhaupt eigene Lebenserinnerungen von Julius Hart gibt. Der vorliegende Band trägt nun alle bekanntgewordenen und erreichbaren Texte, die zu diesem Werkkomplex zu rechnen sind, zusammen. Freilich läßt sich nicht völlig ausschließen, daß nachträglich noch weitere Publikationen auftauchen.[22] Allerdings dürfte es sich dabei lediglich um Drucke hand- oder maschinenschriftlich erhaltener Texte handeln, die in der gegenwärtigen Ausgabe bereits ediert sind. Bei der Vorbereitung dieser Edition wurde jedenfalls nicht nur in bibliographischen Nachschlagewerken systematisch recherchiert, auch die umfangreichen (Teil-)Nachlässe der Brüder Hart, die in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund und in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste zu Berlin aufbewahrt werden, sind akribisch gesichtet worden.

Als das eigentliche editorische Problem erweist sich denn auch weniger die Frage der Vollständigkeit als vielmehr die Zuordnung der Texte. Der Grund dafür liegt schlicht darin, daß Julius Hart es in vielen Fällen unterlassen hat, den Status seiner Texte hinreichend zu klären. So gibt es neben den hier versammelten nachweislich noch weitere Texte, die dem Gebiet des Autobiographischen zuzuordnen sind bzw. Elemente memoirenhaften Rückblicks aufweisen. Besonders heikel ist eine solche Abgrenzung bei unpublizierten Nachlaßmaterialien. So läßt sich allein auf Grund der Textgestalt nur schwer

---

[22] Einen Hinweis auf einen solchen Druck enthält der am 24. Mai 1928 in der Zeitung *Der Tag* erschienene Text *Meine Jugendfreunde – die Bücher*. Dort ist in der Eingangspassage nämlich die Rede davon, daß bereits „an dieser Stelle erzählt" worden sei, „wie ich ein Bücherwurm wurde, wie ich mich in einem Zeitraum von fünf Jahren aus einem ABC-Schützen zu einem eifrigen Käufer von Reclam-Bändchen entwickelte" – eine Bemerkung, die sich (sofern hier nicht ein Irrtum vorliegt) eigentlich nur auf einen zeitlich relativ kurz vorausgehenden Druck des als Typoskript erhaltenen Textes *Wie ich Bücherwurm wurde* in besagter Zeitung beziehen kann.

entscheiden, ob ein Manuskriptfragment wie *Altmönsterschke Originale*[23], ein sowohl als Manuskript als auch als Typoskript erhaltenes unbetiteltes Fragment wie „Von einem grünen Winkel urdeutschen Grossmutterlandes ..."[24] oder ein Typoskript wie *Ostertage in der Mark*[25] den Memoiren zugerechnet werden kann oder nicht. Doch auch bei bereits gedruckten Texten ist es nicht immer leicht zu erkennen, ob ein Text in Zusammenhang mit dem Projekt der Erinnerungen steht. Noch relativ einfach gestaltet sich die Abgrenzung bei einem Text wie *Mein Freund, der Globetrotter*, in dem von den Erzählungen eines „weitgereisten, welterfahrenen" Herrn Quasebüttel berichtet wird, den das erzählende Ich angeblich „im Kaffeehaus"[26] kennengelernt hat. Da hier der gattungskonstitutive ‚autobiographische Pakt' zwischen Autor und Leser fehlt[27] und der Text darüber hinaus gewisse fiktionale Elemente aufweist, läßt er sich mit guten Gründen aus dem Komplex der Lebenserinnerungen ausschließen. Als schwieriger erweist sich das schon bei Impressionen wie *Sommertage ip't Lun. Brief für den ‚Tag'*[28] oder *Im Tecklenburger Ländchen. Ein Stimmungsbild aus der „Ziehharmonika"*[29]. Hier gestatten aber zumindest die Untertitel eine Separierung: Offenbar handelt es sich jeweils um autobiographisch grundierte Erlebnisschilderungen für das Feuilleton einer Zeitung, nicht aber um Bruchstücke aus den Memoiren. Ausgeschlossen wurden ferner all jene Texte, die zwar gewisse autobiographische Elemente enthalten, in denen aber das Darstellungsinteresse erkennbar auf andere Personen gerichtet ist. In diese Rubrik gehören folgende biographische Miniaturen: *Aus Przybyszewskis Sturm- und Drangjahren*[30], *Als Peter Hille reich war. Eine Erinnerung*[31] und *Wie Peter Hille heiratete. Eine Erinnerung*[32], aber

---

[23] Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2545.

[24] Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2542 bzw. Nr. 2543.

[25] Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2591.

[26] *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 30.8.1928 („Unterhaltungs-Rundschau").

[27] Der Begriff geht zurück auf Lejeune; vgl. Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*. Paris: Édition du Seuils 1975 (= Poétique); deutsche Übersetzung: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994 (= edition suhrkamp N.F. 896; Aesthetica).

[28] *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 15.8.1925 („Unterhaltungs-Rundschau").

[29] *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 28.8.1926 („Unterhaltungs-Rundschau").

[30] *Pologne littéraire. Revue mensuelle*, 3. Jg., Nr. 20, 15.5.1928, S. 2.

[31] *Reclams Universum*, Bd. 45, Heft 37, 13.6.1929, S. 816-819 („Teil I"); Bd. 45, Heft 38, 20.6.1929, S. 841-843 („Teil II").

[32] *Reclams Universum*, Bd. 46, Heft 37, 12.6.1930, S. 761-764. Zu den biographischen Anekdoten rund um Peter Hille zählen auch zwei bislang unveröffentlichte Texte: das Manuskript *Heitere Lebenserinnerungen. Im Gespensterhaus* (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2556) und das unbetitelte Manuskriptfragment „Der Pfingsttag der Menschheit ließ sich..." (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2624), das ein Gespräch zwischen Peter Hille und Philipp Messelmann wiedergibt.

auch Personenporträts wie *Max Grube*[33] oder *Richard Dehmel. Ein Erinnerungsblatt*[34].

Um nun halbwegs klare Kriterien für die Textauswahl zu haben, wurde im einzelnen nach folgenden Grundsätzen vorgegangen: In die vorliegende Edition fanden Eingang zum einen alle publizierten, d.h. ausdrücklich vom Verfasser autorisierten Texte, die mutmaßlich zum Komplex der Lebenserinnerungen gehören. Die konkrete Entscheidung darüber, welche das im einzelnen sind, erfolgte dabei nach para- und intertextuellen Gesichtspunkten. Dazu gezählt werden sowohl all jene Texte, die Bezeichnungen wie „Lebenserinnerungen", „Jugenderinnerungen" oder „Persönliche Erinnerungen" im Titel führen, als auch solche, die – durch Verweise bzw. gleichlautende Passagen – intertextuell mit den Erstgenannten verknüpft sind. Auf diese Weise wird zugleich eine recht zuverlässige Abgrenzung von autobiographischen und biographischen Darstellungen möglich. Da einige der publizierten Texte allerdings beim Druck Streichungen erfuhren, die grundsätzlich zwar als vom Autor gebilligt angesehen werden müssen, letztlich aber doch nur redaktionellen Zwängen geschuldet und insofern häufig auf Dritte zurückzuführen sind, werden in den Fällen, in denen sich durch die Kürzung Informationsverluste ergeben, relevante Passagen, die in zugehörigen Nachlaßtexten bzw. Druckvorlagen enthalten sind, im Kommentar dargeboten. Daneben werden zum anderen insgesamt drei bislang ungedruckte Texte aus dem Nachlaß mit aufgenommen, die sehr wahrscheinlich als Teil der Lebenserinnerungen geplant waren, zu Lebzeiten aber nicht (mehr) publiziert werden konnten. Es handelt sich hier um *Wie ich Bücherwurm wurde* (Typoskript), *Wie ich Schauspieler wurde* (Manuskript) und *Aus meinen Sturm- und Drangjahren* (Manuskript + Fragment eines Typoskripts). Im Endeffekt schält sich so ein Korpus von 22 Texten heraus, das hier als Kernbestand von Julius Harts Lebenserinnerungen angesehen wird. Dabei handelt es sich fraglos um eine – möglicherweise gewagte – editorische Rekonstruktion. Leser, denen die hier angewandten Kriterien nicht plausibel genug erscheinen, mögen den vorliegenden Band deshalb einfach als Sammlung von Texten der Harts mit Rückblickcharakter betrachten.

Auffällig ist in jedem Fall die ausgeprägte Intertextualität der Hartschen Erinnerungen. Sowohl Heinrich als auch Julius nehmen vielfach – direkt oder indirekt – Bezug auf bereits früher publizierte Artikel und Aufsätze. Auch

---

[33] *Velhagen & Klasings neue Monatshefte* [5] (1890/91), Bd. 2, S. 722-728. Im übrigen zeigt schon der frühe Erscheinungszeitpunkt, daß dieser Text nicht zum Korpus der autobiographischen Erinnerungen Julius Harts zu rechnen ist.

[34] *Velhagen & Klasings Monatshefte* 34 (1919/20), Bd. 2, S. 284-288.

wenn es wegen des Fehlens einer Heinrich- und Julius-Hart-Bibliographie unmöglich ist, zum gegenwärtigen Zeitpunkt diese Verzahnungen mit der Publizistik in ihrer Gänze zu überblicken, wurde doch versucht, im Kommentar auf möglichst viele solcher Querverbindungen hinzuweisen. Was Julius Harts Memoirenbruchstücke betrifft, so sind diese natürlich vor allem untereinander eng verzahnt, wodurch überhaupt erst eine mehr oder weniger zuverlässige Zuordnung zu diesem Werkprojekt möglich wird. Darüber hinaus lassen sich bei ihnen aber auch immer wieder Bezüge zur Autobiographie Heinrichs erkennen. Der Umstand, daß Julius Harts Lebenserinnerungen erst nach denen seines Bruders entstanden sind, ermöglicht es dem Jüngeren dabei, den Bericht des Älteren partiell zu ergänzungen oder zu korrigieren. Zugleich gerät dieser dadurch freilich in Gefahr, sich inhaltlich zu wiederholen. In späteren Jahren hat der Verfasser dann aus der Not eine Tugend gemacht, indem er wiederholt auf bereits selbst Publiziertes zurückgegriffen hat. Diese Praxis führt nun dazu, daß sich in Julius Harts Memoiren vielfach Redundanzen finden – eine Problemkonstellation, der er letztlich aber von allem Anfang an ausgesetzt war, weil die ausführliche Darstellung seines Bruders schon die wichtigsten Personen und Ereignisse des Zeitraums von 1880 bis 1900 genannt und damit relativ wenig Spielraum für die Mitteilung von Neuem und Unbekanntem übrig gelassen hat. Die vorliegende Ausgabe versucht dieses Ungleichgewicht aber nicht zu eliminieren, indem sie etwa störende Wiederholungen kurzerhand streicht und so Julius Harts bruchstückhafte Memoiren auf editorischem Weg zu etwas macht, was sie in Wirklichkeit nicht sind: nämlich eine konsistente Einheit, die sich umstandslos als Ganzes rezipieren läßt.

Was an den Erinnerungen von Julius Hart vor allem auffällt, ist ihre vergleichsweise enge zeitliche Begrenzung. Ganz wie Heinrich Hart konzentriert auch der Bruder seine Darstellung auf das späte 19. Jahrhundert. Die Zeit der ‚Neuen Gemeinschaft' wird nur erwähnt, während die späteren Aktivitäten der Harts im Kontext der Gartenstadt- und der Bühnenreformbewegung ganz ausgespart bleiben. Dabei hätten sich auch über die Centenarschwelle hinweg mannigfach Anlässe geboten, Episoden aus dem eigenen Leben zu erzählen. So wäre es beispielsweise überaus interessant gewesen, Julius Harts Einschätzung des expressionistischen Aufbruchs zu erfahren, wie ja überhaupt der Umstand, daß er über 40 Jahre hinweg das Literaturleben seiner Zeit publizistisch begleitet hat und damit – worauf er zumindest einmal kurz hinweist – der „langjährigste Dauertheaterkritiker Berlins"[35] war, genügend Material für rückblickende Vergleiche geliefert hätte. Der pauschale Hinweis darauf, daß Julius Hart nach 1900 zunehmend den Bezug zu den aktuellen Erscheinungen

[35] *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 29.11.1927 („Unterhaltungs-Rundschau").

verlor, greift denn auch zu kurz. Vermutlich hat hier abermals das Fehlen des Bruders hindernd gewirkt, da nach dessen Tod die für beide offenbar konstitutive gemeinsame Erlebnisgemeinschaft wegfiel. Doch auch das verminderte Interesse der Multiplikatoren des Literaturbetriebs an Erinnerungen an die jüngstvergangene Zeit dürfte eine Rolle gespielt haben. Julius Hart galt nun einmal als Vertreter des Naturalismus, so daß sich die öffentliche Wahrnehmung auf die erste Hälfte seines Lebens verengte.

Dies trifft freilich in gleichem Maß auf den Bruder Heinrich zu: Die Erinnerungen der Harts müssen denn auch im Gesamtzusammenhang lebensgeschichtlicher Rückblicke von Vertretern des Naturalismus gesehen werden. Bereits vor der Jahrhundertwende begannen zahlreiche, manchmal mehr autobiographisch, manchmal mehr literaturgeschichtlich orientierte Darstellungen der jüngeren Kunstentwicklung zu erscheinen. Bei allen diesen Texten ging es neben der Aufgabe, über eine mehr oder weniger abgeschlossene historische Periode zu informieren, zugleich immer auch darum, die Sicht der Ereignisse im eigenen Interesse zu beeinflussen. Insofern herrscht – gerade was diesen Zeitraum betrifft – ein lebhafter Konkurrenzkampf um die Deutungsmacht der jüngsten Zeitgeschichte. So streicht etwa der Regisseur und Bühnenleiter Otto Brahm im Rückblick besonders die Bedeutung der von ihm geleiteten ‚Freien Bühne' heraus: „1889 ist das Jahr der deutschen Theaterrevolution gewesen gleichwie 1789 das Jahr der Revolution der Menschheit war; es bezeichnet den stärksten Einschnitt in der Entwicklung der modernen Bühne"[36]. Die Harts machen demgegenüber mit einem gewissen Recht geltend, daß sie bereits vor Konstituierung der ‚Freien Bühne' den Versuch unternommen hätten, einen freien Theaterverein in Berlin zu gründen. Im Kontext von Lebenserinnerungen spielt zudem immer der Aspekt der historischen Weitsicht eine Rolle. Es ist denn auch kein Zufall, daß diverse Autoren der naturalistischen Bewegung im nachhinein das Verdienst für sich reklamieren, beispielsweise die literarische Bedeutung von *Vor Sonnenaufgang* frühzeitig erkannt und damit Gerhart Hauptmann als den herausragenden Bühnenautor des Naturalismus entdeckt zu haben (siehe hierzu den Einzelstellenkommentar). Memoiren – zumindest soweit sie von in das berichtete Geschehen mehr oder weniger direkt involvierten Personen verfaßt wurden – sind also notwendig Resultate eines subjektiven (Selbst-)Darstellungsinteresses. Dies gilt es auch bei der Einschätzung der vorliegenden Erinnerungen stets zu bedenken.

Der erste autobiographische Rückblick eines Mitglieds der damals jüngsten deutschen Literaturrevolte datiert jedenfalls aus dem Jahr 1896 und stammt

---

[36] Otto Brahm: *Die Freie Bühne in Berlin*. In: *Berliner Tageblatt*, 16.10.1909.

von Julius Stettenheim.[37] Allerdings reicht dessen lebensgeschichtliche Darstellung nur bis ins Jahr 1885 und spart daher den Verlauf der naturalistischen Bewegung noch aus. Doch schon im Jahr 1900 kam mit Adalbert von Hansteins Buch *Das jüngste Deutschland* ein monographisch angelegter Überblick über die Literaturentwicklung der neuesten Zeit heraus – auch wenn der Verfasser nicht zu den eigentlich prominenten Personen des Naturalismus gehört und viele Ereignisse lediglich aus der zweiten Reihe verfolgen konnte. Als zwei Jahre später dann die „Erinnerungen zur Geschichte der Moderne" aus der Feder des Münchner Rivalen Michael Georg Conrad[38] und die Artikelreihe *Die Anfänge der neuen deutschen Literaturbewegung. Persönliche Erinnerungen* von Johannes Schlaf[39] folgten, war der Kampf um die literarische Würdigung der Anfangsphase der ‚klassischen' Moderne in Deutschland voll entbrannt. Heinrich Harts Memoiren reklamieren in diesem Zusammenhang klar die Führungsrolle der Berliner Fraktion des Naturalismus – und sind, was die Abgrenzung von der vorwiegend süddeutsch geprägten Naturalistengruppe um Michael Georg Conrads Zeitschrift *Gesellschaft* (1885-1902) angeht, durchaus parteiisch. Über die in der Reichshauptstadt vorgefallenen Ereignisse selbst wird aber ebenso ausgewogen wie untendenziös berichtet. Das dürfte im übrigen einer der Gründe sein, weshalb Heinrich Harts Memoiren ein fester Bezugspunkt für fast alle späteren Darstellungen wurden. Bei näherem Hinsehen rekurrieren denn auch viele Kollegen in ihren Rückblicken auf die Zeit des Naturalismus offen oder versteckt auf dessen Bericht. Noch Ludwig Spohrs Erinnerungen an die Berliner Literatenszene und besonders die Friedrichshagener Dichterkolonie aus dem Jahr 1950 sind in nicht geringem Ausmaß Heinrich Hart verpflichtet. Nach dessen Lebenserinnerungen (1903/07) erschienen im Lauf der folgenden Jahre und Jahrzehnte dann zahlreiche weitere – mal kürzere, mal ausführlichere – Memoirentexte von fast allen namhaften Protagonisten und diversen Randfiguren der Bewegung, darunter aus rein Berliner Perspektive von Wilhelm Bölsche[40],

---

[37] Vgl. Julius Stettenheim: *Heitere Erinnerungen. Keine Biographie.* Berlin: S. Fischer 1896.

[38] Vgl. Michael Georg Conrad: *Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne.* Leipzig: Seemann 1902.

[39] Johannes Schlaf: *Die Anfänge der neuen deutschen Literaturbewegung. Persönliche Erinnerungen.* In: *Der Zeitgeist. Beiblatt zum ‚Berliner Tageblatt'*, Nr. 25, 28 und 31, 23.6., 14.7. und 4.8.1902.

[40] Vgl. Wilhelm Bölsche: *Friedrichshagen in der Literatur.* In: W. B.: *Auf dem Menschenstern. Gedanken zu Natur und Kunst.* Dresden: C. Reißner 1909, S. 245-259; wiederabgedruckt unter dem Titel *Friedrichshagen in der Literatur. Ein paar Farbspritzer von ehedem* in: W. B.: *Ausgewählte Werke.* Neubearbeitete und illustrierte Ausgabe. Bd. 5: *Auf dem Menschenstern. Gedanken zu Würmern, Menschen, Dichtern, dem Frühling und noch einigem.* Leipzig: E. Haberland 1930, S. 314-337.

Max Kretzer[41], Bruno Wille[42], Hermann Sudermann[43], Otto Brahm[44], Carl Ludwig Schleich[45], Paul Ernst[46], Gerhart Hauptmann[47], abermals Johannes Schlaf[48], Max Osborn[49], Ludwig Spohr[50] und Max Dreyer[51] sowie mit wechselndem Blick auf München und die Reichshauptstadt von Ernst von Wolzogen[52] und Max Halbe[53]. Julius Harts Lebenserinnerungen konnten demgegenüber keine nennenswerte Wirkung entfalten, was hauptsächlich der Tatsache geschuldet ist, daß sie nicht in Buchform erschienen.

Alles in allem sind die Memoiren der Brüder autobiographischer Erlebnisbericht und subjektive Literaturgeschichte in einem. Darin werden nicht nur viele prominente Zeitgenossen der Kulturgeschichte auf ebenso treffende wie amüsante Weise porträtiert, die Darstellungen beider geben auch wertvolle Einblicke in die personellen Verflechtungen der Literaten- und Künstlerzirkel der achtziger und neunziger Jahre und ermöglichen darüber hinaus die Re-

---

41 Vgl. Max Kretzer: *Wilder Champagner. Berliner Erinnerungen und Studien*. Leipzig: Elischer 1919.

42 Vgl. Bruno Wille: *Aus Traum u. Kampf. Mein 60jähriges Leben*. Berlin: Kultur-Verlag 1920 (= Wie ich wurde. Selbstbiographien volkstümlicher Persönlichkeiten), sowie: *Erinnerungen an Gerhart Hauptmann und seine Dichtergeneration*. In: *Mit Gerhart Hauptmann. Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreis*, hrsg. von Walter Heynen. Berlin: Georg Stilke 1922, S. 83-116.

43 Vgl. Hermann Sudermann: *Das Bilderbuch meiner Jugend*. Stuttgart/Berlin: Cotta 1922.

44 Vgl. Otto Brahm: *Briefe und Erinnerungen*, mitgeteilt von Georg Hirschfeld. Berlin: Georg Stilke 1925.

45 Vgl. Carl Ludwig Schleich: *Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen (1859-1919)*. Berlin: Rowohlt 1921.

46 Vgl. Paul Ernst: *Jugenderinnerungen*. München: Georg Müller 1930, sowie: *Jünglingsjahre*. München: Georg Müller 1931.

47 Vgl. Gerhart Hauptmann: *Das Abenteuer meiner Jugend*. 2 Bde. Berlin: S. Fischer 1937.

48 Vgl. Johannes Schlaf: *Aus meinem Leben. Erinnerungen*. Halle: Verlag der Hallischen Nachrichten o.J. [1941] (= HN-Bücherei 29).

49 Vgl. Max Osborn: *Der bunte Spiegel. Erinnerungen aus dem Kunst-, Kultur- und Geistesleben der Jahre 1890 bis 1930*. New York: Krause 1945.

50 Vgl. Wilhelm Spohr: *O, ihr Tage von Friedrichshagen! Erinnerungen aus der Werdezeit des deutschen literarischen Realismus*. Berlin: Verlag „Lied der Zeit" 1949; 2., verbesserte Auflage. Berlin: Verlag „Lied der Zeit" 1950; 3., vermehrte Auflage. Berlin: Das Neue Berlin 1951 (unter dem Titel *Fröhliche Erinnerungen eines ‚Friedrichshageners'. Aus der Werdezeit des deutschen literarischen Realismus*).

51 Vgl. Max Dreyer: *Aus der Frühzeit des deutschen Naturalismus: Jugenderinnerungen*. In: *Aufbau. Kulturpolitische Monatsschrift* 2 (1946), S. 1259-1262.

52 Vgl. Ernst von Wolzogen: *Wie ich mich ums Leben brachte. Erinnerungen und Erfahrungen*. Braunschweig/Hamburg: Westermann 1922.

53 Vgl. Max Halbe: *Scholle und Schicksal. Die Geschichte meiner Jugend*. München: Knorr & Hirth 1933; Neue, durchgesehene und überarbeitete Ausgabe. Salzburg: Verlag „Das Bergland-Buch" 1940.

konstruktion mentalitätsgeschichtlicher Umbruchprozesse in der Inkubationsphase der Moderne. Den Harts selbst war ihre Doppelbedeutung als Agenten und Beobachter der zeitgenössischen Literaturgeschichte durchaus bewußt. Daher gingen sie schon frühzeitig, nämlich fast unmittelbar nach dem Abklingen der naturalistischen Bewegung daran, den soeben zu Ende gegangenen Entwicklungsabschnitt der Kulturhistorie zu bilanzieren. Ein derartiger Rückblick sollte einerseits den Naturalismus als Kunstprogramm historisieren, andererseits aber auch das Bewußtsein für seine Initiatorfunktion wachhalten und so dafür sorgen, daß die von ihm einstmals entbundenen reformatorischen Impulse kulturell weiterhin fruchtbar bleiben. Zu keinem Zeitpunkt ging es dabei um eine Abrechnung, wie sie seinerzeit etwa Heinrich Heine mit seiner Schrift *Die romantische Schule* (1836; zuerst 1833 unter dem Titel *Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland*) vorgenommen hat. Vielmehr begriffen die Harts die naturalistische Bewegung von Anfang an als eine transitorische Phase der Kulturgeschichte, der im wesentlichen eine klärende Funktion zukommt und die vor allem dazu dient, eine Art von neuer, nun nicht länger an die Antike gekoppelter, moderner Klassik heraufzuführen.[54] Diesem Epochenverständnis nun ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß man sich niemals von dieser Strömung zu distanzieren brauchte und sich auch nach der Ablösung des Naturalismus durch andere ästhetische Tendenzen noch ihm zugehörig fühlen konnte. Die solcherart vorhandene Verbundenheit wiederum erzeugte allererst das Ethos, mit Hilfe eines Rückblicks das Lebensgefühl einer Generation der Nachwelt anschaulich und mehr oder weniger treu zu vermitteln. Und da die Brüder dem historischen Verlauf nur an wenigen Stellen eine teleologische Tendenz unterlegen, bleiben die Texte auch für die nachgeborenen Leser spannend.

Die mit dem Rückblick auf die ästhetische Entwicklung der letzten Dekaden des 19. Jahrunderts zwangsläufig verbundene Selbstcharakterisierung hat natürlich den – fraglos einkalkulierten – Nebeneffekt, den eigenen Stellenwert in der Literaturgeschichte gebührend zu markieren. Dennoch vermeiden es Heinrich und Julius Hart gleichermaßen, den eigenen Anteil an der naturalistischen Bewegung bedeutender erscheinen zu lassen, als er tatsächlich war. Dadurch wirkt ihre Darstellung bei aller Subjektivität uneitel. Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, daß viele Details der Schreiberbiographie ausgespart bleiben. So gehen beide etwa nur in geringem Umfang auf ihre Kinder-

---

[54] Vgl. hierzu etwa Heinrich Harts Text *Ein Morgengesang. Zur Feier des 150. Geburtstages von Wolfgang Goethe*. In: Heinrich Hart: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Julius Hart unter Mitwirkung von Wilhelm Bölsche, Hans Beerli, Wilhelm Holzamer, Franz Hermann Meissner. Bd. 1. Berlin: Fleischel 1907, S. 75.

und Jugendzeit ein; die Lebenspartner und Kinder spielen gar überhaupt keine Rolle. Eine solche Zurücknahme der eigenen Person sorgt dafür, daß der autobiographische Bericht immer auf die literarischen Geschehnisse fokussiert bleibt. Da der Duktus der Texte zudem recht sachlich gehalten ist und auf Polemik nahezu völlig verzichtet, ist der Informationsgehalt dieser Memoiren ungewöhnlich hoch. Dennoch hat der Leser nicht das Gefühl, nur eine Aufzählung von Fakten geboten zu bekommen. Anekdoten werden vielmehr reichlich mitgeteilt, aber immer so, daß sich in ihnen Tendenzen der porträtierten Bewegung wie in einem Brennglas spiegeln. Auf diese Weise gerinnt das Ganze nie zum „verklärenden Rückblick“[55], sondern bleibt eine lebensnahe Schilderung der Lebensverhältnisse von Intellektuellen im fin de siècle.

Die Harts schildern die zentralen Stationen der literarischen Entwicklung mit der Haltung des unmittelbar beteiligten Zeitzeugen, gehen dabei sparsam mit Wertungen und voreiligen Perspektivierungen um und halten weitgehend die Mitte zwischen einem abstrahierenden Überblick und einer sich in Details verlierenden, übergroßen Konkretheit. Diese Qualitäten heben ihre Lebenserinnerungen merklich von anderen memoirenhaften Epochenresümees ab und verleihen ihnen eine herausragende Stellung unter den Schriftstellerrückblikken um 1900. Was Paul Wittko über Heinrich Harts Lebenserinnerungen bemerkt, gilt letztlich in gleicher Weise von denen des Bruders Julius: „Seine *Literarischen Erinnerungen* aus dem achtziger [und neunziger] Jahrzehnt, die die künstlerischen Kämpfe und Kämpfer jener Zeit ebenso hemmungsfrei wie kurzweilig schildern, sind die verläßlichste und zugleich unterhaltsamste Quelle für jene Literaturepoche.“[56] Mehr noch: Im Vergleich mit anderen einschlägigen Texten der Weggefährten zeigt sich, daß die Erinnerungen der Harts „sowohl durch [...] [die] Charakteristiken [der Kollegen], wie überhaupt durch den abgeklärten, vornehmen Ton, die leichte, graziöse Ironie, die besonders über den Partien liegt, die den Zeitabschnitt vor 1882 behandeln, und durch das anschauliche [...] Bild, das wir aus ihnen über jene [...] Zeit von 1880-1900 gewinnen, zu den besten Memoirenwerken jener Tage gehören“[57].

---

[55] Ernst Ribbat: *Propheten der Unmittelbarkeit. Bemerkungen zu Heinrich und Julius Hart.* In: *Wissenschaft als Dialog. Studien zur Literatur und Kunst seit der Jahrhundertwende. [Wolfdietrich Rasch zum 65. Geburtstag.]* Hrsg. von Renate von Heydebrand und Klaus Günther Just. Stuttgart: Metzler 1969, S. 59-82 und 483-487, hier: S. 486.

[56] Paul Wittko: *Heinrich Hart.* In: *Literarische Beilage der Weser-Zeitung*, Nr. 275, 24.4.1926.

[57] Kurt Tillmann: *Die Zeitschriften der Gebrüder Hart*, a.a.O., S. 31.

Druck- und Herkunftsnachweise

Heinrich Harts Lebenserinnerungen wurden zuerst unter dem Titel *Die Literatur-Bewegung von 1880-1900. Nach persönlichen Erlebnissen* im Jahrgang 1903 des zweimal täglich ausgelieferten Periodikums *Der Tag. Illustrierte Zeitung (Ausgabe A)* abgedruckt. Die insgesamt 15 Abschnitte des Textes, die mit römischen Ziffern versehen sind, erschienen dabei in den Nummern 293 (26. Juni), 303 (2. Juli), 311 (7. Juli), 313 (8. Juli), 333 (19. Juli), 339 (23. Juli), 363 (6. August), 375 (13. August), 383 (18. August), 391 (22. August), 405 (30. August), 411 (3. September), 419 (8. September), 427 (12. September) und 441 (20. September). Nach dem Tod des Autors wurde diese Artikelreihe dann zusammengefaßt und im Rahmen der *Gesammelten Werke* Heinrich Harts erneut publiziert. Während Wortlaut und Abschnittsgliederung der Journalfassung im wesentlichen unverändert blieben (lediglich die Eingangspassage wurde leicht umformuliert; sie lautete ursprünglich: „Von Altmünster nach Neu-Berlin ..."), fiel der alte Titel weg. Außerdem wurde der Text durch eine Art Widmung mit der Überschrift *Aus den Jahren 1880-1905* und einen Vorspann mit dem Titel *Die neue Literatur* ergänzt, was es wiederum nötig machte, auch den Kernteil eigens zu betiteln; er erhielt zur Betonung der regionalen Herkunft des Verfassers nun die Überschrift *Wir Westfalen.*

Julius Harts Lebenserinnerungen stellen demgegenüber kein geschlossenes Ganzes dar. Sie bestehen aus einer Vielzahl von Einzeltexten, die großenteils verstreut in diversen Zeitschriften zum Abdruck kamen; einige wenige sind zu Lebzeiten des Autors gar unveröffentlicht geblieben und können hier erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Von manchen der publizierten Texte haben sich Manuskripte oder Typoskripte mit z.T. abweichendem Wortlaut erhalten. Gleichwohl wurde auch hier stets die Druckfassung zugrunde gelegt, weil nur sie als autorisierter Text gelten kann. Allerdings wurden in Fällen, in denen die hand- bzw. maschinenschriftlichen Versionen substantielle Zusatzinformationen enthalten, die entsprechenden Passagen in den Kommentar aufgenommen.

Die folgende Übersicht nennt jeweils die Druckvorlage der einzelnen im vorliegenden Band versammelten Texte und verweist auf weitere Drucke und zugehöriges Nachlaßmaterial, das sich erhalten hat:

Heinrich Hart: *Gesammelte Werke.* Hrsg. von Julius Hart unter Mitwirkung von Wilhelm Bölsche, Hans Beerli, Wilhelm Holzamer, Franz Hermann Meißner. Bd. 3: *Literarische Erinnerungen / Ausgewählte Aufsätze.* Berlin: Fleischel 1907, S. 3-96.

Julius Hart: *Meine Lebenserinnerungen. 1. Die Vaterstadt.* In: *Zeitstimmen. Literarische Beilage der ‚Zeit' (Organ der DVP, Berlin)*, Nr. 72, 26.3.1922.

Julius Hart: *Meine Lebenserinnerungen. 2. Alt-Münstersche Festtage.* In: *Zeitstimmen. Literarische Beilage der ‚Zeit' (Organ der DVP, Berlin)*, Nr. 96, 28.4.1922.

Julius Hart: *Jugenderinnerungen.* In: *Kölnische Zeitung. Morgen-Ausgabe*, Nr. 367, 8.7.1930.

Julius Hart: *Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen.* In: *Westermanns Monatshefte* 74 (1929/30), Bd. 148, Heft 888, S. 539-545.

Julius Hart: *Wie ich Bücherwurm wurde.* Unpubliziertes Typoskript (Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 90).

Julius Hart: *Meine erste Zigarre.* In: *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 29.1.1930 („Unterhaltungs-Rundschau").
Ein Manuskriptfragment dieses Textes, das sich erhalten hat, ist umfangreicher als die veröffentlichte Erinnerung; es trägt die Überschrift *Wie ich ein Raucher wurde* und befindet sich in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 69. Daneben existiert noch ein 31-seitiges Typoskript gleichen Titels mit handschriftlichen Korrekturen in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2555; der hier vollständig überlieferte zweite Teil des Textes enthält allerdings nur eine umfangreiche anekdotische Erzählung ohne lebensgeschichtlich relevante Informationen.

Julius Hart: *Meine Jugendfreunde – die Bücher.* In: *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 24.5.1928 („Unterhaltungs-Rundschau").

Julius Hart: *Allerhand Lebenserinnerungen. Wie ich zu dichten anfing.* In: *Rheinisch-Westfälische Zeitung*, Nr. 176b, 7.4.1929.

Julius Hart: *Wie ich Schauspieler wurde.* Unpubliziertes Manuskript (Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 72).

Julius Hart: *Meine Primanerjahre. Jugenderinnerungen.* In: *Die Gartenlaube*, Nr. 29, 17.7.1930, S. 603f.

Julius Hart: *Mein erster Winter in Berlin. Aus meinen Lebenserinnerungen.* In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 1, S. 65-71.
Ein handschriftlich korrigiertes Typoskript mit diesem Titel (*Mein erster Winter in Berlin*) befindet sich in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 78. Es weist zahlreiche Streichungen auf und bildet offenbar die Grundlage für einen handschriftlich korrigierten Typoskriptdurchschlag mit der Überschrift *Fahrt nach Berlin* (Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 78), dessen Text wiederum die Vorlage für folgenden Druck bildet: *Fahrt nach Berlin* in: *Kölnische Zeitung. Abend-Ausgabe*, Nr. 283, 24.5.1830 („Unterhaltungsblatt").

Julius Hart: *Journalistische Lehrlingsjahre. Lebenserinnerungen aus dem Nachlaß*. In: *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 27.9.1930 („Unterhaltungs-Rundschau").
Das wesentlich umfangreichere Manuskript unter dem Titel *Journalistische Lehrlingsjahre. Lebens-Erinnerungen* (14 S.), das einige nachträglich vorgenommene, inkonsistent wirkende Bleistiftkorrekturen aufweist, befindet sich in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2557; wohl aus Umfangsgründen für den Druck gestrichene Passagen aus diesem Text, die hohen Informationswert besitzen, werden im Kommentar dargeboten.

Julius Hart: *50 Jahre Schriftsteller*. In: *Der Tag. Illustrierte Zeitung*, 29.11.1927 („Unterhaltungs-Rundschau").

Julius Hart: *Wie der Deutsche Literatur-Kalender entstand. Erinnerungen aus Hoffnung- und Hungerjahren*. In: *Die Lesestunde. Zeitschrift der Deutschen Buch-Gemeinschaft*, 6. Jg., Nr. 8, 16.4.1929, S. 144-146.

Julius Hart: *Aus meinen Sturm- und Drangjahren*. Unpubliziertes Manuskript (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2558).
Das Fragment (S. 2) eines Typoskripts und ein Durchschlag davon befinden sich in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Julius-Hart-Archiv, Nr. 113.

Julius Hart: *Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen*. In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 1, S. 652-656.
Am Ende des Textes steht die Bemerkung: „(Ein zweiter Aufsatz folgt im nächsten Heft)". In stark gekürzter Form wurde der Text fast wörtlich wiederabgedruckt unter dem Titel *Friedrichshagen* in: *Die Lesestunde. Zeitschrift der deutschen Buch-Gemeinschaft*, 7. Jg., Nr. 17, 1.9.1930, Kulturschau, S. I-III.

Julius Hart†: *Die losen Vororts-Realisten der achtziger Jahre. Wir Friedrichshagener*. In: *Berliner illustrierte Nachtausgabe*, 1. Beiblatt, 7.7.1930.
Dem Druck ist folgende Bemerkung der Redaktion vorangestellt: „Julius *Hart*, der heute früh Heimgegangene, hat wenige Wochen vor seinem Tode für die ‚Berliner illustrierte Nachtausgabe' aus den reichen Erinnerungen seines Lebens diesen interessanten Zeitabschnitt, die Friedrichshagener Epoche und den Aufstieg Gerhart Hauptmanns, niedergeschrieben, eine seiner letzten Arbeiten, die wir heute zum Andenken an den Verstorbenen veröffentlichen."

Julius Hart: *„Orgie" in Friedrichshagen. Aus meinen Lebenserinnerungen*. In: *Berliner Lokal-Anzeiger. Zentral-Organ für die Reichshauptstadt (Morgenausgabe)*, 48. Jg., Nr. 274, 13.6.1930.

Das Typoskript, das offenbar dem Druck zugrundeliegt, trägt den Titel *Aus meinen Friedrichshagener Lebenserinnerungen* und befindet sich in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2573.

Julius Hart: *Sibirien in Preußen. Eine fröhliche Lebenserinnerung.* In: *Reclams Universum*, 46. Jg. [1929/30], Heft 45, 7.8.1930, S. 925-927.
Ein handschriftlich korrigierter Durchschlag des offenbar dem Druck zugrundeliegende Typoskripts wird in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 83, aufbewahrt. Ein im Wortlaut stark abweichendes, *Sibirien in Preußen. Eine Erinnerung* betiteltes Manuskript (10 S.) des Textes befindet sich in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Nachlaß Hart, Nr. 2568. Ein weiteres Manuskript mit dem Titel *Sibirien in Preußen*, das aber bereits am Ende der ersten Seite abbricht, findet sich in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Julius-Hart-Archiv, Nr. 83.

Julius Hart: *Die Entstehung der „Freien Bühne". Persönliche Erinnerungen.* In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 24 (1909/10), Bd. 1, S. 289-294.

Julius Hart: *Friedrichshagen II. Aus meinen Lebenserinnerungen.* In: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 2, S. 94-98.

Julius Hart: *Der Dichter über sich selbst.* In: *Illustrirte Zeitung*, Bd. 172, Nr. 4386, 4.4.1929, S. 474 und 476.
Ein im Wortlaut geringfügig abweichendes Manuskript von fremder Hand wird in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Julius-Hart-Archiv, Nr. 74, aufbewahrt. Es handelt sich dabei offensichtlich um eine Abschrift von Julius Harts Tochter Grete; der Text endet mit dem Hinweis: „Am 7. Juli dieses Jahres starb mein Vater an den Folgen einer Grippeerkrankung, sein letzter Wunsch, dieses Werk [– gemeint ist: *Die Vernunft als Quelle des Übels* –] zu vollenden, blieb unerfüllt."

Alle Texte – gleichgültig, ob es sich um Drucke, Typoskripte oder Handschriften handelt – werden buchstabengetreu gemäß der jeweils genannten Vorlage wiedergegeben. Gesperrt gedruckte Wörter erscheinen dabei kursiv. Lediglich der zeitbedingte Antiqua-Druck bei fremdsprachigen Namen und Begriffen entfällt. Außerdem wurden vergessene Umlautstriche stillschweigend ergänzt. Darüber hinaus sind folgende Eingriffe vorgenommen worden:

10,25 *Arne*] Korrigiert aus: »Arno«.

12,28 *Lust nach*] Korrigiert aus: »Lust noch«.

30,24 *Übermaß*] Korrigiert aus: »Ubermaß«.

48,6 *Was wir einst*] Korrigiert aus: »„Was wir einst«.

49,37 *Diese innige Verbindung, die Vereinigung*] Korrigiert aus: »Dieser innigen Verbindung, der Vereinigung«.

56,5 *moderne Kunst und*] Korrgiert aus: »moderne Kunst nnd«.
64,16 *XIV*] Korrigiert aus: »XV«.
67,6 *XV*] Korrigiert aus: »XVI«.
72,5 *bißchen*] Korrigiert aus »bischen«.
75,40 *Krechtings*] Korrigiert aus: »Krachtings«.
76,10 *mehr oder weniger*] Korrigiert aus: »lehr oder weniger«.
78,36 *prangten*] Korrigiert aus: »prankten«.
81,17f. *Tierlein geformt*] Korrigiert aus: »Tierlein geformt geformt«.
95,9 *Jourdan*] Korrigiert aus: »Jourdain«.
96,12 *Josef Rank*] Korrigiert aus: »Josef Remk«.
99,20 *„Kuck*] Korrigiert aus: »:Kuck«.
99,20 da!"] Korrigiert aus: »da!".«
99,33 *geheimnisvoll*] Korrigiert aus: »geheimnissvoll«.
103,4 *Heinrich Viehoffs*] Korrigiert aus: »Heinrich Vierhoffs«.
103,16f. *„Oliver Twist"*] Korrigiert aus: »„Oliva Twist"«.
104,5f. *„Satrebil"*] Korrigiert aus: »„Gatrebil"«.
106,40 *gegangen wäre*] Korrigiert aus: »gegangen wären«.
129,20 *einheimische Schildtraeger*] Korrigiert aus: »einheimischen Schildtraeger«.
132,17 *durch violette Nebel meinen Bruder*] Korrigiert aus: »durch violette Nebel meinem Bruder«.
133,13f. *deutschen Monatshefte war*] Korrigiert aus: »deutschen Monatshefte waren«.
140,1 und 7 und 11 *J. Kühtmanns*] Korrigiert aus: »J. Kühlmanns«.
140,34f. *an dem Anblick*] Korrigiert aus: »an den Anblick«.
152,20 *Zeiten wachrief*] Korrigiert aus: »Zeiten wachriefen«.

Die Abbildungen stammen von folgenden Künstlern:

- Vorderumschlag: Heinrich und Julius Hart (Bruno Paul); abgedruckt in: [Otto Julius Bierbaum:] *Steckbriefe erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur* von Martin Möbius mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul. Berlin/Leipzig: Schuster & Loeffler 1900; Reprint: München: Heimeran 1960 (= Heimeran Neudrucke), S. 63.
- S. 8: Heinrich Hart (Eugen Spiro); abgedruckt in: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 1, S. 67.
- S. 108: Julius Hart (Eugen Spiro); abgedruckt in: *Velhagen & Klasings Monatshefte* 33 (1918/19), Bd. 1, S. 65.

Register

Es werden jeweils nur die allgemein gebräuchlichen Namensformen aufgeführt, d.h. abgelegte Geburtsnamen, Klarnamen für Pseudonyme etc. finden sich hier nicht. Kursive Seitenzahlen verweisen generell auf den Kommentarteil.

Abshoff, Emil 105, *207*, *253*, *258*
Ackermann, Paul *237*
Äsop *253*
Ahlefeldt, Elise Gräfin von, verh. von Lützow 23, *207*
Aischylos 25, *208*
Alberti, Conrad 11, 45, 177, *193*, *228*, *293*, *296*, *297*, *298*
Alighieri, Dante 28, *203*, *214*
Anakreon 68, *246*
Andreas, Friedrich Carl *290*
Andreas-Salomé, Lou 164, *290*
d'Annunzio, Gabriele 63, *243*
Antoine, André 170, 171, 179, 180, *294*
Anzengruber, Ludwig 53, 172, 173, 181, 182, *236*, *295*
Aren(d)t-Cesari, Wilhelm 11, 41-43, 46, *193*, *215*, *225*, *226*
Ariosto, Ludovico 68, *246*
Arnim, Achim von 62, *242*, *249*
Arnim, Bettine von *279*
L'Arronge, Adolphe 130, 169, *237*, *259*, *293*
Auerbach, Berthold 36, 103, *220*, *256*
Augier, Émile 128, *209*, *236*, *264*
d'Austria, Don Juan 21, *205*, *260*
Avenarius, Ferdinand 45, *229*
Bach, Johann Sebastian *251*
Bacon, Francis 145, 187, *281*, *302*
Bahr, Hermann 11, 60, 146, *195*, *241*, *242*, *244*, *245*, *285*, *298*
Balzac, Honoré de 165, *291*
Bamberger, Ludwig *276*
Barnay, Ludwig 173, 182, *296*
Barrière, Théodore *224*
Barthel, Max *255*
Baudelaire, Charles 63, *243*
Bauer, Bruno *279*
Bebel, August 20, *203*, *267*
Beer-Hofmann, Richard *195*
Bellmann, Carl Gottlieb *250*
Benedix, Roderich 26, *211*
Berg, Leo 10, 11, 46, *188*, *230*, *238*, *241*, *242*, *298*
Bergerat, Émile 179, *298*
Beutler, Margarete 11, *196*
Bierbaum, Otto Julius 11, 65, 155, 157, 164, *195*, *196*, *238*, *245*, *246*, *285*, *294*
Birch-Pfeiffer, Charlotte 110, *203*, *259*
Bismarck, Otto Fürst von 24, 42, 141, *201*, *202*, *208*, *209*, *215*, *276*, *280*
Bjørnson, Bjørnstjerne 26, 38, 151, 182, *211*, *222*, *236*, *299*
Bleibtreu, Carl 11, 13, 42-44, 46, 167, *193*, *199*, *209*, *213*, *225-228*, *230*, *234*, *236*, *237*, *271*, *280*, *282*, *291*, *298*
Bleibtreu, Georg 44, *228*
Bleibtreu, Hedwig 44, *228*
Blücher von Wahlstatt, Gebhard Leberecht 23, *206*

Blumenreich (Übersetzerin) 161, 162, *289*
Blumenthal, Oscar 32, 95, 106, 108, 112, 146, *217*, *218*, *252*, *282*
Bodenstedt, Friedrich *276*, *278*
Bölsche, Adele, geb. Bertelt *283*
Bölsche, Wilhelm 10, 11, 47-49, 55, 58, 148, 149, 155, 157, 164, 175, 176, 182, 186, *189*, *191*, *194*, *238*, *239*, *241*, *242*, *282*, *283*, *285*, *289*, *299*, *300*
Bolle (Amtsdiener) 159, 162-164, *288*
Borsdorff, Paul 108-110, 112, *258*
Botticelli, Sandro *226*
Bräker, Ulrich *259*
Brahm, Otto 51-55, 58, 149, 156, 169, 172, 173, 180-183, 187, *195*, *224*, *233*, *235*, *237-239*, *283*, *287*, *293*
Brandes, Eduard *236*
Breitensträter, Hans 102, *255*
Brentano, Clemens 62, *242*, *249*
Breuer, Max *253*
Brigl, B. *276*, *278*
Brinkmann 82, 83
Brinkmann, Johann Bernard 18, *202*
Brociner, Marco 132, *272*
Brum, Peter 10, *191*
Bruno, Giordano 68, *246*, *301*
Bruns, J.C.C. *229*
Brutus *295*
Büchner, Ludwig 19, 20, *202*
Bülow, Hans von 53, *237*
Buff, Charlotte, verh. Kestner 20, *204*
Bulthaupt, Heinrich *236*
Bulwer, Edward George, I. Lord Lytton 65, *244*
Buschmann, Joseph 94, *251*
Byron, George Gordon Noel 22, 103, 165, *205*, *237*, *257*, *286*
Caesar, Gaius Iulius *295*
Campe, Joachim Heinrich *254*
Carriere, Moriz 115, *260*
Cervantes y Saavedra, Miguel de 117, *188*, *261*, *283*
Chamisso, Adelbert von 83, *249*
Chemnitz, Matthäus Friedrich *250*
Clark, George *247*
Claudius, Matthias 35, *219*
Conrad, Michael Georg 11, 45, 46, *193*, *194*, *196*, *209*, *213*, *229*, *236*, *238*, *267*
Conradi, August *259*
Conradi, Hermann 11, 13, 39, 40, 42, 43, 144, 186, *193*, *199*, *214*, *216*, *224-226*, *252*
Conradi, Paul 110, *259*
Conscience, Hendrik 103, *256*
Cooper, James Fenimore 90, 98, 105, 144, *250*, *254*
Corbould, Edward Henry *248*
Cortés, Hernán 118, *261*
Cousin, Victor *242*
Corday, Charlotte 57, *239*
Dahn, Felix 28, 96, 104, 107, 115, 136, *214*, *258*
Darwin, Charles 19, *202*, *203*, *258*
Dauthendey, Max *241*, *285*
Defoe, Daniel *254*
Dehmel, Paula, geb. Oppenheimer 65, *189*, *244*
Dehmel, Richard 10, 11, 49, 65, 66, 149, 153, 155, 157, 175, *189*, *190*, *244*, *285*

Demantius, Johann Christoph *251*
Dernburg, Friedrich *236*
Dery, Juliane 10, 11, *192*
Devrient, Eduard 182, *299*
Devrient, Emil 130, *270*, *299*
Dickens, Charles 93, 103, 105, *211*, *251*, *256*
Diener, Franz 102, *255*
Diogenes von Sinope *284*
Döhn, Ellen von *290*
Dostoevskij, Fëdor Michajlovič 26, 50, 164, 165, 167, *212*, *290*
Drachholz *289*
Drachmann, Holger *285*
Dreyer, Max 10, 11, *190*
Dröscher, Georg 130, *269*
Droste-Hülshoff, Annette von 22-24, *205-207*, *219*
Droste-Hülshoff, Jenny von, verh. von Laßberg *207*
Droste-Hülshoff, Clemens August von *207*
Droste-Hülshoff, Therese von, geb. von Haxthausen *207*
Dühring, Eugen 150, *284*
Dumas, Alexandre (d. J.) 128, *209*, *264*
Echegarays y Eizaguirres, José *203*
Eckstein, Ernst 95, 106, 108, 113, 134, 186, *252*
Entsch, Albert *279*
Ernst, Otto 11, *194*
Ernst, Paul 144, 186, *261*, *262*, *281*
Euler, Leonhard 116, *260*
Ewers, Hanns Heinz 68, *246*
Eye, August von 130, *270*
Falke, Gustav 11, *194*
Fechner, Gustav Theodor *278*
Ferdinand III., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation *206*
Ferry, Gabriel 98, *254*
Fichte, Johann Gottlieb *264*
Fidus 153, 157, 164, *286*
Fischer, Hinricus 35, 125, 139, 142, *219*, *264*
Fischer, Samuel 54, 169, 180, 181, 183, *238*, *298*
Fitger, Arthur 28, 53, 96, *212*, *236*
Fix, Wilhelm 97, *253*
Flaischlen, Cäsar 10, 11, 66, 153, 155, 157, 164, *190*, *245*
Fleischer, Oskar 43, *227*
Flemming, Karl F. *273*, *277*
Förster-Nietzsche, Elisabeth *243*
Fontane, Theodor 54, 183, *235*, *237*, *241*, *299*
Forckenbeck, Max von 143, *272*, *276*
Forel, Auguste *300*
Franck, Philipp 153, *286*
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich *211*
Freiligrath, Ferdinand 166, *278*, *291*
Freytag, Gustav 13, 25, *198*, *210*
Frick, Wilhelm *269*
Friedländer, Benedikt 150, *284*
Friedrich, Wilhelm 139, *229*, *279*
Fritsche, Paul 46, *230*
Fromme, Henriette *216*
Fürstenberg, Franz von *208*
Fulda, Ludwig 11, 172, 180, *196*
Galen, Bernhard von 74, *206*, *248*
Gallitzin, Amalie Fürstin von 24, *207*, *208*
Ganghofer, Ludwig 132, *272*, *295*

Garborg, Arne 10, 49, 63-65, 150, 151, 154, 163, *190*, *233*, *236*, *244*
Garborg, Hulda 10, 49, 64, 150, 151, 154, 163, *190*, *233*
Geibel, Emanuel 166, *199*, *213*, *226*, *291*
Gellert, Christian Fürchtegott 35, *220*
Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen *258*
Georg V., König von Hannover *250*
George, Stefan 11, *195*, *241*
Gerhardt, Paul 21, *204*
Gierse, Albert 27, 28, 95, 106, 115, 186, *199*, *207*, *213*, *214*
Giraud, Albert 60, *242*
Goethe, Johann Wolfgang von 20, 23, 25, 27, 28, 35-38, 99, 102-104, 139, *204*, *207*, *214*, *218-220*, *222*, *248*, *254*, *263*, *269*, *271*, *279*, *283*, *292*, *293*
Goncourt, Edmond Huot de 182, *236*, *299*
Goncourt, Jules Huot de 182, *236*, *299*
Gosse, Edmund *233*
Gotthelf, Jeremias 36, *220*
Gottsched, Johann Christoph 35, *220*
Grabbe, Christian Dietrich 37, 104, 152, *221*, *257*, *285*
Graetz, F. *300*
Grimm, Jacob 89, 97, *249*, *250*, *254*
Grimm, Wilhelm 89, 97, *249*, *250*, *254*
Grimmelshausen, Christoph von *220*
Grosse, Julius 28, 96, 115, 136, *213*
Grottkau, Paul *215*
Grube, Max 95, 108, 112, 130, *198*, *252*, *258*, *259*, *270*, *291*
Günther, Johann Christian *216*
Guilbert, Yvette 67, *245*
Gumppenberg, Hanns Freiherr von 10, 11, 49, 65, 153, *190*
Gutzkow, Karl 38, *221*
Haase 115
Haeckel, Ernst 19, 104, 113, *203*, *258*
Hâfis 104, *257*
Hahne, Selmar *261*
Halbe, Max 10, 11, 49, 153, 155, 157, *189*, *226*, *264*, *289*
Halm, Margarethe 28, 136, *214*, *215*, *253*, *279*
Hamann, Johann Georg 23, 24, *207*
Hamel, Richard 28, *213*
Hamerling, Robert 26, 28, 34, 96, 103, 104, 106, 115, 136, *210*, *247*, *257*
Hammann, Otto 28, *214*
Hammer-Purgstall, Joseph Freiherr von 104, *257*
Hansson, Ola 49, 151, 154, 157, 163, *232*, *233*
Hanstein, Adalbert von 11, 32, 45, *194*, *217*, *224*, *227*, *234*
Harden, Maximilian 51, 169, 170, 172, 180, 181, *235*, *238*, *241*
Hart, August (Bruder) 86, 89, 184, *249*
Hart, Cäcilie, geb. Kulpa (Ehefrau von Heinrich) *229*
Hart, Elisabeth (Schwester) 89, 184, *300*

Hart, Elise, geb. Bruch (Mutter) 15, 19, 20, 35, 77, 80-83, 86, 88, 89, 91, 92, 97, 11, 114, 119, 141, 184, *204*
Hart, Eva (Tochter von Julius) 187, *301*
Hart, Ferdinand (Bruder) 86, 89, 184, *249*
Hart, Frieda (Schwester) 89, 184, *300*
Hart, Heinrich (Vater) 15, 19-21, 80-86, 88-93, 97, 102, 103, 105, 112, 114, 118, 141, 184, *204*
Hart, Heinrich Ferdinand (Großvater) 75, *248*
Hart, Lilith (Tochter von Julius) 187, *301*
Hart, Margarete (Tochter von Julius) *301*
Hart, Martha, geb. Mangelsdorff (Ehefrau von Julius) 187, *301*
Hart, Melly (Schwester) 89, 184, *300*
Harte, Bret 26, 38, *211*
Hartleben, Otto Erich 10, 11, 43, 49, 57, 58, 60, 144, 153, 155, 157, 164, 178, 186, *191*, *215*, *226*, *239*, *241*, *242*, *285*, *290*, *298*
Hartleben, Selma 164, *290*
Hartmann, Eduard von 19, 20, 26, 34, *202*
Hauptmann, Carl 11, 49, 153, 157, *195*, *300*
Hauptmann, Gerhart 11, 39, 47-49, 51, 54, 146-150, 154-157, 166, 167, 169, 173, 176, 182-184, 187, *194-196*, *215*, *233*, *235*, *237*, *238*, *286*, *287*, *293*, *296*, *297*, *299*, *300*
Hauptmann, Marie, geb. Thienemann 147, 155, *194*, *195*
Hauptmann, Martha, geb. Thienemann *195*
Hebbel, Friedrich 12, 37, *197*
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich *198*, *202*, *204*
Hegeler, Wilhelm 10, 11, 49, 153, 155, 157, 164, *189*, *241*
Heiberg, Gunnar *285*
Heine, Heinrich 36, 38, *221*, *261*, *279*
Held, Franz 47, *232*, *241*
Helmholtz, Hermann von 120, *261*
Hemsterhuis, Frans 24, *207*, *208*
Henckell, Karl 10, 11, 13, 39-43, 144, 164, 186, *188*, *191*, *194*, *199*, *224-227*
Hendrich, Hermann 153, *286*
Henniques, Léon *294*
Henzen, Wilhelm von 28, *214*
Herder, Johann Gottfried 38, *222*, *283*
Herrig, Hans 28, 30, 43, *213*, *227*
Herwegh, Georg 166, *275*, *278*, *291*
Herzfeld, Marie *244*
Heyse, Paul 12, 13, 26, 93, 103, 121, 144, *197*, *198*, *210*, *213*, *263*
Hille, Peter 10, 11, 22, 24, 94, 95, 103, 106, 130, 150, 155, 157, 185, *192*, *207*, *214*, *232*, *247*, *251-253*, *257*, *269*, *284*, *285*, *302*
Hillern, Wilhelmine von 19, 85, 89, *203*
Hirschfeld, Georg 50, 153, *233*
Hirte, Johanna 83
Hobhouse, John Cam 30, *205*

Hödel, Emil 30, *215*
Hölderlin, Friedrich 104, *257*
Hofmannsthal, Hugo von 11, *195*, *197*, *241-243*, *245*
Hofpauer, Max 172, *295*
Hollaender, Felix 10, 11, 153, *191*, *238*
Holz, Arno 11, 13, 43, 45-47, 50, 51, 60, 156, 165, 167-169, 175, 183, *194-196*, *199*, *212*, *226*, *234*, *235*, *280*, *285*, *291-293*
Homer 148, *210*, *283*
Hopp, Ernst Otto *273*, *274*, *277*
Horaz 174, *297*
Hülsen, Botho von 22, 31, 112, 122, *205*, *260*
Hugo, Victor 165, *291*
Ibsen, Henrik 26, 38, 46, 50, 53, 59, 62, 151, 156, 165, 167, 172, 173, 177, 181, 182, *212*, *222*, *233*, *234*, *236*, *240*, *296*, *297*
Immermann, Karl 22, 23, 179, *206*, *207*
Immermann, Wilhelmine, geb. Wilda *207*
Issleib, Wilhelm *237*
Jacobi, Friedrich Heinrich *207*
Jacobowski, Ludwig *300*
Jäger, Gustav 147, *282*
Jaffé, Richard *217*
Jagert, Johanna 57, *239*
Jefferson, Thomas *205*
Jerschke, Oskar *226*, *292*
Jesaja 23, *206*
John I., König von England *255*
Jonas, Paul 52, 169, 171, 180, *236*
Jordan, Wilhelm 26, *210*
Jourdan, Jean Baptiste de 95, 111, *251*
Kainz, Josef 179, *298*
Kampffmeyer, Bernhard 10, 48, 49, 58, 148, 158, 160, *191*, *232*
Kampffmeyer, Paul 10, 48, 49, 58, 148, 160, *191*, *232*
Kampmann, Friedrich *214*
Kana, Heinrich 60, 61, 178, *242*
Kant, Immanuel *202*, *283*
Karpeles, Gustav *241*
Karsch(-Haack), Ferdinand 125, *263*
Kaschke, Max *269*
Kastan, Isidor 156, 183, *287*, *299*
Katsch, Hermann 10, *191*
Keller, Gottfried 12, 13, 121, 122, *197*, *198*, *262*, *263*
Kerssenbro(i)ck, Hermann von 73, *247*
Kestner, Johann *204*
Kirchbach, Wolfgang 11, 42, 43, 45, *194*, *215*, *218*, *227*, *229*, *230*
Kielland, Alexander Lange 26, *211*, *236*
Klein, Karl *269*
Kleist, Heinrich von 12, *197*, *217*, *301*
Klopstock, Friedrich Gottlieb *213*
Knipperdollinck, Bernd 73, *248*
Kralik, Richard *294*
Kraußneck, Arthur 53, 173, *237*, *297*
Krechting, Bernd 73, *248*
Krechting, Heinrich 73, *248*
Kretzer, Max 11, 43, 44, 46, *193*, *213*, *215*, *227*, *228*, *236*
Krogh, Christian *285*
Kroll, Joseph 39, *224*
Kroll, Auguste *224*
Krüger, Therese 161, 162, *289*
Kruse, Heinrich 144, *281*
Kühn, Louis 130, *270*

Kürschner, Joseph 28, 39, 107, 125, 126, 135, 142, 186, *213*, *224*, *263*, *280*
Küster, Conrad 46, *230*
Kupffer, Hugo von 123, 135, *263*
Lachmann, Hedwig 65, *244*
Lambertus 17, 80, *201*, *248*, *249*
Landauer, Gustav *244*
Lassalle, Ferdinand 20, *204*, *267*, *268*
Laßberg, Joseph Freiherr von *207*
Laube, Heinrich *221*
Lauff, Joseph von 22, *205*
Lehmann, Else 156, 183, *287*, *300*
Lehmann, Jon(as) 10, *191*
Lehnsmann, Ernst Henriet 39, *223*
Leibniz, Gottfried Wilhelm *247*
Leistikow, Walter 49, 153, 157, *233*
Leixner, Otto von 60, *241*
Lemke 82, 86
Lenau, Nikolaus 104, *257*
Lenz, Jakob Michael Reinhold 41, 104, 179, *226*, *257*
Leopold III., Herzog von Österreich *205*
Lessing, Gotthold Ephraim 38, *222*, *240*, *248*
Leyden, Jan van 23, 73, *248*
Liebknecht, Wilhelm 20, *203*, *268*
Liliencron, Detlev von 11, 46, 65, 68, *194*, *195*, *246*
Lindau, Paul 25, 33, 53, 128, 144, 165, 167, *209*, *210*, *227*, *281*
Linke, Oskar 10, 11, 30, 33, 34, 42, 127, *188*, *214*, *218*
Lippi, Filippino 41, *226*
Litzmann, Berthold 31, 121, *216*, *262*, *271*
Löwenstein, Itzig 82, 87
Lorm, Hieronymus 37, *222*
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 30, *216*
Lubliner, Hugo 128, 167, *264*
Lublinski, Samuel *245*
Ludwig, Otto 37, *221*
Luther, Martin *204*, *269*
Mackay, John Henry 10, 11, 49, 58, 144, 153, 155, 157, *189*, *271*
Maeterlinck, Maurice *242*
Makart, Hans 26, 34, *211*
Mallarmé, Stéphane 63, *195*, *243*
Mannouth 21, *205*
Marat, Jean-Paul *239*
Marholm, Laura 49, 151, 154, 157, 164, *232*, *289*
Marlitt, Eugenie 26, *211*
Marlowe, Christopher *271*
Marryat, Frederick 98, 105, *254*
Mauthner, Fritz 172, 183, *236*, *295*, *299*
Maximilian II., König von Bayern *197*
Mehring, Franz *241*
Meißner, Carl *243*
Mendes, Catulle *236*
Méricourt, Théroigne de 57, *239*
Méténier, Oscar 179, *298*
Meyer, Conrad Ferdinand 12, *197*
Meyer-Förster, Elsbeth, geb. Blaschke 10, *192*
Meyer-Förster, Wilhelm 10, 153, *190*, *192*, *286*
Meyer-Graefe, Julius *245*
Mieling, Friederike Charlotte *248*
Möser, Albert 96, *253*
Moleschott, Jacob 19, *203*
Morgenroth, Alma *273*, *277*
Morus, Thomas 145, *281*, *282*
Morwitz, Heinrich *273*, *277*

Moser, Gustav von 26, *211*
Mosse, Rudolf *235*, *294*
Most, Johann 30, *215*
Mozart, Wolfgang Amadeus *285*
Müller 120
Müller-Guttenbrunn, Adam *296*
Munch, Edvard *285*
Mundt, Theodor *221*
Murger, Henri 40, 132, 175, *224*
Musäus, Johann Karl August 21, 92, 104, *204*, *258*
Napoleon I., Kaiser von Frankreich 23, *200*
Napoleon III., Kaiser von Frankreich 16, *200*, *201*
Neißer, Max *267*, *268*, *269*
Neuert, Hans 172, *295*
Neumann-Hofer, Otto 150, *241*, *283*
Nietzsche, Franziska *243*
Nietzsche, Friedrich 46, 50, 62, 63, 65, 66, *231*, *232*, *243*, *244*, *297*
Nikolaus I., Zar von Rußland *290*
Novalis 62, *242*, *243*
Oberdick, Johannes 96, 116, 134, 136, *253*
Oppenheimer, Franz 65, *244*
d'Ornano, Sampiero *218*
Ortmann, Reinhold *247*
Pachelbel, Johann *251*
Parisius, Ludolf *277*
Pastor, Willy *278*
Pater, Walter *244*
Paulus von Tarsus *284*
Perikles *279*
Pestalozzi, Johann Heinrich
Peters, Peter Johann *250*
Petöfy, Sandor *214*
Pheidippides *255*
Pius IX. *201*
Platen-Hallermünde, August Graf von 38, 43, 165, *223*, *226*
Ploetz, Alfred 184
Pohl, Emil *269*, *270*
Polenz, Wilhelm von 10, 11, 32, 49, 153, 157, *217*
Proelß, Johannes 28, *213*
Proudhon, Pierre Joseph 20, *203*
Przybyszewski, Stanislaw 49, 64, 65, 153, 163, *233*, *244*, *285*, *301*
Puttkamer, Robert von 39, *224*
Puttkam(m)er, Alberta von 11, *196*
Raabe, Wilhelm 103, *256*
Rank, Josef 96, 104, 107, *253*
Reicher, Emanuel 173, *237*, *296*
Reuling, Carlot 10, 11, *190*
Reuter, Fritz *277*
Reuter, Gabriele 11, *196*
Richter, Eugen *272*, *276*, *277*
Richter, Jean Paul Friedrich *264*
Rickert, Heinrich 143, *272*, *276*
Rittershaus, Emil *250*
Robert, Emmerich 173, 182, *296*
Rod, Edouard 49, *233*
Roland, Manon 57, *239*
Rousseau, Jean-Jacques 149, *283*, *289*
Rückert, Friedrich *278*
Rūmī, Djalālo'd-Din 104, *258*
Sacher-Masoch, Leopold von 26, 28, 37, 96, 104, 106, 115, 122, 136, *211*, *212*, *258*, *263*
Salis, Rodolphe *245*
Salten, Felix *195*
Salviati, Antonio 175, *297*
Sardou, Victorien 128, *209*, *264*
Schaar / Star 82, 86
Scheerbart, Paul 155, *242*, *286*
Scherer, Wilhelm *216*
Scherl, August 123, 133, *263*, *279*

Scherr, Johannes 143, *280*
Schiller, Friedrich 22, 25, 37, 38, 92, 99, 102, 103, 139, 167, 182, *222*, *238*, *255*, *256*, *259*, *269*, *278*, *279*, *283*, *285*
Schlaf, Johannes 11, 47, 156, 167, 169, 175, 183, *194-196*, *233-235*, *271*, *285*, *291-293*
Schlaun, Johann Conrad *207*
Schlegel, Friedrich *218*
Schlegel, August Wilhelm *218*
Schleich, Carl Ludwig 65, *244*, *285*
Schlenther, Paul 51, 53, 54, 169, 172, 180, 181, *235*, *287*
Schliepmann, Hans 10, *190*
Schmid, Christoph von 90, 98, *250*
Schmidt, Julian *198*
Schneckenburger, Max *200*
Schnitzler, Arthur 11, *195*
Schönchen, Amalie 172, *295*
Scholz, Adolf von *191*
Scholz, Wilhelm von 10, 11, *191*
Schopenhauer, Arthur 19, 26, 34, 37, *202*, *223*, *243*, *278*
Schücking, Levin 24, 72, *207*, *247*, *257*
Schwering 93, 105, 107, 134, 137, 185, *251*
Scott, Walter 103, *256*
Seidel, Heinrich *214*
Servaes, Franz *284*
Shakespeare, William 21, 23, 28, 102-104, 182, 185, *204*, *210*, *218*, *255*, *259*, *278*, *282*
Shelley, Percy Bysshe 103, *257*
Simon *297*
Sokrates *279*
Sophokles 25, *208*, *210*
Sorma, Agnes 53, 173, 182, *237*, *293*, *296*
Spielhagen, Friedrich 13, 93, 103, 144, *198*, *236*, *247*, *251*, *256*
Spohr, Wilhelm *232*
Stahmer (Sänger) 113, *260*
Steiner, Rudolf *192*
Stempel, Max 30, 34, 119, 127, 129, 132, *215*, *216*, *219*, *228*, *261*, *265-267*, *273*, *296*
Stendhal *291*
Stettenheim, Julius 169, 180, 183, *294*
Stirner, Max 46, *189*, *231*
Stolberg 105, *258*
Storm, Theodor 103, *256*, *271*
Straß, Karl Friedrich *250*
Strauß, David Friedrich 19, 20, *202*
Strauss, Johann (d. J.) *288*
Strauß, Oskar *246*
Strindberg, August 49, 53, 64, 150-154, 157, 163, *232*, *236*, *244*, *284*, *285*, *297*
Sudermann, Hermann 11, 39, *196*, *197*, *223*, *283*
Swift, Jonathan 98, *254*
Tolstoi, Graf Lew 26, 50, 53, 55, 150, 165, 167, 174, 177-179, 182, *212*, *236*, *238*, *289*, *290*, *298*
Tovote, Heinz 11, 45, 60, *193*
Türcke, Gustav *285*
Türk, Julius 46, 58, 175, *230*, *239*
Turgenev, Ivan 26, 37, *211*, *219*, *236*, *290*
Ullrich, Titus 122, *263*
Vacano, Emile Maria 28, 115, *213*
Vahlteich, Julius *268*
Vergil *281*

Verlaine, Paul 63, *243*
Viehoff, Heinrich 102, 105, *256*
Virchow, Rudolf *201*
Vogel von Falkenstein, Eduard 88, *250*
Voß, Richard 11, 30, 33, 34, 170, *192*, *218*, *278*
Wagner, Richard 25, 34, 37, 63, *209*, *210*, *243*, *286*
Waldeck, Franz Graf von *200*, *206*
Wallner, Franz *287*
Washington, George 21, *205*
Wedekind, Donald 11, 164, *194*
Wedekind, Frank 11, 49, 153, 157, 164, *194*
Werner, Wilhelm 58, *240*
Wieland, Christoph Martin *283*
Wienbarg , Ludolf *221*
Wigand, Otto 143, 144
Wilbrandt, Adolf von 169, *293*, *294*
Wildberger, Karl 58, *240*
Wildenbruch, Ernst von 10, 11, 30-34, 39, 43, 121-123, 127, 128, 135, 169, 170, 179, 186, *188*, *216-218*, *227*, *262*, *265*, *271*
Wildenbruch, Louis von 30, 42, *216*
Wilhelm II., Kaiser von Deutschland *205*
Wilhelm, Karl *200*
Wille, Bruno 10, 11, 47-49, 57, 58, 148, 149, 155, 157-163, 175, 182, 186, 187, *189*, *194*, *196*, *230*, *238-241*, *243*, *283*, *287-289*, *299*, *300*
Wille, Elisabeth 160, 162, *283*, *289*
Winkelried, Arnold (Erni) 21, *205*, *259*
Wolf, Lucie, geb. Johannesen *233*
Wolff, Eugen 46, 47, *218*, *231*, *232*, *297*
Wolff, Pius 31, *217*
Wolff, Theodor 51, 169, 170, 172, 180, 181, *235*
Wolzogen, Ernst von 11, 41, 60, 67, 143, *196*, *225*, *241*, *245*, *246*, *280*
Xenophon *260*
Zedlitz-Trützschler, Robert Graf von 160, 163, 164, *288*
Zimmermann, Georg *228*
Zobeltitz, Fedor von *241*
Zola, Émile 26, 50, 63, 165-168, 176, 177, *212*, *215*, *227*, *233*, *236*, *288*, *292*, *294*, *297*, *298*
Zoozmann, Richard *241*
Zumsteeg, Johann Rudolf *219*

Die Brüder Heinrich (1855-1906) und Julius Hart (1859-1930) sind Schlüsselfiguren der Berliner Fraktion des Naturalismus und wichtige Stichwortgeber für die erste Periode der ‚klassischen' Moderne in Deutschland. Der vorliegende Band macht mit den Erinnerungen der Harts bedeutende Quellentexte zur Literatur- und Kulturgeschichte des späten 19. Jahrhunderts neu, Teile davon sogar erstmalig zugänglich. Heinrich Harts Memoiren wurden seit der Buchveröffentlichung im Rahmen seiner *Gesammelten Werke* (1907) nicht mehr aufgelegt, und Julius Harts Memoiren erschienen seinerzeit nur verstreut in diversen Zeitungen und Zeitschriften; einzelne Bestandteile dieses Werkkomplexes blieben bis heute ungedruckt. Hier nun werden die Erinnerungen der Brüder zum ersten Mal nicht nur in zusammenhängender Form, sondern auch ausführlich kommentiert dargeboten.

„... durch das anschauliche ... Bild, das wir aus ihnen über jene ... Zeit von 1880-1900 gewinnen, ... [gehören sie] zu den besten Memoirenwerken jener Tage" (Kurt Tillmann – 1924)

„... die verläßlichste und zugleich unterhaltsamste Quelle für jene Literaturepoche" (Paul Wittko – 1926)

ISBN 3-89528-553-6